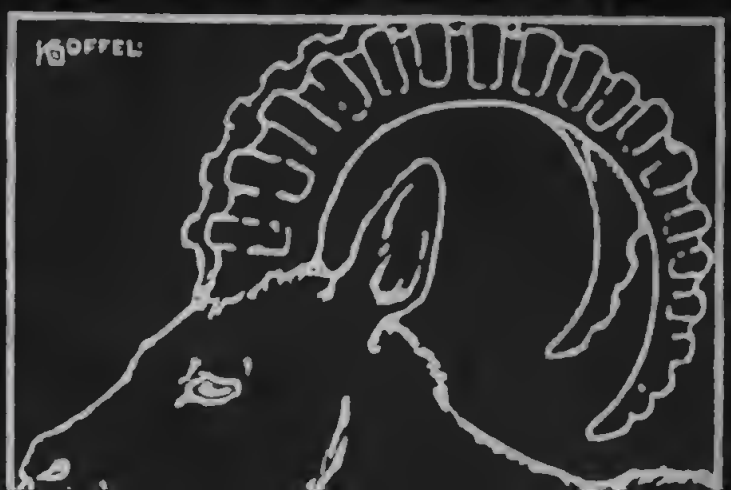
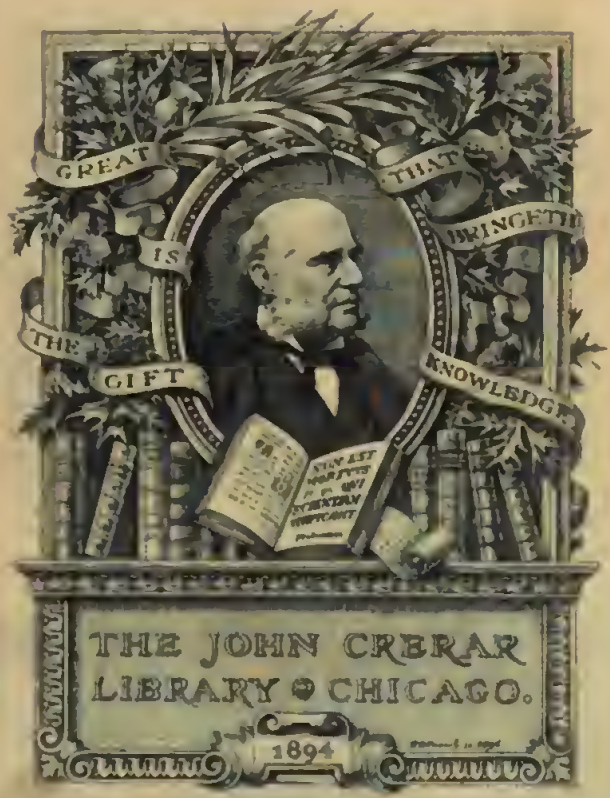
H. MEERWARTH u. K. SOFFEL

LEBENSBILDER aus der TIERWELT

· Säugetiere ·

Digitized by Google


KOFFEL


GREAT IS THAT WISDOM
THE GIFT BRINGETH
KNOWLEDGE
THE JOHN CRERAR
LIBRARY • CHICAGO.
1894

M. Steckel. *Hohe Tatra, Dezember 1904.*

Sichernder Gemsbock.

Lebensbilder

aus der

Tierwelt

Herausgegeben von
H. Meerwarth und K. Soffel

Zweiter Band

Erste Folge: Säugetiere II

R. Voigtländers Verlag in Leipzig

Digitized by Google

HARVARD MED. LIBRARY

Einbandzeichnung von Karl Soffel in München.

Copyright 1910 by R. Voigtländers Verlag, Leipzig.

Druck von Fiſcher & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

Seiner Königlichen Hoheit
dem Großherzog

Wilhelm Ernst von Sachsen

dem weidgerechten Jäger und Naturfreunde
in Ehrfurcht gewidmet

265804

Digitized by Google

Inhaltsverzeichnis.

	Seite
Inhaltsverzeichnis	III
Die Gemse von Hermann Meerwarth	1— 69
Der Siebenschläfer von A. Bütow	70— 90
Das Damwild von J. Müller-Liebenwalde	91—165
Der Hamster von Hermann Löns	166—187
Das Elch von Fritz Bley	188—320
Der Feldhase von Hermann Löns	321—346
Der Maulwurf von Martin Braeß	347—366
Das „Murmeltier" von Fritz Bley	367—395
Der Steinmarder von Hugo Otto	396—409
Der Dachs von Fritz Bley	410—426
Das Ziesel von Else Soffel	427—445
Der Eisbär. 1. Im Eismeer von Alf Bachmann-München. 2. Der Bär von Alfred Leverkus-Leverkusen a. Rh.	446—484
Die Brandmaus von Else Soffel	485—497
Das Walroß und Moschusochse von Dr. Ernst Schäff	498—514
Fledermäuse von Else Soffel	515—552
Verzeichnis und Erläuterung der Bilder von Karl Soffel	553—560
Register	561—562

Digitized by Google

Die Gemſe.

Von Hermann Meerwarth.

Verklungen iſt im Hochgebirg der letzte Schrei des Brunfthirſchs, verſchwunden ſind im Laatſchendickicht die Ringamſeln, die noch vor kurzem auf dem Zug nach dem Süden in Scharen hier oben in der beerenreichen Zone ein paar Raſttage gemacht, es fehlt das Rotſchwänzchen, das noch vor wenigen Tagen um die höchſtgelegene Alphütte hüpfte und nickkopte und ab und zu noch ſein kurzes Gſtanzl vernehmen ließ.

Nur der Zaunkönig ſchlüpft noch im Krummholz herum und ſchmettert ſeinen ſilbernen Triller und der Kolkrabe läßt ab und zu ſeinen lauten Ruf vernehmen oder das Gezänke einer Geſellſchaft Steindohlen unterbricht auf Minuten die Stille: hoch oben an ſcharfragender Felskante flatternd balgen ſie ſich um die letzten Fetzen des Aufbruchs, den der glückliche Schütze drüben am Almboden hatte liegen laſſen, nachdem er den Laatſchenbruch durch den Schweiß des ſtolzen Kronenzehners gezogen.

Sonſt herrſcht Ruhe jetzt hier oben, denn auch der Senn hat ſchon vor Wochen ſeine Herde talwärts getrieben, das Glockengebimmel und Brüllen des weidenden Viehs iſt längſt verſtummt und mit ihm verſchwanden die Schafe und Ziegen aus den Karen. Regen und ein paar Schneeſchauer, Froſt und Sonne haben die letzten Spuren der hier eingedrungenen Menſchenkultur, die Fährten und Loſungen des Weideviehs, getilgt: jetzt gehört das ganze Revier wieder der Gemſe, der kühnen Springerin, der wetterfeſten, die über Sommer entlegene Walddickichte und die Nachbarſchaft von ewigem Schnee und Eis der Gemeinſchaft mit dem ihr verhaßten Weidevieh vorzog. Jetzt kommt ſie wieder tiefer herab zur Äſung auf den hoch zwiſchen den Laatſchenfeldern gelegenen Almböden, erſt das „Grafſl" allein, die Geißen, Kitze und ſchwachen Böcke. Bald werden ſich auch die alten „Lauberböcke" einſtellen, die bis dahin noch das verborgene Leben des griesgrämigen Einſiedlers im dichteſten Laatſchendickicht führen.

Wäre der Toni nicht, der Hüterbub, der ſo tagelang draußen bei ſeinen Schafen und Ziegen lag und herumſpekulierte, der Sepp hätte vielleicht keinen einzigen Gamsbock zu ſehen bekommen und das Mirzl drunten hätt' ihn nicht ſchlecht aufgezogen — ſo kann er doch wenigſtens ein Gamskrickl vorweiſen, das er noch kurz vor dem Abtrieb errungen, ein ganz anſehnliches, aber das

Säugetiere II. Copyright 1909, R. Voigtländers Verlag in Leipzig.

M. Steckel. *Hohe Tatra, Dezember 1904.*

Gemse. Zwei geringe Brunftböcke als neidische Zuschauer am Brunftplatz.

schönere ist droben geblieben, und auf dem Rücken seines Trägers, des ältesten Bocks im Revier, wird sich bis zur Brunft im November ein Mordsbart, ein richtiger „Wachler", ein weißbereifter, zu einem wahren Prachtstück herauswachsen. Und soviel steht fest, den wird er dem Jagerhias streitig machen und er soll keinen anderen als seinen Sonntagshut zieren, dem Jager zum Trotz, seinem Dirndl ein Stolz — das schwor er sich zu, als er jenem bei der Heimkehr von der Alm begegnete. —

Der Winter kann von den Hochlagen täglich seinen Einzug halten. Draußen über dem Flachland wogt ein kaltes, graues Nebelmeer und brandet bis in die tieferen Gebirgstäler herein, oben aber im Hochgebirge über der Krummholzgrenze wölbt sich ein klarblauer Himmel über die glänzend beleuchteten, kahlen Gipfel der Bergriesen, läßt ihre gigantischen Formen um so mächtiger hervortreten und macht untertags fast vergessen, daß jeden Morgen glitzernder Reif auf Gelände und Bäumen liegt. Aber die immer noch kräftige Herbstsonne hat leichtes Spiel mit ihm und mühlos zaubert sie aus den weißen Flächen ein farbenprächtiges Herbstbild hervor: oben die schroffen Felsen glänzend im

M Steckel. *Hohe Tatra, Dezember 1904.*

Gemſe. Sichernder Bock, charakteriſtiſche, ſchiefe Kopfhaltung.

blauen Äther, umſäumt und zum Teil ganz bedeckt von mächtigen Flächen der krüppelhaften Bergföhre, der ſchwarzgrünen Latſche. Dazwiſchen die jetzt vergilbten Alpenmatten, Beſtände der immergrünen Alpenroſen, an denen bereits die Knoſpen ſchwellen, die übers Jahr zu neuem Almenrauſch erblühen werden, und kümmerliche Bergerlen, darunter anſchließend der Hochwald, erſt kurzſtämmig und reichäſtig, allmählich in den ſchlanken hochſtämmigen Bergwald übergehend: geſchloſſene tiefgrüne Tannenbeſtände, mit eingeſprengten grellgelben Bergahorn und Birken, weiter unten große Flächen der noch immer üppig vollen Buchen mit rotbraunem Hauch, den Spuren des Frühreifs: ein Stimmungsbild in tauſend Farben von ſcheidender, verlorener Pracht! Schlägt über Nacht das Wetter um, ſo iſt am nächſten Morgen ſchon alles bis tief in den Bergwald herunter in fußtiefen Schnee gehüllt, ſchwere Nebelwolken verhüllen die höchſten Berghäupter, die aus dem auf Minuten zerriſſenen Wolkenſchleier den Gamsjäger im Schmuck des Winters begrüßen.

Wie immer es ſei, früh am Morgen und des Abends herrſcht hier oben ſchon die weiße Farbe und dem Hochgebirgsjäger winkt jetzt die höchſte Weid-

1*

mannsluſt, die Gamsbrunft! Gewiß, auch des Spielhahns und Urhahns Balz, des Berghirſchs Brunft bringen ihm edle Freuden und Beute — doch er teilt ſie mit dem Bewohner der Ebene und des Mittelgebirges. Aber nirgends ſonſt in der Welt als hier oben in der nächſten Nachbarſchaft von Gletſchern und ewigem Schnee iſt die Gamskrucke zu gewinnen und nur in dieſer an Fährlichkeiten überreichen Jahreszeit der Gamsbart. Drum iſt die Gamsjagd auch die Perle, der Stolz des echten Jägers: die ſchroffe Bergnatur hält ihm dies Revier rein vom ſonſt allerorten graſſierenden Jagdgigerltum. Mag man auch von allen gerade über dies Thema vielfach verbreiteten Übertreibungen abſehen, ſoviel bleibt ſicher: die Gamsjagd erfordert einen ganzen Mann, ein ſtarkes Herz, einen wetterfeſten Körper, entſchloſſenen Mut und große Ausdauer gegen allerlei Strapazen. Und mit Stolz ſei's geſagt: in deutſchen Landen gibt's noch „echte" Gamsjäger, nicht nur unter der einheimiſchen Bevölkerung der bayriſchen und öſterreichiſchen Alpen, denen allen ein Spritzer Jagerblut in den Adern rollt — mehr als der zünftigen Jägerei lieb iſt — ſelbſt unſere Fürſten, voran der Senior von Bayerns Jägern, Prinzregent Luitpold und Kaiſer Franz Joſeph von Öſterreich ſind bis in ihr hohes Alter paſſionierte Gamsjäger geblieben und um ſie reiht ſich ein großer Kreis von echten Jägern aus allen Ständen, die es mit dem ſtolzen Sprüchlein des alten Franz von Kobell halten:

Herunten leicht Jager d'erfragſt
auf Henna und Haſen und Füchs.
Wo droben aber 's Edelweiß wachſt,
da taugen die mehreren nix!
Aber i bi dabei;
denn „wie höcher wie liaba" dees is
mei Spruch allewei!

* *
*

Morgendämmerung: graue Nebelſchwaden wogen und brauen und verhüllen den Ausblick. Nur ab und zu, wenn ein Windſtoß dazwiſchen fährt, zeigen ſich die Einzelheiten der Landſchaft: drüben die ſchroffe, graue Felswand, auf der in Gräben und Löchern noch Reſte vom letzten vor wenigen Tagen niedergegangenen Schneefall ſich gehalten haben, zu ihren Füßen eine kleine rings von Laatſchendickungen eingeſchloſſene, jetzt mißfarbige Hochalm, ein ſeit Jahren bevorzugter Brunftplatz, auf dem ſich beſonders ſtarke Böcke einzuſtellen pflegen. Alle Farben gedämpft im Grau des jungen Tages — kein Laut hörbar als das Sauſen des Morgenwindes, der in Stößen die alte Wettertanne zauſt, unter der der Jäger ſeinen Stand genommen.

Ob der alte Bock wie ſchon ſo manches Jahr ſo auch heuer hier Hochzeit machen wird, und ob es ihm wieder beſchieden ſein ſoll, den prächtigen „Bart"

Digitized by Google

und die hohen, starken Krucken durch all die Fährlichkeiten unversehrt hindurchzutragen, die hier oben seiner, des Liebestollen, weniger Vorsichtigen, harren? Der Zufall muß hier helfen, denn das Wild ruht zur Nacht bald zur Rechten, bald zur Linken des Almbodens. Oben unter der Wand ist der Stand nicht zu nehmen, weil der talwärts streichende Morgenwind leicht dem Wild Witterung brächte, und von unten her ist die Alm zu wenig übersichtlich und die Distanz für einen sicheren Schuß zu weit. Und ein zahlreiches Gemsrudel, der Harem des gewaltigen Platzbocks, eräugt hier mit fernsichtigen Lichtern den anpirschenden Jäger leicht von oben auf der freien Alm, wenn er sich auch noch so sehr an den Holzrand drückt, oder vernimmt das hier unvermeidliche trockene Schnellen der Zweige, falls er es versuchen sollte, durch die Dickung selbst sich anzupirschen.

Ein Platz, in der Tat, wie geschaffen, einen rechten Kapitalbock zu erhalten, nachdem es ihm gelungen, in den früheren Jahren ebenbürtige Rivalen erfolgreich abzukämpfen. Der eine war, vom Brunftplatz von ihm abgehetzt, auf der benachbarten steilen Wand im Kampf von ihm vom schmalen Felsenbande abgedrängt, — in wenigen Minuten hatte sich das ganze abgespielt — rücklings in den Graben gestürzt, wo ihn zwischen Krummholz und Felsblöcken kein spähendes Auge der aasfressenden Krähen und Raben entdeckte; aber die Füchse hatten bald mit ihm aufgeräumt, und im Frühling lag sein Schädel mit den starken Hornzapfen weit unten im Geröll des Bergbachs, sein „Bart" zierte nicht den Jägerhut, lieferte aber manchem gefiederten Gaste des Laatschenwaldes, dem Zaunkönig, der Ringamsel willkommenen Niststoff zur Auspolsterung der Kinderwiege.

Im folgenden Jahre war die Sache nicht so einfach vonstatten gegangen: ein in jeder Beziehung Ebenbürtiger war diesmal von der anderen Seite des Gebirgsstocks herübergewechselt und den Fährten des zahlreichen Rudels ins Bereich unseres Platzbocks gefolgt: mitten auf dem Brunftboden erwartete der Eindringling den wie ein schwarzer Ball über Stock und Stein dahersausenden Platzbeherrscher und dachte nicht an Flucht. Ein heißes langes Ringen begann, währenddem das Rudel dem Klirren der stahlharten Krucken, dem Stampfen der kraftstrotzenden Läufe, dem Ächzen und „Blädern" der wutentbrannten Kämpen lauschte, nicht ohne daß bei dieser Gelegenheit der eine oder andere der schwächeren Böcke zum Ziel kam, die ständig gierig, wenn auch in angemessener Entfernung den Brunftplan des Gewaltigen umlungerten. Aber plötzlich fuhr die scharfe Waffe des Gegners dem Eindringling in die Weiche, mit kurzem Ruck riß er sie heraus und stürmte im nächsten Augenblick dem eben erspähten „Schneider" entgegen, der es aber vorzog, beizeiten im Laatschendickicht zu verschwinden.

Der andere Kämpe aber zog langsam mit hängendem Lecker und gekrümmtem Rücken zu Holz, an seiner Seite hing ein ellenlanges Stück des Ge-

scheides heraus und eine schmutzige Schweißspur verriet seinen Weg und sein Wundbett, in dem ihm der mit dem Schweißhund folgende revierende Jäger den Fangschuß gab.

Erst durch diesen Befund waren die Jäger auf den Kapitalen aufmerksam geworden, aber wiewohl seither schon drei Jahre vergangen waren, der „Bartgams" war immer noch Herrscher in seinem Revier und Stammvater manches braven Bockes, deren auffällig stark geringelte und weit ausgelegte Krucken die Jäger, wohl mit Recht, der Vererbung des vom Schicksal so begünstigten Prachtbocks zuschrieben. Ihn selber hatte freilich noch keiner genauer gesehen, höchstens durchs Fernglas. Als ob ihn, den Stolzen, der Berggeist beschirme, hatte er Glück und spottete jeglicher Bemühung. Zweimal schon hatte sein Stündlein geschlagen, aber das erstemal war es ein Jagdgast, dem beim Anblick des schwarzen, unerwartet aus der Dickung tretenden Kapitalbocks das „Blut in die Augen trat", und das Zittern in die Arme, so daß er das Schießen vergaß — wie hat er geflucht damals, der Jagerhias, er ballt jetzt wieder die Faust bei der Erinnerung. Und im letzten Jahre war er selbst der Gefoppte: heiß und kalt wird ihm jetzt noch beim bloßen Drandenken. Er hatte ihn in den Laatschen angepirscht, es war ihm gelungen, das fast Unglaubliche, in stundenlanger mühseliger Geduldsarbeit, jetzt lag er in guter Deckung und brauchte nur noch eine kleine Bodenfalte überwinden und dort vorne hinter jenem Felsblock, da wird er's dann „fliegen lassen" und dann ist er sein. Aber langsam zu Werke, wenn's auch ein Bissel länger braucht. Da kommt eine falsche Bewegung in die Nebelschwaden, statt abwärts wie bisher, beginnen sie aufwärts zu treiben, ballen sich vor der Wand und in wenigen Minuten ist die Aussicht versperrt und der Jäger sitzt zwar jetzt am rechten Fleck, aber vor ihm liegt nun statt der Alm mit dem Gamsrudel ein Nebelmeer, das allmählich immer dicker wird, ihn selbst einhüllt. Der „Gamsschützer" hatte wieder einmal seine Schuldigkeit getan, ein schwerer Schneesturm kam in seinem Gefolge und unser Mann war froh, daß er, zwar ohne den Bartgams, den Teufelsbock. aber doch mit heilen Knochen, wenn auch todmüde nach mühsamem Abstieg die Jagdhütte endlich gefunden hatte. —

Wie wird's wohl dies Jahr gehen?

Der Halter-Sepp machte damals ein schiefes Gesicht, als er ihn traf beim Abtrieb. Muß der Kerl auch grad heuer auf diese Alm gekommen sein, — sicher weiß er, der berüchtigte Wildschütz, jetzt den Bock, da heißt's die Augen offen halten, wenn's nicht gar schon zu spät ist! — Der Hias stöhnt beim Gedanken an die Möglichkeit, daß sein Stolz, sein Teufelsbock, so einem „Lumpen" könnte angelaufen sein — das Zittern hätt' der sicher nicht gekriegt! —

Allmählich schwinden die Dämmerungsschatten, in die brauenden Nebel

M. Steckel. *Hohe Inton.*

Gemſe. Sichernd.

ist bestimmte Bewegung nach der Wand, nach oben gekommen. Zwischen den Laatschen tauchen dunkle Gestalten auf und verschwinden wieder. Bald läßt der Zaunkönig seine Zeterstimme vernehmen, ab und zu ertönt heller Klang von steinelnden Gamsen. Das Rudel hat seinen Schlafplatz in der Dickung verlassen und ist jetzt im Anzug zur Äsung nach der Alm. Eine alte Geltgeiß als Leitgeiß an der Spitze, dann verschiedene Kitzgeißen, mit den ihr folgenden oder sie in neckischen Bocksprüngen umtanzenden Kitzen — hier ein, dort zwei — und mit den Jahrlingen, der Nachkommenschaft von der vorletzten Brunft, darunter ein paar zierliche Böckchen, die der Platzbock noch nicht für voll nimmt und daher beim Rudel noch duldet, wenn sie auch ab und zu, von den brunftigen Geißen gereizt, bei einer kleinen Hatz hinter einer Schmalgeiß etwas zu plump vertraulich werden. Eine innere Unruhe beherrscht die ganze Gesellschaft. Selten ist das Kitz willkommen, wenn es dem Gesäuge der Muttergeiß verlangend naht, unwillig wird es meist abgeschlagen, tröstet sich aber bald im neckischen Spiel mit seinesgleichen. In kurzen, trippelnden Schritten bewegen sich die Geißen meist und nichts verrät bei dieser Gangart die Kraft ihrer Glieder. Nur wenn eine wie spielend einen mannshohen Felsblock nimmt oder einen Laatschenbusch überfällt, verrät die Leichtigkeit, mit der es geschieht, das sprunggewandte Bergwild. Das Rudel hat die Alm erreicht und zieht äsend bergauf der Wand zu. Oft wirft ein Stück auf, steht wie in Erwartung, zieht prüfend die Luft durch den Windfang, schüttelt den Grind und äst weiter.

Wo mag der Bock stecken? Oben in der Almecke, auf einer der untersten Terrassen der Wand hebt sich ein dunkler Fleck vom grauen Gestein. Eben wirft die Sonne flüchtigen Strahl durch die widerwillig weichenden Nebel, da blitzt es auf über dem schwarzen Fleck — ein heller Fleck leuchtet auf und verschwindet. Es ist der Teufelsbock, der Jäger hat ihn schon mit dem Fernglas entdeckt und einen Juchzer möcht' er loslassen vor Freude, daß er noch da ist. Deutlich hebt sich im Glas sein massiger langhaariger Körper, im Wind wehen die langen Haare an Brust und Hals und am Rücken hebt und schüttelt der spielende Luftzug die langen Rückenhaare, den weißgestreiften, spannenlangen Bart, den Wachler. Starr steht der Bock wie eine Statue, nur wenn er den Grind dreht bei der Suche nach einem Rivalen, prahlen seine hohen, weit ausgelegten Krucken im Morgenstrahl und seine Bläße leuchtet auf.

Die Geißen werfen auf und äugen rückwärts, eine eilt in trippelndem Schritt wieder bergab. Der Wind hat ihr den nahenden Freier verraten, dessen penetranter Bocksgeruch im Winde sogar der Nase des Menschen auf gut fünfzig Meter Entfernung vernehmbar ist. Bald zeigt sich ein Bock mittlerer Stärke am Rande der Dickung und trollt dem verhoffenden Rudel entgegen. Da ein scharfes „Blädeln" von der Wand her und wie ein schwarzer Ball fliegt der Platzbock über die letzten Felsterrassen, über Büsche, Stein-

Digitized by Google

blöcke mitten durch das auseinanderstiebende Rudel dem Eindringling entgegen! Doch der macht noch beizeiten kehrt und flüchtet durch die Laatschen zurück, verfolgt von dem mächtigen Gegner. Jetzt tritt der Platzbock wieder auf den Plan, — die Eifersucht hat seine Begierde neu angestachelt, — und beginnt die Schmalgeißen zu treiben, die sich in der Regel erst nach langer Hatz dem Beschlag fügen. Das ist dann ein Rennen von der Alm durch die Dickung nach der Wand, und hat der Bock die Geiß erreicht, so traktiert er sie mit Kruckenstößen und Laufschlägen, daß die Haare stieben, bis sie sich willfährig zeigt, und ist dann unersättlich im Genuß. Die brunftigen Muttergeißen drängen sich dicht um ihn, und die Zeit verstreicht ihm unter Minnespiel und eifersüchtigem Wachtdienst gegenüber anderen Brunftböcken, so daß er kaum Zeit zum Äsen findet und sichtbar von Tag zu Tag mehr abmagert.

Manch guter Bock zählt schon zu seinen Nachkommen: verschiedene von ihnen hat schon des Jägers oder Wildschützen Kugel ereilt, teils hier oben in der Nachbarschaft ihrer eigentlichen Heimat, teils fernab im fremden Gebiet, wohin sie zur Brunftzeit auf die Brautfahrt ausgewechselt waren, mancher hat es schon an anderem Revier zur Würde eines unbestrittenen Platzbocks gebracht. Aber einige lungern immer noch hier im angestammten Revier um das Rudel der eigenen Sippe, jederzeit bereit, den Platzbeherrscher zu ersetzen, wenn ihn sein Schicksal in dieser oder jener Form ereilen sollte. Dann wird es unter den Nachfolgern neue Kämpfe setzen, bis ein Überlegener die Oberherrschaft wieder erringt und ebenso eifersüchtig wahrt wie sein berühmter Vorgänger. Bis dahin freilich führen sie das Leben der am Brunftplatz überzähligen — immer in ängstlicher Scheu vor dem gewalttätigen Ahnherrn, gleichwohl jederzeit bereit, vorübergehend seine Rechte auszuüben, wo immer sich im vielbewegten Verlauf der Brunftzeit Gelegenheit dazu gibt: und die ist nicht gar zu selten, denn die Geißen, besonders die älteren Stücke, sind durchaus nicht wählerisch und nehmen den Ersatzmann ohne viel Sträuben, wenn der gewalttätige Tyrann durch anderweitige Inanspruchnahme seine Rechte nicht überall zugleich wahren kann.

Langsam zieht sich das Rudel der Wand zu und verschwindet schließlich hinter Laatschen und Steinblöcken. Hier, auf unzugänglicher Terrasse wird es sich niedertun, sicher vor jeder gefahrbringenden Annäherung: im Rücken und über ihm die steile Wand, nach allen Seiten und abwärts frei der Ausblick. Ab und zu erscheint ein Stück auf einer Felszacke und hält Umschau: die geringste Witterung von Mensch oder Hund, die der Wind dem feinfühligen Windfang zuträgt, sie entgeht dem scharfsinnigen Späher so wenig, wie irgendwelche fremde Erscheinung im weiten Gesichtskreis: ein scharfer Pfiff, ähnlich dem Schrei des Bussards, von einzelnen Stücken wiederholt, und das Rudel ist wie der Blitz auf den Läufen, äugt mit schräggehaltenem Grind bergab, um sich erst über Nähe und Richtung, aus der die Gefahr droht, zu vergewissern,

Digitized by Google

M. Steckel. *Hohe Tatra, Dezember 1904.*

Gemsbock. Ein ebenbürtiger Gegner nähert sich dem Rudel (Winterkleid).

Digitized by Google

und verzieht sich dann immer höher in die jäh abstürzende Felswand. Auch unser Jäger, der endlich seinen Späherposten verläßt, entging nicht dem Blick der Leitgeiß. Verschiedene Gemsköpfe, auf die große Entfernung eben als weiße Flecke im grauen Gestein erkennbar, tauchen auf und verschwinden wieder, der Jäger aber vergrämt sie nicht, sondern geht ruhig bergab der tiefer gelegenen Jagdhütte zu, zufrieden mit dem Ergebnis seiner Späherfahrt und voller Hoffnung auf den Abend, wo das Rudel und mit ihm der Bock bestimmt wieder auf den Almboden erscheinen wird, — und wenn's das Glück will, kann's diesmal klappen. —

Stunden vergehen — der Jäger hat drunten in der Hütte seinen „Schmarren" verzehrt, und sich zum Mittagsschlaf niedergelegt — die Nacht war kurz und der Aufstieg zur Jagdhütte am vorigen Abend war mühselig genug. Droben beim Almboden hat der Halter-Bub, der Toni, hinterm Felsblock den Abstieg des Jägers beobachtet — er bleibt ruhig liegen und läßt Stunde auf Stunde vergehen. Aber endlich macht er sich auf, geht offen und frei über den Almboden der Wand zu. Es dauert nicht gar lang und der erste Gamspfiff ertönt, andere antworten, das Rudel steht oben auf einer der unteren Terrasse, Kopf an Kopf und äugt nach dem langsam sich nähernden Jungen. Bald hat er den Fuß der Wand erreicht und immer noch halten die Gams aus — die Gestalt ist ihnen vertraut vom Sommer her — erst als der Bub beginnt, in die Wand einzusteigen, zieht das Wild auf vertrautem Wechsel in langsamen Fluchten der Höhe zu. Ein paar Juchzer und Peitschenknaller hinterher und dann steht unser Bursch und lauscht angespannt. Da — ein Schuß! Ein verschmitztes Grinsen im Gesicht des Buben verrät, daß er den Schützen kennt; ja, man hat nicht umsonst den ganzen Sommer hier oben Vieh gehütet und dabei ein bissel nach dem Gams und seinem Wechsel Ausschau gehalten. Und, was dem Jäger unmöglich dünkt, der Sepp hat's fertig gebracht: auf weitem Umweg in die Wand einzusteigen, und die launische Glücksgöttin war dem Kühnen hold — der Teufelsbock war ihm auf sichere Distanz zu Schuß gekommen und der kräftige, verwegene Bursch stieg mit dem schweren Bock im Rucksack den halsbrecherischen Pfad zurück und landet nach stundenlanger Fahrt in stockdunkler Nacht auf einsamen Bauernhof.

Und im „Heimgast" lachen die Burschen und kichern die Madel und bei nächster Gelegenheit braucht unser Jäger sicher nicht auf den Spott zu warten, wenn der Bursch mit dem gewilderten „Wachler" auf dem Sonntagshut im Wirtshaus mit ihm zusammentrifft. —

Droben am Brunftboden herrscht ein anderes Leben: drei oder vier Böcke kämpfen um den Besitz des verwitweten Harems, das starke Rudel ist schließlich zersprengt in mehrere kleinere — der Jäger konnte mehr als einen guten Bock schießen, aber die Lust war ihm vergangen, als er an jenem Abend überhaupt nichts auf dem Almboden antraf, am anderen Morgen aber an dem

Digitized by Google

dreisten Benehmen mehrerer Böcke, die sich sonst hier kaum hatten blicken lassen dürfen, erkannte, was die Uhr geschlagen hatte. Was half es ihm nun, daß er in stundenlanger mühseliger Nachsuche mit dem Schweißhund schließlich den Aufbruch fand, den der „Lump", nachdem er aus der Wand weit drüben heil abgestiegen war, in die Laatschen geworfen hatte! —

* *
*

Das war ein unfreundlicher Abschied von der Jagdhütte: fast hätt' unser Hias der Jägerpflicht vergessen und das Kochgeschirr ungeputzt und das Bettzeug den hier im Winter als zahlreiche Gäste eintreffenden Mäusen der verschiedensten Art als Tummelplatz und Zeitvertreib für die allzu fleißigen Nager hinterlassen. Doch siegte schließlich die Selbstzucht über den tiefen Groll, und als er die Hüttentür dröhnend ins Schloß warf, war drinnen alles fein säuberlich am rechten Fleck, das Küchengeschirr blitzblank im Wandschrank, das Bettzeug an Haken und Stricken frei an der Decke aufgehängt, wie es sich gehört für einen rechten Jäger.

Bald deckt tiefer Schnee die Gegend, fußtief, metertief, wachsend von einer Neuen zur andern, daß bald nur oben noch der Giebel der Hütte hervorragt und die Spuren von Fuchs und Marder über das Dach ziehen, die hier vorübergehend Unterschlupf finden und fleißig auf die vom Sonnenschein hervorgelockten Hüttenmäuse pirschen.

Das Gemswild tritt wohlgenährt durch die nährstoffreichen Alpenkräuter in den Winter, mit einer dicken Feistschicht, als Wärmeschutz und Reservestoff für die Tage der Not, in denen das Fett allmählich verbraucht wird. Die alten Böcke freilich haben schon während der Brunft ein gut Teil davon verloren. Eine dichte schwarzbraune Wolle deckt den ganzen Körper: so ist unser Wild in jeder Beziehung gut vorbereitet auf den harten Bergwinter. In größeren oder kleineren Rudeln bezieht es nunmehr seine Winterstände im tiefer gelegenen Bergwald, der gegen die rauhen Winterstürme einigen Schutz gewährt. Von Raubwild kaum beunruhigt, da Fuchs und Marder und auch der Steinadler ihnen wohl kaum gefährlich werden, und dem Menschen, dem einzig gefährlichen Störenfried, in dieser Jahreszeit der Zugang unmöglich ist, halten sie sich meist dicht bei den gewählten Ständen, an denen ihnen die Hand des vorsorgenden Jägers noch einige besondere Gaben gespendet hat, gefällte Weißtannen, Heupuppen, Salzlecken, im Wald verstreut, denn die Gemse meidet als scheues Tier auch im strengsten Winter die großen Wildfütterungen, an denen sich das Rotwild und Rehwild in Scharen sammelt. Die Knospen der Nadelhölzer, besonders die Weißtanne und Laatsche, Moos und Bartflechten und das spärliche auf dem Halm getrocknete Heu, besonders unter alten Wetter-

M. Steckel. *Hohe Tatra, Juli 1904.*

Gemſe. Kitzgeis mit Kitz, ſichernd.

tannen und an schneefreien Steilhängen, bilden die Äsung, die dem genügsamen Krikelwild den ganzen Winter über kaum fehlt, denn der Schnee wird in der scharfen Kälte immer bald tragfähig, so daß die Tiere immer wieder einen Weg zur Äsung finden. Ja selbst gegen die allem übrigen Schalenwild verderbenbringende „Harscht", den an der Oberfläche aufgetauten und dann wieder hartgefrorenen Schnee, ist das Gamswild gewappnet. Die dichte und harte Behaarung seiner Läufe verhindert deren Verwundung an den messerscharfen Eisrändern der durchbrechenden Schneeoberfläche, infolge deren das übrige Schalenwild, besonders Rotwild und Rehe, der Kälte, dem Hunger und Raubzeug so leicht zum Opfer fällt. Hält freilich der Schneesturm länger an, so kommen auch für die Gemsen schlimme Zeiten, in denen sie mit Vorliebe unter dem weit ausgelegten Dach von Wettertannen Unterschlupf suchen und dann die erreichbaren Zweigspitzen, die Flechtenbehänge, das spärliche Gras äsen, bis der Schnee, wieder tragfähig, einen Wechsel nach weiter entfernten Äsungsplätzen gestattet. Auf diese Zeit ist wohl sicher die Entstehung der merkwürdigen „Gemskugeln" oder „Bezoarkugeln" zurückzuführen, jener bis zu Hühnereigröße erreichenden, an der Luft rasch trocknenden und aromatisch riechenden Gebilde, die sich häufig im Labmagen der Gemse vorfinden und natürlich in der abergläubischen Volksmedizin als Universalmittel gegen alle mögliche Gebrechen bis auf den heutigen Tag eine große Rolle spielen. Sie bestehen aus nichts anderem als dem mit den Laatschentrieben überreich aufgenommenen Harz, unverdaulichen Holzteilen von Pflanzenstengeln und Wurzeln, Haaren, die die Tiere gelegentlich beim Putzen ihrer Decke ins Geäse und mit der Äsung in den Magen bringen. Sicher haben diese Kuriosa keine andere Bedeutung, als daß sie höchstens, wie man beobachtet haben will, den besonders stark damit behafteten Tieren Verdauungsstörungen veranlassen, so daß sie stets schlecht bei Wildpret bleiben.

* *
*

Lustig pfeifend streichen die Kreuzschnäbel im Bergwald von Wipfel zu Wipfel. Ihre Brut ist trotz der Härte des Bergwinters gut gediehen und besucht nun unter Führung der Alten die Hauptfutterstände.

Eifrig trägt der Tannenhäher Niststoffe zu Holz: Moos, Flechten zur Aufpolsterung der Nestmulde, auch Tierhaare, die er unter der Wettertanne reichlich findet, seinem altgewohnten Rastplatz, wenn er drüben am Rand des Bergbachs seinen Kropf und Hals mit Haselnüssen gefüllt hatte, um sie droben dicht unter der Laatschengrenze zwischen Steinen und in Felsritzen zu verstecken — sein Wintervorrat, den ihm freilich der Winter allzuoft so tief mit Schnee verdeckt, daß er nicht daran kommen kann.

Noch wenige Wochen, dann kommt ein neues Leben in die Bergwelt: mit Sausen und Brausen weht der Föhn, haut den Schnee von den Bäumen, lockert in wenigen Tagen die Schneelagen steilhängender Halden und läßt sie als donnernde Lawine zu Tal fahren. In unglaublich kurzer Zeit zaubert hier an den schneefreien Stellen die Sonne frisches Grün aus dem Boden und ruft die Tiere der Alpenwelt zum leckeren Mahl nach langer Entbehrung: Krähen und Birkhühner fahnden eifrig nach den von der belebenden Wärme hervorgelockten frischen Halmen, Insekten und Würmern. Von Tag zu Tag mehren sich die schneefreien Stellen und wenn auch bei Wetterumschlag ein einziger Schneefall in der Nacht wieder alles eindeckt — er hat doch keinen Bestand mehr, der Neuschnee hat keine Dauer, der Frühlingsnebel, der Schneefresser, mildert in der Nacht die Kälte, die Macht des Winters ist gebrochen. Von Tag zu Tag mächtiger tost der Bergbach, so daß der muntere Gesang der Bachamsel kaum mehr zu vernehmen ist. Melancholisch flötet die Misteldrossel in den frisch beschneiten Wald.

Beim ersten Ruf des Frühlings, als die alten Wettertannen sich im Föhnsturm bogen, ist das Gemswild wieder aufgebrochen, bergan, den schneefreien Plätzen zu, die bald mit verheißungsvollem Grün winkten. Nicht allen ist es vergönnt, jetzt hier oben mit der kräftigen Äsung des Winters letzte Drangsal zu überwinden: manch ein verwaistes Kitz war zuletzt dort der Kälte und Not unterlegen, ein Raub der Füchse, gar manches Tier stürzt auf halb verschneitem Pfad in den Abgrund und nicht gar selten finden ganze Rudel auf dem Wechsel zur verheißungsvollen Alphöhe ihr Grab in niedergehenden Lawinen. —

Die alte Wettertanne droben am Almboden steht im Zeichen der Hahnenbalz: zu ihren Füßen jodeln und springen zwei uralte Birkhähne, wetteifernd um die Gunst der Hennen, die dem Liebestournier von den umliegenden Tannen und Laatschen zuschauen. Zwei Wochen später beginnt der mächtige Urhahn sein geheimnisvolles Lied weiter unten im Wald, nahe der Baumgrenze zu singen und die Waldschnepfe streicht schon jetzt murksend am Rand des Almbodens und fällt auf schneefreier Stelle ein, mit dem langen Stecher zu wurmen.

Jetzt gibt's wieder mühsame Arbeit für die Jägerei: in stockdunkler Nacht den beschwerlichen Weg hinaufzusteigen, den Urhahn und Spielhahn zu verhören und vor unberufenen Liebhabern zu hüten! Gar mancher Bursch braucht einen Ersatz für den alten Hutschmuck und was ein strammer Bub ist, wird seinen Hahnenstoß sicher nicht in der Stadt kaufen, geschweige den für's Schatzdirndl! Und gar leicht kann bei der Gelegenheit der Jagerhias zu seiner geschworenen Abrechnung kommen für den gewilderten Teufelsbock vom letzten Herbst! —

Mitten im tollsten Liebesgejodel verstummen die beiden Spielhähne, machen sekundenlang einen langen Hals und streichen dann polternd ab gerade über unseren Jäger, der schon in Erwartung eines ungebetenen Konkurrenten

Digitized by Google

M. Stecket. *Hohe Tatra, Juli 1904.*

Gemſe. Kitzgeis und Kitz halten Umſchau.

die Büchse fester faßt. Doch es war nichts und seine Miene erhellt sich, wie er die Störenfriede erkennt, ein Gemsrudel, das bei eben hochkommender Sonne die schneefreie Stelle des Almbodens zur Äsung annimmt. Elf Gams zählt er hier, darunter drei hochbeschlagene Geißen und drei Böcke; einer davon auch jetzt im lichtfalben, verwitterten Haar des Nachwinters, ein strammer Bursche, der Zukunftsbock für die nächste Brunft hier oben, falls ihn nicht noch ein zugewechselter noch stärkerer bis dahin abkämpft. Ein verwaistes Kitz hält sich dicht bei einer Muttergeiß, deren eigener Sprößling vom letzten Jahr des Winters Unbill besser überstanden als die Waise.

Gockend streichen die Birkhennen vom Laatschenfeld auf die Almblöße, polternd fallen kurz darauf die Hahnen wieder ein, fauchen sich noch einmal an und kümmern sich dann aber um die Äsung, dazwischen immer wieder das Spiel stellend und mit gespreizten Schwingen gegeneinander trippelnd und das Gamswild immer von Zeit zu Zeit argwöhnisch beobachtend. Die Gemsen kümmern sich wenig um die gefiederten Genossen und machen nur wie zum Spaß gelegentlich ein paar Sprünge gegen ein allzu zutrauliches Birkhuhn, das dann in schnellster Gangart mit geducktem Körper enteilt mit hochgerecktem Hals sichert und dann ruhig weiter äst.

Und auf einem kleinen Bestätigungsmarsch, den nun der Jäger noch unternimmt, bemerkt er noch mehrere Gamsrudel und kann seinem Jagdherrn frohe Botschaft senden. Aber mit besonders liebevoller Sorgfalt beobachtet er sein Rudel am Almboden drüben bei der alten Wettertanne und bis in den Mai hinein kann er seine Kopfzahl immer voll bestätigen. Doch bald fehlen die hochträchtigen Geißen, die in diesen Tagen in heimlichem Latschendickicht ihre Kitzchen zur Welt bringen und von da ab sich von den übrigen Gliedern des Winterrudels abgesondert halten. Erst wenn das neugeborene Kitz gewandt genug ist, der Mutter überall hin zu folgen, duldet sie auch wieder das vorjährige, den Jahrling, und zieht nun mit beiden gemeinsam zur Äsung. Ihre Hauptsorge gilt freilich immer dem Jüngsten, dessen täppische Unbeholfenheit in seinen ersten Lebenstagen so oft die Aufopferung der Muttergeiß beansprucht, gilt es, einem allzu lüsternen Reinecke mit wuchtigem Schalenschlage der Vorderläufe den Weg zu weisen, oder das Junge mit dem eigenen Körper auf schmalem Felsband gegen den dicht über ihnen kreisenden Adler zu decken. Viel Mühe und Überredungskunst kostet es, bis die Mutter des Jungen Vertrauen in die Kraft und Gelenkigkeit der eigenen Glieder geweckt, gar oft muß sie, immer und immer wieder, leise blädelnd, eine Klippe überspringen, ehe das ängstlich klagende Kleine sich zum Sprung entschließt. Doch diese Zeit der kindlichen Unbeholfenheit zählt nur nach Tagen und ehe eine Woche vergangen ist, folgt das Kitz blindlings der Mutter, die durch sorgsame Auswahl des Wechsels seinen Kräften nicht Unmögliches bietet. Und des

Digitized by Google

Morgens und Abends auf den Äsungsplätzen, wenn verschiedene Kitzgeißen zusammenkommen, übt sich die Jugend in neckischen Bocksprüngen und Hetzjagden.

* *
*

Das Hochgebirg prangt im Festschmuck! In sattgrünem Rasenteppich erglänzen die hochgelegenen Almmatten, bestreut mit lilafarbenen Alpenglöckchen, blauem und gelbem Enzian, Aurikeln, weißgelben Alpendisteln. Zwischen dem Gestein der Rollhalden blühen allenthalben Anemonen und Veilchen, die Almrauschfelder mit ihrem satten Immergrün bestecken sich mit tiefbraunen Blütenknospen, um bald im leuchtenden Rot der Alpenrose zu erglühen, selbst der düstere Tannenwald und die Laatschenhänge mildern das Ernste ihrer Erscheinung mit dem frischen Hellgrün ihrer jungen Triebe. Unten im Hochwald klingelt und lockt der Schwarzspecht, Turmfalken kreisen kichernd über der Almwiese, der sie manchen Heuschreck, manch einen Frosch entnehmen und dem Nest im Giebel des Viehstalls zutragen, der jetzt noch öde und verlassen steht. Rotschwanz und Steinschmätzer beleben mit dem Alpenflühvogel die Steinhalden, auf denen sich das Murmeltier zeigt, und die Pieper üben unermüdlich singend ihren Balzflug.

Im Krummholz schakert jetzt wieder die Ringamsel und meldet am Morgen und Abend dem Zaunkönig das Nahen des Gamsrudels, wenn es zur Äsung nach den Almwiesen zieht. Das ist die Festzeit für alles Getier hier oben in der einsamen, von keinem Menschengetriebe gestörten und entweihten Bergwelt. Am hellen Tag zeigt sich jetzt zur Schattenzeit das Gamswild auf der üppigen Weide, selbst die alten Böcke vergessen ihre Heimlichtuerei und denken an nichts als Äsung und wie sie auf kräftiger Weide die letzten Hungerspuren des Winters tilgen. Bald rundet sich vom schwellenden Feist das Wildpret und die Decke erglänzt nach vollendetem Haarwechsel in rehfarbenem Sommerkleid mit den scharf abgesetzten dunkeln Rückenstreif und den schwarzen Läufen, in welchen die Tiere im Gestein sich nur dem geübten Auge des Bergbewohners verraten.

Doch nicht allzu lange dauert die Herrschaft des Wilds über die Almwelt. Schon lange prüft der Talbauer die Schneelagen der Almberge allabendlich nach dem Vesperläuten: kein Zweifel, sie werden von Tag zu Tag zusehends kleiner, ja sogar weit droben und selbst auf der Wetterseite erglänzen hellgrüne Mattenflecke, also auch für die Ziegen des Hofs ist schon genügende Weide vorhanden, ohne daß man sie zusammen mit dem Rindvieh auf die großen Almwiesen zu treiben brauchte. Wär's nicht althergebrachter, von Vätern und Großvätern ererbter Brauch auf dem Hof, den Johannitag abzuwarten, wahrhaftig heuer müßte man schon gut eine Woche früher auftreiben. —

Digitized by Google

M. Steckel. *Hohe Tatra, Juli 1904.*

Gemſe. Kitzgeis mit Kitz auf dem Wechſel auf ſchmalem Felsband.

Digitized by Google

Brüllend und blökend verläßt das Vieh den Hof, voran der Toni mit den Schafen und Ziegen, jodelnd und singend, gefolgt von der strammen Resi mit der kranzgeschmückten Leitkuh, die am verzierten Halsband die große, tiefgestimmte Viehglocke trägt, und diesen folgt die ganze Schar des jüngeren Melkviehs und die Rinder.

Jetzt in der schmucken Gebirgstracht ist unsere Sennerin, trotzdem sie die Lenze schon länger nicht mehr zählt, immer noch eine stattliche Erscheinung — wenn sie auch droben in der blauen Arbeitshose und den Düften des Stalles und der Käserei gar wenig den Vorstellungen manches Touristen entsprechen mag. Aber sie versteht ihr Geschäft und hält auf Ordnung und wird hoffentlich, wie der Bauer meint, dem Geißbuben besser auf die Finger schauen, als der Sepp im letzten Jahr. Den hat er schleunigst verschicken müssen im zeitigen Frühjahr. Als die Hahnen tanzten und sprangen, da mußt er droben auch einen Hopser tun und wenn ihm des Hiasls Kugel auch nur das Fleisch gehörig geschrammt, bei der Flucht tat er einen bösen Fall und büßte jetzt wetternd und fluchend drunten im Unterland den Teufelsbock und all seine sonstigen gar nicht bekannt gewordenen Jägerstückchen. Aber die Büchse hat der Toni geerbt und er wird sie, ist anzunehmen, nicht umsonst dies Frühjahr so oft liebevoll blitzblank geputzt haben und nicht umsonst so wohl versteckt in der Kraxe heraufgetragen. Und die Resi wird zwar schimpfen, wenn er zur Nachtzeit was in die Küche liefert, aber Spaß macht's ihr halt doch, so lang' es gut geht, schon dem Hiasl zu leid, der noch aus ihren jüngeren Jahren mancherlei auf dem Kerbholz hat. Und der Toni ist doppelt zufrieden mit dem Tausch, denn jetzt ist er der Mann, und außerdem hat's halt doch auch seine Vorteile, wenn der „Schmarren" von kundiger Frauenhand bereitet ist.

Und der Jäger-Hias ist trotz aller früheren Feindschaft nicht gar seltener Gast jetzt, wo die Schonzeit der Gams mit dem Juli abläuft, und läßt sich von dem halbwüchsigen Bengel, dem Toni, nicht schlecht anlügen, wenn der ihn, nach den Wechseln der Gamsböcke befragt, aufs Eis führt, — trotz aller Feindschaft, denn er bezahlt den Kas und die Milch regelmäßig mit einer Zigarre und zwar mit einer feinen, vom Jagdherrn zur Weihnacht gestifteten, und die raucht die Resi für ihr Leben gern. Des Abends aber nach vollbrachtem Tagwerk, wenn sich der Herdrauch aus der Dachluke aufwärts kräuselt, hat die Sennerin gar mancherlei Zuspruch, die Holzknechte vom nahen Holzschlag, die Nachbarin von der Sennhütte auf der Nachbaralm, der Wurzensepp und wen sonst gerade der Weg hier vorbeiführt — sie halten hier Einkehr und bald ertönt bei Zitherklang launiger Zwiegesang und helle Jodler erklingen zwischen dem Stampfen des Schuhplattlers.

Das Gamsrudel war gleich am ersten Abend vor dem Viehgebrülle und der Jodelstimme des Geißbuben und all der ungewohnten Unruhe in die Wände geflüchtet: da steht es nun die Nacht über, vernimmt das Bimmeln der Kuh-

Digitized by Google

M. Steckel. *Hohe Tatra. Juli 1904.*

Gemſe. Geis, im Gewänd abſteigend.

glocken und das Blöken und Meckern der Schafe und Ziegen und wendet ſich am frühen Morgen, da es auf dem vertrauten Äſungsplatz noch das weidende Vieh eräugt, der Höhe zu. Immer weiter nach den entlegenſten, unzugänglichſten Steinkaren, in die Nachbarſchaft des ewigen Schnees und der Gletſcher weicht es zurück, denn die tieferen Kare ſind von jetzt ab ſtändig beunruhigt von den Schafen, die hier Tag und Nacht den ganzen Sommer über den ſpärlichen Graswuchs unter des Hüterbuben Aufſicht abweiden, und vor dieſen hat das Gamswild einen unüberwindlichen Abſcheu, als wiſſe es, daß ſeine gefährlichſte Krankheit, die Räude, ihm von dieſen in die ſonſt reine Bergheimat hereingeſchleppt wird. Aber ſelbſt in die entlegenſten, allem anderen Weidevieh unzugänglichen Grasbänder, findet die Ziege ihren Weg und mit ihr teilt ſich das Gamswild in die höchſten Weiden. Freilich nur das „Geraffl", die Geiſen mit den Jahrlingen, den Kitzen und ſchwächeren Böcken: die älteren meiden ſolche Geſellſchaft und nehmen jetzt ihren heimlichen Stand in entlegenem Laatſchendickicht, aus dem ſie zur Nachtzeit zur Äſung treten, heute

Digitized by Google

M. Steckel. *Hohe Tatra, Juli 1904.*

Gemsrudel auf dem Wechsel sichernd.

Digitized by Google

hier morgen da, oft wochenlang unsichtbar, während sie an Laatschen- und Beerentrieben und dem Gras in Dickung verstreuter kleiner Bergwiesen ihre Äsung finden, bis in den Spätherbst hinein.

* *
*

Auf halber Höhe der Steilwand ist eine kleine Terrasse, mit einem dichten Laatschenhorst besetzt, mit Almrauschbüschen rings umsäumt. Mitten im Dickicht eine Lichtung, so klein, daß sie von der gegenüberliegenden Wand kaum auffällt, aber groß genug, um der strahlenden Morgensonne eine gute Weile den Zutritt zu gewähren, und überdies von einer überragenden Felsnase genügend geschützt, um einen kleinen Fleck auch bei scharfem Regen lange trocken zu halten. Senkrecht steigt die Wand darüber auf und jäh fällt unter der Dickung eine Steinwüste zu Tal ein, ungangbar, eine ständige Gefahr für den tief im Tal ziehenden Saumpfad. Rechts und links an der Wand wird die Dickung immer schmäler, schließlich stehen nur noch vereinzelte Krummholzbüsche und Beerensträucher. Da ist die Stelle, wo ein kaum fußbreites Felsenband an der Wand hinführt und die beiden rechts und links die Gräben füllenden, weiten Laatschenfelder verbindet, hier ganz verschwindend, dann in weitem Abstand meterhoch darüber zu einem kleinen Felsvorsprung wieder ansetzend, jäh abstürzend, steil ansteigend, hier kaum fingerbreit und dort wieder von Rollsteinen verlegt. Drunten aber im Graben mitten durch das Laatschenfeld geht ein Rinnsal zu Tal, umsäumt von schmalem, aber saftig grünem Weidestrich. Kein Schaf, keine Ziege findet hierher durch das unwegsame Krummholz, kein anderes Wild besucht den Ort, nur ein paar Birkhühner fallen hier ein zur Tränke oder die Ringamsel, um nach Würmern zu stochern.

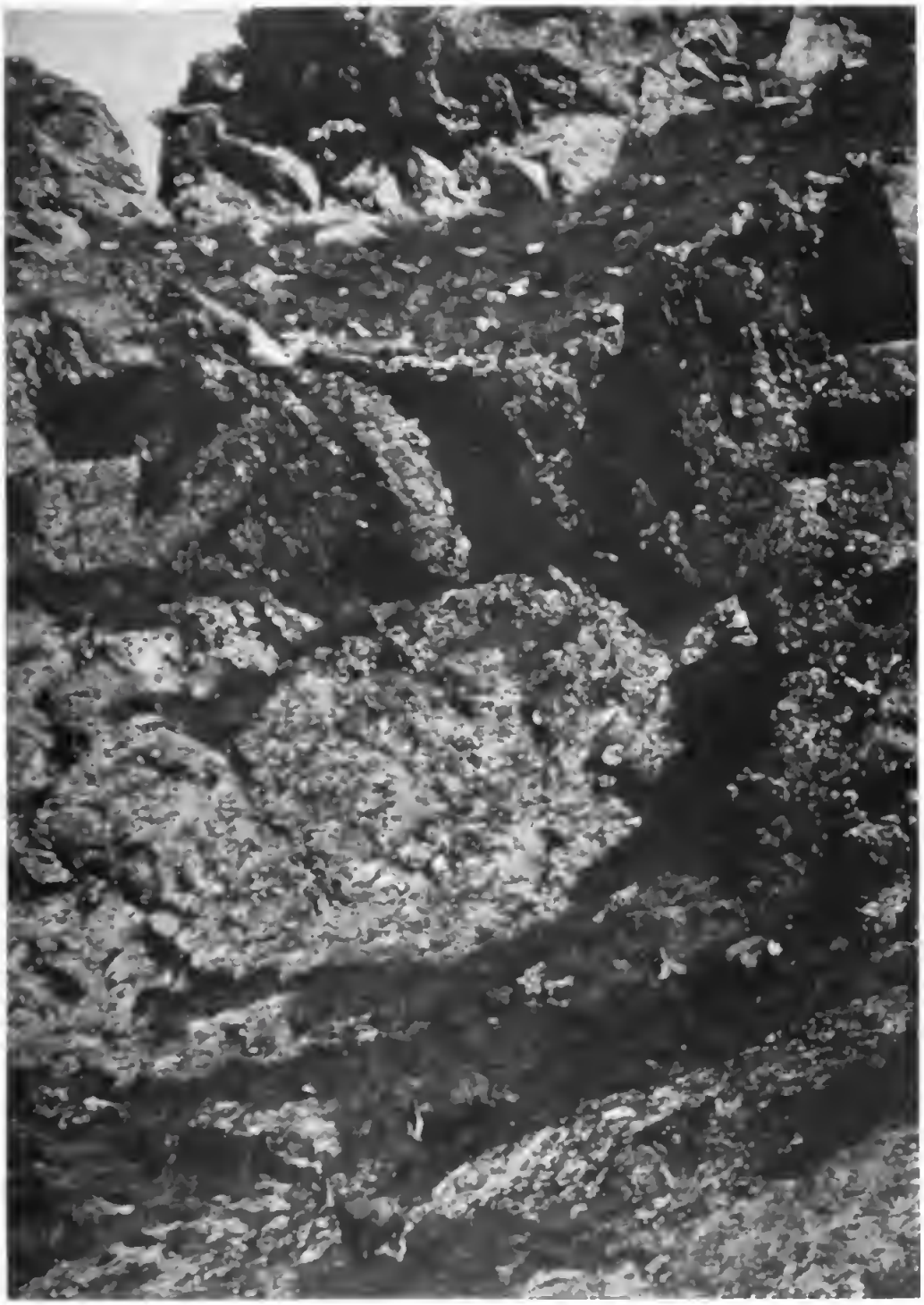
Das ist der Äsungsplatz des ältesten Bocks im Revier, der, wie sein berühmter Vorgänger, der Teufelsbock, für den Sommer hier seinen Stand genommen, als griesgrämiger Einsiedler, dessen oft erprobte Grobheit den heimlichen Winkel allem übrigen Gamswild verleidete. Nicht einmal seinesgleichen wollte er hier dulden. Eines Abends war's, da zeterte plötzlich unten der Zaunkönig und aus der Dickung schaute bald darauf ein Gamsgrind. Da kam der Alte von oben im Stechschritt herab, blieb kopfschüttelnd stehen, stampfte mit den Vorderläufen und schlug mit den Krucken an die Krummholzstämme. Der andere stand noch immer, bis der Alte dicht vor ihm die Krucken senkte, da wußte er Bescheid, daß er hier unwillkommen war und zog es vor, das Feld zu räumen. Seither war der Einsiedler ungestört. Zur Nacht saß er gewöhnlich im großen Laatschenfeld, auch an trüben Tagen bei lang anhaltendem Regen, sonst aber sitzt er tagsüber

Digitized by Google

droben in der kleinen Dickung auf der Blöße dicht unter der überhängenden Felsnaſe, faul und behaglich wiederkäuend, und läßt ſich die Sonne auf die Decke ſcheinen. Das iſt ſein Zufluchtsort, hierher zieht er faſt jeden Morgen bei ſchönem Wetter den halsbrecheriſchen Pfad. Keine Spur verrät ſeinen Wechſel auf dem harten Geſtein, aber unten im Laatſchenfeld und oben in der kleinen Dickung da ſtehen ſeine Betten dicht gedrängt im weichen Moospolſter, da klebt ſein fahles Sommerhaar an Äſten und Steinen, da liegt ſeine Loſung zuhauf, und manch ein Krummholzſtamm trieft vom Harz aus alten und friſchen Wunden, die ihm der Bock den Sommer über im Übermut geſchlagen. Und des Einſiedlers ſpannweite Krucke überzieht ſich mit zunehmender Pechſchicht.

Schon manch ein vergeblicher Pirſchgang ward ihm zulieb unternommen: der Jäger vermutet längſt in dem großen Laatſchenfeld einen guten Bock, aber es iſt ihm nicht beizukommen, denn ohne Geräuſch iſt das Krummholz nicht zu durchqueren und beim geringſten Laut ſteht der Bock auf und nimmt ſeinen Weg über das Felſenband, zu der von keiner Seite der Büchſe erreichbaren kleinen Dickung oben in der Wand. Auch dieſen Stand kennt jetzt der Jagerhias: mit vieler Mühe hat er hinter dem angeleinten Hund das große Krummholzfeld durchquert, hat die Betten des Bocks, ſeine Loſung und Schlagbäume gefunden und iſt ſchließlich hinter dem winſelnden Hund auf der warmen Fährte dem Felsband gefolgt, bis zur erſten unüberſteigbaren Staffel: jetzt weiß er Beſcheid, daß der Bock hier weder bei der Pirſch, noch beim Riegeln, noch bei der großen Treibjagd zu Schuß kommen wird, und muß ſeine letzte ſchwache Hoffnung auf die Brunftzeit ſetzen, wie ſchon all die verfloſſenen Jahre. Aber gar manchesmal ſitzt er am Morgen früh und des Abends drüben auf der jenſeitigen Halde und wartet mit dem Fernglas in der Hand auf das Erſcheinen des Bocks auf dem Felsband, und wenn er auf einen Jagdgaſt vom letzten Jahre her ganz ſchlecht zu ſprechen iſt, dann zeigt er ihm erſt den Mordsbock, wie er frei und gemütlich über das Felsband wechſelt oder gar im Morgenſonnenſtrahl ſich auf der freien Wand niedertut: dann bekommt's der Herr von der Stadt mit der Ungeduld und denkt, es kann ihm nicht fehlen, den Bock wird er bald haben. Aber nach acht Tagen iſt er mürbe und gibt es auf: den Bock hat er nie anders geſehen als durchs Fernglas des Jagerhias!

„Ein alter Gamsbock, ein alter Hirſch,
Die ſpielen den Einſiedler gern,
Sie weilen beſchaulich am ſtillen Ort,
Und bleiben vom Rudel fern.
Wird aber am Wald des Herbſtes Pracht
Vielfarbig aufgerollt,
Und kommt für die Hochzeitsfeſte der Tag —
Und ſchimmern die Lärchen in Gold:



M. Steckel. *Hohe Tatra, Juli 1904*

Gemsrudel im Gewänd absteigend.

Digitized by Google

Dann laſſen ſie eiligſt die Einſiedelei
Und ſind wieder ſchneidig und jung,
Und ſind die erſten voran im Tanz, —
Seh's oft mit Verwunderung." (v. Kobell.)

Gamsjagd und Gamsjäger.

Von Fritz Bley.

Um die Dreisgenzeit iſt es, die von Mitte Heuerts bis zur Mitte des Erntemondes währt. Da wirken wundertätige Kräfte. Eier, die um dieſe Zeit gelegt werden, faulen nicht und werden deshalb aufbewahrt. Und dreizehn heilkräftige Kräuter dürfen nur um dieſe Zeit gepflückt werden: Johanniskraut, Bilſenkraut, Himmelbrand, Erdweihrauch, und — — — Dem Toni iſt ganz damiſch zumute: er hat die anderen von den dreizehn Kräutern vergeſſen, obwohl er doch Maul und Naſe aufgeſperrt hat, als letzte Nacht die alte Wurzen-Lies am Herde der Reſi von der Kräuterweihe erzählte, die bei den Kapuzinern am großen Frauentage, dem 15. Heuerts, ſtattgefunden hat, wie alle Jahre. Nach und nach fällt dem Buben das eine oder andere wieder ein, z. B.: daß der Erdweihrauch auch ein Vermeinkraut ſei. Aber das iſt mehr für alte Weiber! Ihn hat was ganz anderes gepackt, und das läßt ihn nicht wieder los. Höllenteufel, wenn das wahr tät ſein: die Geſchichte mit der Gamskugel! In den Dreisgen erbeutet und nüchtern beim Meſſeläuten eingenommen, macht ſie gefror'n und ſchußfeſt! Brauchte der Toni dann den Jager-Hiasl nicht mehr zu fürchten, und es könnte ihm nicht ergehen wie dem Sepp, den ſie erwiſcht und eingeſperrt haben ins finſtre Loch! Der Toni hat ſich's gemerkt. Von der Lies kann man viel lernen. Auch, wie man das Wildpret hinunterſchafft zum Aufkäufer aus der Stadt, der alle Dienstags zum Rößl-Wirt kommt. Grad zur rechten Zeit für die Burſchen, die Sonntags ein bißchen auf Gambſerln ſpekulieren gehn.

Über den Buben kommt etwas wie eine wilde Freude. Er iſt in dieſer einen Nacht um zehn Jahre geſcheiter geworden — meint er. Die Gambskugel wird er bald haben. Der Stutzen ſteckt drüben in der dürren Zirbe. Und auf den Jäger pfeift er. Hier oben auf der Muntleiten-Alm iſt er König. Und die Standorte der Gambſerln kennt er ſo gut, wie die Stege ſeiner Ziegen. Er wird nicht ſo dumm ſein, auf die Grate und in die Hochkare zu kraxeln, wo das Geraffel jetzt ſein Weſen treibt. Drüben in der Schlucht, wo der Lärchenſaum ſich hinabzieht bis zur Wildbachklamm: da iſt ſein Feld. Ein guter Bock ſteht dort, wo er der Auerhenne die Eier ſtibitzt hat, und ein anderer hinter dem Lärchenſaume auf der Ritſchen. Heimliche Luder alle beide, aber ihrer Jahre ſechſe bis ſieben haben ſie gewiß! Spannweite Krucken und dick mit Pech beſetzt. Herrgott, das gäbe ein Mordsgaudi, wenn einer von denen eine Gambskugel im Panſen hätte!

Der Bub hat sich aufgerichtet und knallt lustig mit seiner Peitsche, obwohl seine Ziegen ihm längst davongeklettert sind. Was kümmern ihn die! Und was hat er tagsüber weiter zu tun, als zu juchzen oder mit der Peitsche zu knallen, wenn er zufällig einmal nicht schläft? Morgens und abends freilich gibt es Wichtigeres zu tun: da muß er auf die Gambserln spekulieren. Neulich hätte ihn beinahe der Jäger erwischt. Aber der Stutzen war flink versteckt, und der Toni lief freiweg gerade auf den Hiasl zu, immerzu rufend: Saa—aalz, Saa—aalz! Als ob er seine verlaufenen Ziegen suche. Das ist das einzige, wozu die dummen Luder gut sind, daß man sie immer und überall suchen darf. Und dabei dem Hiasl das Wild vergrämen: Saa—aalz, Saa—aalz!

Heute ist der Jäger im Forstamte drunten: die Lies hat's gesagt. Wird der Toni also abends, wenn die Sonne hinter den Eiskofel kriecht und die alten Böcke aufstehen, in die Schlucht steigen. Mit dem Stutzen, versteht sich! Um die Ziegen zu suchen! Einen hellen Juchzer schreit der Bub bei dem Gedanken hinüber zum Gewände. Juh—hu, hu—huuh! In die Knie geht er bei dem Auftakte und dann macht er, als die Wände den Juchzer zurückgeben, einen Luftsprung und schlägt ein Rad hinterdrein.

„Und der Jaga wia a Narr — auf den Gamsbock spekuliert.
A Lausbua will i hoaßen, — wann er 'n heunt net verliert!"

Neulich war ein Herrischer hier. Als er den Toni auf dem Bauche liegen und sich die Fußsohlen an der Sonne wärmen sah, meinte er: „Bub, hast du's schön da heroben; weißt's gar nicht, wie schön!"

„Woll, woll!" meinte der Toni. „Söll weiß i scho! So vui leicht schnauf'n, koan Arbeit net und — —" Mangari, fast hätte er sich da verschnappt! Jetzt, wo ihn niemand als die Berge hört, singt er's heraus, warum es gar so schön da heroben ist:

„Und was tut dann a Goaser — da herauß'n in Wold?
Paßt net af sei Goas'n, — af a Gambs paßt er holt!"

Dulliähdühü! Der Widerhall wird alle Tage schöner, und das Leben auch!

„Wann's nur schon Obend war, — daß i die Gambsein sach;
z'sammenschiaß'n wollt i's woll; — müss'n soll'n allemol!"

Spät nachmittags, als die flimmernde Hitze einer milden Kühle weicht, schleicht er durch die Zundern hinab und über den Graben hinunter, um dann unter Wind in der Lärchenschlucht hinaufzusteigen. Wo ein Rinnsal von links hereinplätschert, springt er von Stein zu Stein hinauf, um sich dann vorsichtig

Digitized by Google

M. Steckel. *Hohe Tatra, Juli 1904.*

Gemsrudel im Gewänd absteigend.

auf einer schmalen Platte auf dem Bauche rutschend vorwärts zu schieben. Noch zeigt sich nichts. Und kein Laut ist hörbar, als das eintönige Rauschen des Baches, das heraufdringt. Da plötzlich raschelt es drüben: der Bock! Vorsichtig sichernd tritt er heraus. Eine Weile äugt er mit eingezogenem Halse, die vier Läufe eng aneinander gezogen, in die Tiefe. Dann steigt er sorglos herab und äst drüben, um dann unter einem überhängendem, von Alpenrosen gekrönten Steinblocke sich niederzutun. Nun schlieft der Toni von seiner Platte zurück, klettert barfuß eine Runse hinab und um die Felsnase herum, an der sich ein kaum handbreites Band hinzieht. Ein Laatschenbusch auf der Innenseite

gibt ihm Halt und Deckung. Den Bock hat er sofort wieder im Blicke: ahnungslos wiederkäuend sitzt er da, den linken Vorderlauf ausgestreckt, aber das rechte Blatt in verdrückter Stellung. Langsam zieht der Junge den Stutzen hoch, dann pfeift er den Bock an; und als dieser aufspringt und verhofft, hat er die Kugel. Zehn Minuten später ist der Aufbruch des Bockes im Moose geborgen und mit Steinen bedeckt. Dem Bocke sind je ein Vorder- und Hinterlauf derselben Seite verschränkt, und der Toni schlieft wie in die Riemen eines Schnerfers zwischen die Laufpaare hinein und eilt, den Stutzen frisch geladen, mit seiner Beute vorwärts. Er hat sich nicht die Zeit genommen, den Bock ausschweißen zu lassen, unachtsam der Rotfährte, die ihn verraten kann. Hat auch nicht in die brechenden Lichter des Verendenden geschaut, die wie helle Smaragden erglänzten und nun zu stumpfem Grau erstarrten. Was kümmerte das ihn! Er durchsuchte nur in wilder Gier den Pansen des Bockes, ob sich etwa eine Gambskugel darin fände. Aber nichts fand sich als weiche Laubäsung. Gleichviel: in dem Buben jubelt nur die Freude über den gelungenen Streich, daß er laut hinausschreien möchte, wenn ihn der Juchzer nicht verriete.

Doch als er den Graben hinunter und drüben wieder hinauf ist, wo das Laatschenfeld unter der Alm sich hinzieht, da schreit er — aber nicht vor Freude! Und einen Schuhplattler tanzt er, wie man keinen noch gesehen. Erst wirft er sich auf den Rücken und angelt mit den Beinen nach der Sonne; dann schlieft er aus seinem Bocke heraus und wälzt sich auf dem Bauche, halb wahnsinnig vor Schmerz. Den Schuß hat er vor Schreck über den brennenden Schmerz nicht gehört, weiß überhaupt gar nicht, was mit ihm geschehen. Hinter ihm aber steht lachend der Hiasl und ruft: „Saa—aalz, Saa—aalz! Du Lausbub, du elendiger, dir will ich die Lumperei ausstreib'n!" Damit hat er einen Wacholder zurechtgeschnitten und dem Buben die Lederhose heruntergezogen, damit auch der Teil sein Recht kriegt. Und dann reißt er eine Schrotpatrone auf und reibt mit dem beizenden Pulver die blutigen Striemen ein. „Saa—aalz, Saa—aalz!"

Das wird helfen! Und der Hiasl meint, es sei gescheiter, als den Buben anzuzeigen und einsperren zu lassen. Ein paar Wochen lang wird er an dem Salzschuß auf die Waden wohl zu kurieren haben und die Tätowierung wird ihm auch später noch eine wertvoll erziehliche Erinnerung bleiben. Aber was den Schlingel am meisten kränken wird, ist, daß er nicht der Gambs-Toni heißen wird, wie er sich eingebildet haben mag, sondern der Saaalz-Toni. Für den Spott auf dem Tanzboden braucht er nicht zu sorgen. Der Hiasl richtet das morgen beim Rößl-Wirt pünktlich aus.

Im Vorbeigehen sagt er der Resi, daß der Toni mit Wehdam drunten in den Laatschen liege. Als sie den Gams auf seinem Rücken und die Büchse vom Sepp und Toni in seiner Hand sieht, weiß sie Bescheid und geht knurrend

Digitized by Google

M. Steckel. *Hohe Tatra, Juli 1904.*

Abſteigendes Gemsrudel (Sommerkleid) beunruhigt.

hinunter, um den Buben aufzuklauben. Und der Hiasl denkt auf dem Heimwege darüber nach, wie dienlich es manchem anderen gewesen wäre, wenn er zur rechten Zeit die salzige Medizin gekriegt hätte. Brauchte dann nicht mit geschwärztem Gesicht, durch die Brust geschossen, aus dem Kare hinabgetragen zu werden zu seinen wehklagenden Kindern! Oder unter Steinen heimlich verpackt zu verenden, wo nicht Rabe noch Fuchs ihn einer Menschenseele verrät! Hätte gerade noch gefehlt, daß solch ein Lausbub, wie der da heute, über den Jäger kommen wollte! Das Leben ist kein Kirtascherz in den Bergen da heroben. Dem Hiasl haben die Lumpen einmal viel schlimmer mitgespielt, als der Sepp im letzten Herbst mit seinem wegstibitzten Brunftbocke. Als er vor Jahren einen Wilderer auf frischer Tat ergriff und ihm Bock und Büchse abgenommen hatte, erhielt er von hinten einen Schlag, der ihn niederstreckte. Die Kumpane des Wilderers waren ihm nachgeschlichen, als er auf den Schuß herbeigekommen war. Sie zwangen ihn, den gewilderten Bock zu Tale zu tragen. Dort prügelten sie ihn windelweich, nahmen ihm Bock und Büchse ab und ließen ihn hilflos liegen. Seit der Zeit weiß er, was es gilt. Und als zwei Jahr später sein Ohm von den Lumpen erschossen wurde, hat er gewußt, wer ihm die Jägerehre und dem Ohm das Leben genommen hatte. Hart und schweigsam ist er seitdem geworden. Wie das Einödkar drüben, das nicht ausgibt, was seine Steine mit ewigem Schweigen bedecken. Mit dem Lumpen, der da drüben verschollen ist, hatte es ebenso angefangen, wie mit dem Toni und dem Sepp! War auch erst ein Goaser gewesen, der den Gambserln nachlief, anstatt den Ziegen, und ein Halter dann geworden, der nichts mehr im Sinne hatte, als alle Tage umeinand zu jagen. Bis er abgefaßt und eingesperrt wurde und alsdann von Stufe zu Stufe sank — bis zum Mörder. Das sind die Kirtascherze vom lustigen Wilderer und gefoppten Jäger, über die das Stadtvolk lacht. Die Witwe und Waisen des erschossenen Jager-Ferdl lachen nicht!

Freilich, freilich — wenn der Hiasl so zurückdenkt: er ist ja selbst ein Wildpretschütz gewesen, ehe die Herrschaft ihn zum Jäger machte. Ah was — das ist lang her! Ein dummer Bursche war er dazumal noch. — Aber der Toni, Hiasl, ist der nicht noch jünger als du dazumal warst? Steckt doch Jägerblut in ihm wie in dir; und das ist doch nun mal keine Buttermilch! — Woll, woll! Aber Mitleid mit dem Lausbuben? Das gibt's nicht! Strafe muß sein. Denn entweder ist er der Herr da heroben oder der Hiasl!

Und der wetterstarke Kerl lacht in sich hinein: „Saa—aalz, Saa—aalz!"

* * *

Eine Morgensonnenpracht! Der Hiasl ist heraufgestiegen, um nach dem starken Laubbocke zu schauen, dem heimlichen Alten, der abends und zuweilen

auch nach Sonnenaufgang, auf die kahle Ritsche tritt, wo er Edelraute und hellgrüne Kresse am Sickerquelle äst. Er steht hart auf der Grenze, wo der Progfaller-Xaver ihm oft schon auflauerte wie ein Fuchs. Der Herr Forstmeister hat deshalb den Abschuß befohlen. Aber der Weg war umsonst. Und der Jäger hat sein Frühstück aus dem Schnerfer genommen: ein Stück Schwarzbrot mit Schafkäse und einen Schluck Moosbeerschnaps dazu. Vor ihm dehnt sich die stolze Kette der Berge, und aus den Tälern dampft es herauf in leichten zerflatternden Schleiern, die den Blick auf die grüne Tiefe freigeben und sich dann wieder schließen, wie vorüberziehende flüchtige Erinnerungen. Verträumt schaut der Jäger auf diese Pracht der Heimat. Vor seinem Blicke steigt die bunte Welt des Landes auf, das er den Türken abnehmen half und in dem es jetzt wieder losgeht. Unter dem schneebedeckten Wuljack das zartgedämpfte Rotgold der Buchen; in engen Wiesentälern bimmelnde Schafherden, Hirtenjungen mit der Zurnaflöte, in schroffen Talkesseln donnernde und schäumende Wasserfälle; wilde Schneiden, in düsteres Blau verschwimmender Ferne gehüllt, in dem wie im Leeren die ehrwürdigen Schneewipfel stehen. Um offene Lagerfeuer buntes schnauzbärtiges Volk, das mit unermüdlicher Geduld den Hammel am Spieße dreht und Geschichten vom gelben Bären erzählt oder Lieder singt von Helden aus den Zeiten der alten Kämpfe.

Gar mancher Tag galt dort den Sauen und Bären und mancher dem starken Gams der wilden Berge. Da war das Geheul der halbverrückten serbischen „Schwefelbande", das so oft den Bär zum vorzeitigen Auswechseln veranlaßt und dem Sohne der Alpen jede Freude an dieser Jagd verdorben hatte, am Platze. Denn in den zerklüfteten Schluchten und Runsen des herzegowinischen Karstes oder dem Buchen- und Dorngestrüpp im Gebiete der Borja Planina ist schon ein starker Lärm notwendig, um den alten Gamsbock vorwärts zu bringen. Trotzdem steigt mancher alte Schlaumeier kreuzvergnügt einen Graben hinauf, während er im Nebengraben einen lärmenden Treiber hinabwechseln hört. Der alte Türke kennt diese Schliche des Gamswildes gut genug und jagt deshalb mit Vorliebe mit seiner scharfen bosnischen Bracke, die auf ihren abgehärteten Ballen tagelang dem Wilde nachjagt, ohne nach Ruhe und Futter zu fragen, und schließlich wieder heim findet, wenn die tolle Jagd vergeblich war und alles langgezogene Rufen des Türken sie nicht zurückzulocken vermochte. Für den Wildstand ist diese Jagdart der wahre Verderb, da er das Gamswild zum Auswechseln veranlaßt. Der Hiasl hält nichts davon und läßt in seinem Revier höchstens einmal seinen Dackel aus, vor dem die Gambserln nicht gleich Reißaus bis in die Türkei nehmen. Verwundete Böcke sucht Männe auch recht gut, wenn die Schweißhündin gerade nicht zur Hand ist. Aber eine Waidmannslust war's doch, wenn dort in dem bosnischen Felsengewirr die rauhe wieselflinke Bracke sich über Stellen hinarbeitete, die sonst nur der sprungsichere Bock zu betreten wagt. Unablässig verfolgt sie die Fährte,

bis es ihr gelungen ist, den Bock zu einem Einstand hinaufzutreiben, einer Felsenspalte, in die der Hund nicht hinaufzusetzen vermag, während der Bock mit federleichtem Sprunge die schützende Platte gewinnt. Aber wenn bisher der glockenhelle Hals der Bracke dem Jäger den Lauf der Jagd verkündete, so gibt nun der grobe Standlaut Zeugnis davon, daß der Bock gestellt ist. Vorsichtig wahrt der Hund sich vor dem wilden Gegner. Er weiß gut genug, daß ein Hieb der scharfen Krucken ihn ins Jenseits befördern würde, und achtet deshalb bei aller Hitze des Angriffes stets darauf, daß nicht etwa der Bock in einem Verzweiflungssprunge über ihn hinwegsetzt und ihn dabei in die Tiefe schleudert. Auf sich selbst gestellt, weiß der Hund, daß sein Herr ihn nicht sofort in diesem Felsengewirr vernehmen kann. Er selbst vernimmt auch nicht das langgezogene weithin klingende „Huu-up!" des Jägers, das ihn zum Ausharren anfeuern soll. Er bedarf dessen auch nicht. Stundenlang, halbe Tage lang, verbellt er, bis endlich der Ruf seines Herrn zu ihm dringt und dieser dem tapferen Hunde Hilfe bringt.

Der Hiasl entsinnt sich manches frohen Jagdtages aus jener Zeit; und seinen „Medjed", zu deutsch Bär, den ihm der alte weißbärtige Muktar von Kostajnica geschenkt hatte, wird er nie vergessen. Grobhaarig gelb wie ein bosnischer Bär, aber wendig wie ein Wiesel und ausdauernd wie ein Wolf! Manchen frohen Wintertag hat der Hiasl allein oder in lustiger Gesellschaft mit dem braven Hunde dort gejagt, manchen „wachelnden" Bart verdankte er ihm, auch die prächtigen Bälge von zwei starken Wölfen, so hellgrau wie Müllerburschen. Freilich, gefügig und liebenswürdig war der rauhe „Medjed" nicht! Ein Biß an der linken Hand wird den Hiasl zeitlebens daran erinnern, wie vorsichtig dieser Hund behandelt sein wollte. Das gestreckte Wild betrachtete er als sein verdientes Eigentum. Sein Todverbellen ging schnell in ein verdächtiges Knurren und Würgen über; und wenn der Jäger nicht schnell dazu kam, hatte die Bracke sich ihr Recht geholt. Wer sie davon abhalten wollte, konnte sich auf Zähnefletschen und scharfe Bisse gefaßt machen, wenn er nicht gut Bosnisch mit ihm sprach und die Peitsche zur Unterstützung gebrauchte.

Das alles liegt nun weit, weit hinter dem Hiasl! Bosna Serai mit seinem Kastell, seinen hundert schlanken Minaretts, seinem Basar und seinen stillen Häusern mit türkischer Täfelung und schönen Teppichen; der Hiasl wohnt in einer braunen Thaye und schmaust Schafkäse mit Schwarzbrot dazu. Aber ihm fehlt nichts! Er läßt gerne alle Zigaretten und allen noch so wohl duftenden schwarzen Kaffee den bärtigen Türken für seinen Moosbeerschnaps und alle Pracht der bosnischen Urwälder für das Leuchten seines Eiskofel und die grüne Herrlichkeit seiner Heimat.

Bären gibt es auch hier noch ab und zu. Drüben in der Brentagruppe in Welschtirol haben sie dies Jahr wieder eine Bärin mit ihrem Jungbären erwischt. Und wenn es auch das Raubzeug nicht mehr gäbe: solange die Gams-

Digitized by Google

räude dies Tal verschont und in den Wildbachgräben noch ein alter Laubbock steht, fehlt nichts nach Hiasls Meinung.

Wieviel Waidmannsheil ist ihm auch hier schon erblüht, und wieviel Schweißtropfen, wie manchen beschwerlichen und doch vergeblichen Gang hat jeder gute Bock gekostet! Dort drüben unter der Mittagswand, wo jetzt bei der hohen Sonne wieder Steinschlag fällt, wäre er fast von niedersausenden Steinen erschlagen, als er einen guten Bock schoß und dadurch ein Rudel „roglat" machte, das über ihm an dem schmalen Bande hinwechselte, auf dem das einzelne Stück stellenweise nur mit einem Vorder- und einem Hinterlaufe Halt hatte.

Dort unter dem Turme auf der grünen Lahn hatte er einen Kampf auf Tod und Leben mit einem Bocke zu bestehen, der im Schusse dorthin abgestürzt war. Als der Hiasl sich am Seile herabgelassen hatte und den Bock mit dem Messer abfangen wollte, schlug dieser ihm die Spitze der Krucken in den Joppenärmel, und beide, Bock und Jäger, kamen auf der glatten Grasplatte ins Rutschen und wären abgestürzt, wenn der Hiasl nicht einen Alpenrosenbusch erwischt hätte, an dem er sich solange halten konnte, bis er den linken Arm aus der Joppe gezogen hatte, um sich dann ganz von dieser zu befreien, die mit dem Bocke in die schwarze Tiefe sauste, gerade hinein in den dunkeln Kessel des schäumenden Wildbaches, wo der Hiasl Bock und Joppe nach mühsamen Abstiege auffischte. Die dicken Pechkrucken waren unversehrt geblieben. Aber als er den Bock im Forsthause aus der Decke nahm, zeigte sich, daß der ganze Rücken im Falle blau geschlagen war. Na, der Herr Forstmeister hat lachend gemeint, es sei immer noch besser, als daß der Hiasl in der Joppen stecken geblieben wäre, und hat ihm das Feist von dem zuwidern Bocke zum Einreiben gegeben. Der Hiasl hat „die Fetten" aber innerlich gebraucht, und der linke Arm ist ohne Einreiben gesund geworden.

Dort in dem engen Kamine ist ihm mancher gute Bock zugestiegen, den er oben erwartet hatte, um ihn dann in mühsamem Abstiege im Rucksacke denselben Weg hinabzutragen, den der Bock so leicht und flink heraufgefunden hatte.

Drüben unter dem Kreuzkofel, wo die scharfe Schneid in flachem Bogen hinaufführt, ist ein Adlernest, aus dem der Hiasl vor zwei Jahren die Jungen ausgenommen hat, nachdem er das alte Weibchen aus dem Laatschenversteck heraus mit der Kugel herunter geholt hatte, als es den hungernden Jungen Atzung zutrug. Dort ist zur Brunftzeit ein guter Platz, um verliebte Böcke zu Narren zu machen. Der Raufhandel geht da den ganzen lieben Tag lang herüber und hinüber. Und wenn sich einer an der Schneid in die obersten Laatschen drückt und die gegerbte Haut von einem Gams mit den Krucken daran über den Kopf zieht, so kann er den durchtriebensten Schlaumeier, der das ganze Jahr über kein Sterbenswörtchen mit sich reden läßt, leicht zu einer Dumm-

Digitized by Google

M. Steckel. *Hohe Tatra, Juli 1904.*

Gamsbock im Lager an ſteiler Trümmerhalde (im Sommerkleid) ſchwer ſichtbar.

Digitized by Google

heit bringen, nach der es keine mehr gibt. Der Hiasl zumal, der den Bock so täuschend anpfeifen kann, daß dieser, wenn er den Kopf des vermutlichen Gegners aus den Laatschen auftauchen sieht, wie besessen heranstürmt. Der Herr Forstmeister hat den Hiasl oft ermahnt, das zu unterlassen. Denn leicht kann einmal ein Wilddieb den „Kumedispialer" für einen wirklichen Gams halten und ihm eine Kugel auf die braune Joppe setzen. Im Sextn-Tale drüben in Tirol ist einmal auf die Art ein Bauernjäger von seinem eigenen Sohne erschossen worden. Aber den Hiasl „stimmt" keiner hier in seinem Reiche. Wer soll ihm denn hier wohl in die Quere kommen? Der Sepp ist eingesperrt und dem Toni ist vorläufig die Lust versalzen.

Und im übrigen, meint der Hiasl, indem er aufsteht und sich zum Weitergehen anschickt, braucht man auch die ganze Dalkerei nicht, um einen alten Zwidrian und Heimlichtuer zu erwischen. Es geht auch so! Sogar ohne Schnee und ohne Liebesnarretei. Freilich, mit dem alten Laubbocke, dem nun der Birschgang gilt, muß man es schon fein nehmen. Abends, wenn der Wind aufwärts zieht, tritt er auf den Gries heraus. Aber fast jedesmal an einer anderen Stelle; denn der Progfaller hat ihn schon gründlich vergrämt und ausstudiert gemacht. Bald tritt er ganz nahe dem Talboden heraus, wo am Rande einer Felsnase das Wasser etwas stärker durchsickert, bald fast ganz droben, wo bei Edelweiß und Steinbrech die Edelraute wächst. Also schaut der Hiasl, daß er weiterkommt, um ihm rechtzeitig, wenn die Sonne den Berg überschritten hat, auf der Schneid auflauern zu können. Dann heißt es, hinunterbirschen, wie ein Fuchs, um dann im Laatschengewirr den Schlaumeier anzukriechen. Steinelt auch nur ein Bröcklein ab, so ist's gefehlt. Denn wenn der Bock auch nur zwei Sprünge macht, ist er weg, in den schützenden Wald hinein.

Nach steilem Aufstiege in der heißen Nachmittagssonne ist der Hiasl hochaufatmend am Grate angelangt und wirft nach kurzem Verschnaufen vorsichtig bei abgenommenem Hute den ersten prüfenden Blick hinab. Noch ist nichts zu sehen. Nach einer halben Stunde wird aufs neue Ausblick gehalten. Noch nichts! Drüben jenseits des Tales zieht Geraffel am Berge herauf. Nun wird es bald unterhaltlicher werden. Da, ein leises Knirschen unterhalb; gar nicht weit. Der Bock ist ausgetreten. Wieder oben. Aufmerksam äugt der alte vorsichtige Einsiedler nach unten; dann zieht er am rechten Rande des Grieses langsam hinab. Auf der linken Seite der breiten Geröllhalde schleicht ihm der Hiasl mit äußerster Behutsamkeit über das Gestein nach. Endlich hat er die Laatschen erreicht; nun geht es besser. Gerade die Felsnase möchte er gewinnen. Dort angekommen, wagt er kaum, über den Rand des Rückens zu schauen. Nichts zu sehen; der Bock ist ihm außer Sicht gekommen. Langsam zieht der Hiasl den Stutzen heran, tupft ein und wartet schußbereit. Da, kaum zehn Schritte weit von ihm, steigt der Bock von links wieder herauf. Kaum daß

der Jäger den Grind ſieht, kriecht er in ſich zuſammen. Halbgedeckt ſteht der Bock im Schatten und ſpitz auch noch dazu. Aber Zeit iſt nicht zu verlieren. Leiſe richtet der Hiasl ſich aufs linke Knie auf — da taucht die Mucke des Stutzens ſchon ins Schwarze. Und während der Bock in raſender Flucht über den Gries fährt und dann im widerhallenden Donner des Schuſſes mit einer Muhre von Geröll auf dem Gries niedergeht, bis er mit dem Geſteine zum Halten kommt, ſpringt der Hiasl in den Laatſchen hinab und ſteht in wenigen Minuten bei dem Verendenden. Hinter ihm ſchallen ein paar Gamspfiffe. „Zwegen meiner kinnt's pfeifen ſo vui as 's miagt," denkt der Hiasl, „bal wir den hier nur hab'n! Ganz ausdraht die Krukken und dick mit Pech! Ja, ſo a alter Lauberbock, wia der! Da feit ſi nix!"

* * *

Der Herr Graf iſt gekommen, um ein paar gute Böcke zu ſchießen. Der Hiasl hat ihn geſtern geführt. Aber es hat nicht recht geklappt. Das Wetter iſt zu warm. Da ſitzen die Böcke im Walde herum, wo kein Chriſtenmenſch ſie zu ſehen und zu ſpüren kriegt. Selbſt im Weißach-Kar droben war nur ſchwaches Zeug. Frühmorgens waren ſie aufgeſtiegen, bei Weſtwind. Der Herr Graf hatte von der Oſtſeite her den Keſſel am Ausfluſſe des Wäſſerleins erreicht, das fünfhundert Meter tiefer ſchon die wilde Weißache bildet. Hinter einem Steine, der mit Alpenroſen bewachſen iſt, hatte er ſich angeſetzt. Punkt elf Uhr zeigte der Hiasl ſich verabredeterweiſe von Weſten her in der Scharte und blies den Rauch ſeines Knaſters zum Kar hinein. Da wurde es lebendig; ein ganzes Rudel wechſelte aus. Auch ein vierjähriger Bock kam. Aber der Starke, dem der Tag galt, war nicht im Kar. Auch auf der Heimbirſch war er nicht zu erblicken. Eher möchte einer eine Stecknadel in einem Fichtenhaufen finden, als den in dem Laatſchenfelde dort drüben. Daß er da gewöhnlich ſteckt, weiß der Hiasl gut genug. Aber manchmal zieht er dort heraus. Man muß ihm nur hübſch frühzeitig zuvorkommen, ehe er ſich wieder drückt. Alſo wird heute geriegelt. Nicht mit Treibern oder Hunden. Beileibe nicht! Nur vier Erfahrene unter ſich. Denn der Jagdherr iſt unter ſeinen Jägern kein Fremder, wie die Jagdſchützen, die zur großen Treibjagd kommen. Er beanſprucht, hier oben als Jäger für voll angeſehen zu werden und hat das Recht dazu. Denn er läßt ſich nichts vormachen und bleibt dem Gebirge nichts ſchuldig.

Das war geſtern abend ein großer Kriegsrat, als beim Roten in der Roßalmhütte der Herr Graf mit dem Forſtmeiſter und den beiden Jägern, dem Hiasl und dem Franzl, beiſammen ſaß und ſorglich beratſchlagte, wie dem

Digitized by Google

ſtarken Bocke mit der vom Steinſchlage verdrehten Krucke beizukommen ſei. In der Mondnacht ſind dann die beiden Jagdgehilfen aufgeſtiegen, um den Giesnitzgraben auszutreiben; und in der Frühe iſt der Jagdherr mit dem Forſtmeiſter herauf, unter dem Roßkopfe hin, um den Kaltwaſſergraben auszuräumen und das Wild in das Lange Kar hinüberzudrücken. Dort haben beide Herren, da der Wind ſich gleich geblieben iſt, ihre altbekannten Warten bezogen und harren nun der Jäger und Gamſen, die da kommen ſollen. Vorläufig zeigt ſich nichts, als ein Zaunkönig, der zutraulich den Jäger umſpringt. Nach einer Weile bemerkt der Graf den Franzl, der den Kamm überſchritten hat und dort oben wartet, bis auch der Hiasl ſich zeigt. Gut macht er ſeine Sache. Nicht zu raſch; offenbar hat er Gamswild vor ſich, das der Graf noch nicht ſehen kann. Richtig: langſam zieht ein Rudel am jenſeitigen Rande des Keſſels hin, der Scharte zu. Da hebt ſich der Hiasl auf, der dort gelauert und, von einem Grasbüſchel gedeckt, herübergeſchaut hatte, und ſteigt ein paar Schritte in der Scharte herunter. Ruckweiſe trippelt das Rudel vorwärts. Zuweilen macht die Leitgeiß ein „Steherl" und auf demſelben Platze bleibt jedes nachkommende Stück in gleicher Weiſe ſtehen, um äugend und windend nach allen Seiten hin zu ſichern. So wechſelt das ganze Geraffel ſprungweiſe an dem Forſtmeiſter und dann am Grafen vorbei, der ruhig hinter ſeinem bewachſenen Steine ſitzt. Der Franzl drüben winkt und ſchiebt ſich an der Wand etwas nach rechts hin vor. Der Hiasl tut ſich nieder, als wolle er ſich verbergen. Da bewegen ſich die Zweige der Laatſchen und ein Grind ſchaut heraus, unverwandt zu dem Jäger dort oben in der Scharte hinaufſichernd. Dann verſchwindet er. Doch bald ſieht der Forſtmeiſter den fahlroten Rücken des Bockes hier und dort in dem Gewirr der Laatſchen. Wie ein Fuchs ſchleicht der Bock davon, dem Karmunde zu. Ein Wink mit dem Bergſtocke vom Franzl wäre faſt überflüſſig. Der Jagdherr ſieht nichts; aber an der Ruhe ſeiner Jäger merkt er ſchon, wie es ſteht. Der alte Bock ſtiehlt ſich ja immer ſo davon. Da ſchiebt ſich ein heller Grind durch die dunkeln Zundern und eine einzelne dicke und hakige Kruke ſchaut heraus. Dann plötzlich ſteht der ſtramme und gedrungene Bock da, als ſei er aus dem Geſtein herausgewachſen. Längſt lag der Graf im Anſchlage. Als jetzt der Donner am Gewände des Keſſels hinrollt, hat der Bock ſchon alle viere in der Luft und bald den letzten Schneller getan. Der Graf hat, ſeines Schuſſes ſicher, den zweiten Schuß geſpart; ernſt blickt er mit geſenkter Büchſe nieder auf das Bild jähen Scheidens aus vollem friſchem Leben. Erſt nachdem der ſtarke Bock ruhig daliegt, tritt er hinzu und prüft die ſeitwärts gebogene Kruke, an der der alte Einſiedler, den nur die Brunſt in Gang zu ſetzen vermochte, der Jägerei ſchon lange kenntlich war. Auch der Forſtmeiſter iſt nun heran, und beide Herren ſtimmen darin überein, daß der verbogen verheilte Bruch der Krucke durch Steinſchlag bewirkt ſei. Inzwiſchen

Digitized by Google

iſt der Hiasl heran und reicht, nach ſeinem Rechte als Jäger vom Revier, dem Jagdherren den grünen Bruch als gerechtes Zeichen von ſo ſeltenem Waidmannsheil.

* *
*

Beim Rößl-Wirt in Sankt-Kathrein geht's hoch und luſtig her. Vroni, des Wirtes Älteſte, hat alle Hände voll zu tun, um die Gäſte im Herren-Stübl zu bedienen; und in der Schwemme muß dem Bruder der Knecht volle Krüge heranſchleppen helfen, um die durſtigen Mäuler zu ſtillen. Iſt ein ſchlanker Sauberſchatz, die Vroni, in ihrem knappen Sammetſpenzer mit dem Silbergehenk und der Spitzenkrauſe an den blütenweißen Hemdärmeln. Braune Arme, rund, ſchlank und flink. Das Haar in dicken Flechten wie eine Krone getragen. Augen wie eine Eidechſe. Und die Füßchen nicht zu trocken im Gelenk, aber auch nicht plump, wie die der Sefa, die heute als Speiſenträgerin aushilft und auf den Hackſen daherſtapft, als ob ſie in der Bütte Trauben austreten ſollte.

Der Rößli-Wirt hat ſeine ſchönſte Sammetweſte an und ein neues Käppi auf. Und, Sakra, wahrhaftig ein friſches Hemd! Hat alles die Vroni beſorgt. Am Ende hat er ſich gar gewaſchen? Das Mädel kriegt ihn zu allem! Er iſt immer noch ein luſtiges altes Haus trotz ſeiner fünfundſechzig Jahre. Kein Haar grau, und keiner von den blitzenden Zähnen fehlt. Am liebſten ſtiege er ſelbſt mit auf, um mit den Treibern zu gehen, wie vor fünfzig Jahren. Einerlei: die große Treibjagd iſt ſein höchſtes Gaudi im ganzen Jahre. Da zeigt ſich doch, was er gilt in der Welt. Kommt der Herr Forſtverwalter und reicht ihm die Hand: „Grüaß Gott, Rößl-Sepp. No, wia is?" Und Seine Gnaden der Exzellenz-Graf aus Wien, der alle Jahre kommt, nun ſchon ſeit Menſchengedenken. No ja, treffen tut er nix, aber er tuſcht allewei, weil er den beſten Stand kriagt. Und is ſolch a liaber gnädiger Herr! Hinter die Madeln is er a biſſel ſchlimm, wegen dem Aberglauben mit den Anlauf! No, is halt a alter Herr! Die Vroni kennt ſi ſcho aus und ſchickt den Bruader zum Hinaufleuchten, wenn die Exzellenz gnädigſt zu Bette gehn. Man muaß halt leben mit die Leut in dera Welt; ja, du mei! — Für den jungen Herrn Grafen hat der Rößl-Wirt nun ſchon gar einen Schwarm. Und ein über das andere Mal jammert und bedauert er, daß die gnädige junge Frau Gräfin heuer nicht mit zur Treibjagd kommt, weil ſie dienſtlich verhindert iſt. Na, übers Jahr wird die Freud deſto größer ſein! Wär ja gar nicht zu denken: eine Treibjagd am Eiskofel ohne die hohe Dame im Gräfin-Stand, den der Jager-Franzl hegt und pflegt, daß die Laatſchen ihn wie eine Hecke umſchließen und der Zuweg nicht verwächſt. Und die Vroni hebt alleweil ihre ſchönſten Edelweißſterne auf zum Bruche, den ſie der Herrin ans Hütle ſteckt alle Jahr — nur heuer nicht! — —

Digitized by Google

M. Steckel. *Hohe Tatra, Juli 1904.*

Kapitaler Gamsbock, ſichernd.

 Copyright 1909, R. Voigtländers Verlag in Leipzig.

„Wann wir zwoa erſt ſo weit wärn, Vroni, gelt?“ hat dem Mädel einer zugeflüſtert, als er juſt eben vorbeiging. Und ſie iſt rot dabei geworden, wie Almenrauſch, bis unter die Flechten. Schau, ſchau! Der Franzl iſt's, der Jäger von Giesnitzfall. Kein übler Geſchmack! Mißt wohl ſeine ſechs Schuh, der ſtattliche Burſch! Und auf den Schultern und in dem Schnerfer kann er die Vroni wie einen Has davontragen über den Eiskofel hinüber in die weite Welt. Adlernaſe und ſtahlblaue Augen. Und ein Schnurrbart, den er hinten in einer Schleife zubinden kann. Der Rößl-Wirt freilich meint, von dem ſchönſten Schnurrbart könne kein Chriſtenmenſch leben, geſchweige denn heiraten daraufhin. Aber wenn nur der Franzl ſeine Anſtellung hat — nachher wird die Vroni auch nimmer Edelweiß pflücken dürfen.

Der Franzl geht heute in die Schwemme. Im Herrenſtübl, wo er ſonſt den Eckplatz am runden „Horatioren“-Tiſche hat, ſitzt der alte Exzellenz-Graf; und die Jäger und Treiber löffeln nebenan ihre Brennſuppe und ſorgen beim Tirolerwein mit ihren Stutzpfeifen für gute Gebirgsluft. Heute gelingt's: ſind ihrer genug beiſammen! Aber allzulange wird heute nicht geplauſcht. Um halb elf geht's in die Betten, ins Heu oder auf die Ofenbank. Als die Dorfuhr elfe ſchlägt, gleicht das Rößl einer Sägemühle. So einer neumodiſchen mit ſechs, acht Fallgattern und Baumſchleifen dazu. Im Schnarcher-Baſſe geht das: Rrrrrrr—rrrr! Aus anderer Tonart ſchnarrt und quirlt es um drei Uhr früh: Franzls große Weckuhr lärmt, und in den Herrenzimmern ſtimmen die zierlichen Dinger ein, die die Jagdgäſte bei ſich führen. Die Th'res knackt in der Küche ſchon Holz und die Vroni macht das Herrenſtübl ſauber. Zehn Minuten ſpäter füllen Zimmer und Hausflur ſich mit Jägern, Büchſen, Rucksäcken, Bergſtöcken und verwitterten Hallodri-Hüten mit Spielhahnfedern, Auerhahnſtößen oder Gamsbärten.

Die Mädel ſchlüpfen wie Eidechſen durch das Mannsvolk hin und tragen auf: Brennſuppe, Nudelſuppe mit Würſteln, heiße Milch, Kaffee, friſche Eier, Weißbrot und Butter. Und für die Schnerfer den Tagesvorrat: Flaſchen mit rotem Tiroler, Schinken und die Hauptſache: Äpfel mit Backen ſo rot wie ihre eigenen. Für den Gebirgsjäger die herzhafteſte und liebſte Erquickung: die Äpfel! Der alte Exzellenz-Graf ſpeanzelt um die Vroni herum. Aber die witſcht ihm aus wie eine Forelle, und der alte Herr muß ſich mit dem „Waidmannsheil!“ tröſten, das ſie ihm nachruft, als es zum Aufbruch geht. Punkt vier Uhr. Die Schützen für die höchſtgelegenen Stände ſind ſchon vor einer halben Stunde vorweg unter Führung des Hiasl. Sie ziehen im Bogen herum, um etwa an der Grenze ſtehendes Wild in den Haupttrieb zu drücken, der auf das Kreuz-Kar und die Turm-Klamm zugeht. Dort ſtellt der Franzl an als Jäger vom Reviere.

Ihn ärgert es, daß der beſte Stand, oben am Zwangswechſel unter der Hochwand, wieder dem alten Exzellenz-Grafen gegeben werden muß. Aber der

junge Herr Graf will's. Es ist nicht wegen der Droni, daß es den Franzl verdrießt; wär ja zu dumm! Aber wegen der Jägerehre! An Anlauf fehlt es dem alten Herrn ja nicht. Aber der Lackl trifft ja eh nix, und wenn ihm der Bock auf zehn Schritt vor der Nasen steht. Letztes Jahr ist ihm ein Kohlgams gekommen, ein ganz schwarz schimmernder, dem die gelbe Backen- und Kehlzeichnung fehlt. Im Gasteinischen hat's dergleichen Seltenheiten hin und wieder. Hier am Eiskofel war nie einer gesehen. Und ein Mordsbock dazu, ein Kerl wie ein Rind, mit spannweiten Krucken. Da hat's den hohen Herrn geschüttelt, daß die alten Knochen wie Hopfenstangen geklappert haben; und vorbeigehauen hat er, mindestens einen Meter zu hoch.

Im ganzen Tale heißt der Bock seitdem „der Exzellenzgraf". Leben tut er wohl noch, und im Triebe steht er auch: daß weiß der Franz gewiß! Über die Petri-Scharte kann er nicht hinaus; die ist seit der Nacht mit Treibern besetzt. Und oben an der Wand, wo er über das schmale Band auswechseln könnte, steht der Schneider-Pliz, der woiternste Steiger vom ganzen Tal. Der läßt ihn nicht aus! Auf den Zwangspaß muß der Bock! Ihn dort zu vergrämen wär ja ein leichtes. Aber der Franzl weiß, daß der junge Graf das übel vermerken würde. Der Forstverwalter hat gemessenen Befehl, den Kohlbock, wenn irgend möglich, dem alten Herren zu Schusse zu bringen; und er hat es dem Franzl auf die Seele gebunden, diesen Wunsch des Jagdherrn zu erfüllen. Ist halt oft schwer für einen wackeren Jäger, der Herrendienst! Aber was hilft's? Los!

Um halber sieben müssen die Herren auf ihren Ständen sein. Der junge Graf steht im „Gräfin-Stand" — ein alter Mordsbock ist ihm zum Glücke da sicher — der alte Herr Graf auf der schmalen Platte über der Klamm, wo man's das „Adlernest" heißt, und wo an der dreißig Schritte weit gegenüberliegenden Wand der Zwangspaß hinabführt. Auf der Ritschen darunter steht der Oberstleutnant, und der Bezirkshauptmann kann sich's gemütlich machen am großen Stein im Kar, wo er weiten Ausschuß hat. Die anderen Herren stehen unter dem Gewände hin auf dem Haken des Treibens. Gamswild spürt sich genug. Es sollen nur starke Böcke geschossen werden.

Um Glockenschlag sieben, nach Verabredung, treffen die beiden Schützen-Führer auf ihren Flügelpunkten ein. Alles steht und der Franzl löst den Hebeschuß, der donnernd von Wand zu Wand rollt, aber in den Runsen und Gräben unter dem Gewände nur als schwacher Widerhall vernommen wird. Da antwortet der Hiasl von seiner Seite; und noch einmal rollt der Donner herüber. Dann ist es wieder stille. Nur der Bach murmelt oben und braust in der Tiefe. Hoch oben zieht ein Rabe quorkend dahin. Der hofft auf Beute nach den beiden Schüssen, und bald sammeln sich auf seinen Ruf die Genossen seiner schwarzen Sippe. Am Stande des jungen Grafen streichen Zirbenhäher von Wipfel zu Wipfel und ein Karminspecht umfliegt neugierig den louernden

Digitized by Google

M. Steckel. *Hohe Tatra, Juli 1904.*

Gamsbock.

Schützen, dessen Gedanken in der Ferne weilen bei der, die sonst hier mit treffsicherem Arme die Büchse hob. Die Sonne steigt über das Gewänd herauf. Von den Treibern ist noch immer nichts zu hören. Drüben an der Lahne pfeift ein Murmentl und huscht dann linkisch in seine Röhre zurück. Könnte einer leicht da zu gutem Schusse auf einen Murmentl-Bären mit starken Hakenzähnen kommen. Aber heute ist jeder unnütze Schuß verwehrt. Achtung, jetzt steinelt es! Und ein Schuß donnert von drüben her in schwachem Widerhalle durch das Gewände. Unser Schütze steht wie ein Stein, im verschlissenen Lodengewande nicht von dem alten Zirbenstubben zu unterscheiden, der ihn deckt. Jetzt springen oben Gambserln heran, bleiben zuweilen stehen und ziehen dann weiter: Geraffel, eine ganze Kinderstube voll. Gut über Wind wechseln sie hinüber, ohne einen Pfiff zu tun. Drüben bei den Schützen kommt jetzt Leben in den Trieb, Schuß auf Schuß donnert gegen die Berge. Und aus dem Graben links vom Gräfin-Stande steigt ein Treiber herauf. Holla, droben an der Wand, wo es aussieht, als ob keine Fliege herumkrabbeln könnte, jodelt jetzt einer und schreit seine hellsten Juchzer herüber. Das ist der Pliz, die verwegene Schneiderseele! Da gibt es was Besonderes! Donnernd werden drüben Steine abgelassen. Wieder steinelt es hier vor dem Gräfin-Stande. Ein Vierjähriger kommt auf dem Wechsel, den das Rudel nahm, herab. Verhoffend bleibt er sechzig Schritte vor dem Grafen stehen, der die Büchse nicht rührt. Kaum aber ist der geringe Bock vorbei, da hebt der junge Jäger vorsichtig die Büchse. Nichts zu sehen. Doch halt: ist das nicht ein Gamsgrind, der dort oben hinter einem Steine hervorlugt? Freilich, und was für einer! Prüfend ruht der Blick des alten Schlaubergers auf dem Lahnengrunde. Der alte Stubben kommt ihm wohl nicht verdächtig vor. Er springt herauf und schaut in den Graben hinab, wo der Treiber heraufgestiegen kam. Aber der hat den Bock auch weg und steht schon lange wie eine Mauer. So entschließt der alte Bursche sich endlich zum Fortwechseln. Bäng! Alle viere hoch. Hat ihn schon! Von der hohen Wand drüben tönt ein Juchzer herüber. Der Pliz hat seinen Willen: er war's, der den Mordsbock herübergedrückt hat! Und da spotte einer noch über die tapferen Schneiderlein!

Jetzt rückt die Treiberwehr vor und bringt aus den Laatschen noch ein Dutzend Gamsen heraus, einen Fünfjährigen darunter, den seine Kugel zehn Schritte vor dem verendeten Hauptbocke erreicht. Auch drüben bei den Schützen ist es gut gegangen. Zufrieden steigt der Hiasl herauf und läßt die Wehr auf der Schneid über dem Gräfin-Stande halten. Dann aber geht ein Rufen von rechts her und ein Springen von einem zum anderen. Die ganze Treiberwehr wird nach dorthin gezogen, drückt den Graben hinter der Schneid aus und dann gegen das Laatschenfeld vor, um das der Franzl jetzt alle Mann sammelt. Klopfenden Herzens schaut vom „Adlerneste" drüben der alte Graf dieser geschickten Arbeit zu. Jetzt rücken unten auch noch einige Schützen heran,

Digitized by Google

der Forſtmeiſter ſelbſt ſtellt ſie auf der Rückſeite am Laatſchenfelde an. Droben aber auf der Schneid ſteht der Franzl wie ein Feldherr. Er weiß, was es gilt. Und er weiß, daß der Kohlbock verſpielen muß, wenn der da drüben jetzt ſeine Schuldigkeit tut. Aus den Laatſchen will der Bock nicht heraus, aber vor der Wehr muß er den verſtrüppten Platz doch endlich räumen. Ein wildes Hallo. Immer wieder will der Gams zurückbrechen. Aber der Gürtel iſt zu eng gezogen. Und wo der Bock ſich zeigt, pfeifen ihm Steine entgegen. Endlich rückt er und ſteigt an der Gegenwand hinauf, wo die Treiber mäuschenſtill ihn erwarten, indes ein paar woiterne Steiger auf Franzls Befehl ihm nachdrücken. Wo der Wechſel droben rechts abbiegt, erkennt der Bock die Gefahr. Und nun bricht vor ihm der Lärm los. Mag er wollen oder nicht, nun muß er auf den Zwangspaß hinunter. Wie ein Fuchs kommt er geſchlichen. An einem Alpenroſenbuſche wendet ſich das Band um den Felſen herum, dem gegenüber der Stand des Schützen im „Adlerneſt" iſt. Behutſam wie ein Seiltänzer ſteigt der Bock da hinab, immerfort in die dunkle Tiefe ſichernd. Nun hat er die kleine Platte erreicht, unter der der Sattel des Grabens liegt. Da tuſcht es.

Vorbei? Wieder vorbei, wie voriges Jahr und alle Jahre?

Den Franzl packt etwas wie eine Wut, der eine tiefe Niedergeſchlagenheit folgt. Das hat man nun davon! Natürlich vorbei! Drüben laufen ſie zuſammen, und alles iſt ſtill. Konnte ja auch nicht anders ſein, bei ſo einem Schützen! Auf dreißig Gänge iſt der Bock ihm gekommen, und doch vorbei! Ein Ingrimm gegen die Welt will den Jäger beſchleichen, und Tränen ſtehen ihm in den ſtahlblauen Augen. Es hätte ſoviel für ſeine Hoffnung genützt, wenn der Bock gelegen hätte. Die Forſtwartſtelle war ihm ſo gut wie gewiß. Denn das hatte doch ganz Sankt Kathrein geſehen, wie er den alten Schlaumeier auf den Paß gedrückt hatte, der ihm ſo zuwider war. Grad, wie man einen Hirſchen lanciert. Höllenteifi!

Ja, aber was iſt denn das? — Was ſchnüffeln denn die da drüben am Gewänd wie Schweißhunde herum? Und jetzt kommt der Loisl geſprungen und winkt. Der Franzl ſoll kommen. Mit der Sella? Ja, Bock verwundt! Kommt ſchon, der Franzl! Iſt ſchon unten und brüllt wie ein Bär: „Zaruck, zaruck! Keinen Schritt weiter! Zaruck, ös Kameeler!" Endlich iſt er heran und wird verſtanden. — „Ja habt's denn allen Verſtand verloren, daß ös af der Fährten nachtrampelt, ös ſaudumme Bande? Wollt's den Gams mit G'walt ins G'wänd einiſpreng'n? — I bitt tauſendmal, Gnaden Ex'lenz, i moan die Malifizkerle von Treibern!"

Seine Exzellenz lächelt, als ob er nicht ganz ſicher ſei, an wen die Schmeichelei gerichtet war. Aber dann erklärt er leutſelig, daß er den Bock aufs Blatt getroffen habe, leider etwas zu kurz. Der Franzl möge ihm nur den Schweißhund geben, dann würde der Bock in zehn Minuten zur Strecke ſein. Da perlt dem Franzl der Schweiß auf der Stirn. Nicht vom Laufen. Er

Digitized by Google

M. Steckel. *Hohe Tatra, Juli 1904.*

Gamsbock, beim Äsen verhoffend.

Digitized by Google

kratzt ſich den Kopf und ſchaut ſich ratlos um. Gott ſei Dank, da kommt der Jagdherr, und dort der Herr Forſtverwalter. Der Franzl ſoll den Bock ſuchen. Und die Herren Schützen werden zum Frühſtück gebeten, nach dem im Tale noch ein Trieb auf Rehe ſtattfinden ſoll.

Noch ein Weilchen wartet der Jäger, bis der wilde Lärm der herankommenden und dann abſteigenden letzten Treiber ſich verzogen hat. Dann reckt er ſich, weil's doch keiner ſieht, auf, wie eine Fichte, über die der Sturm dahinjagte, und ſchöpft Luft, Luft! So: jetzt iſt er Herr ſeiner Wege! Vor ihm die Schweißfährte, am linken Fuße bei ihm ſeine alte vorſichtige Sella, auf dem Rücken der Schnerfer mit dem Imbiß und die gute Büchſe — was braucht er mehr! Er ahnt wohl, daß der Bock ins Gewänd geſtiegen iſt. Aber wenn er in die wilde Hölle ſtiege — der Franzl holt ihn heraus!

Vorſichtig vorwärts; noch nicht den Hund löſen! Erſt den Sitz der Kugel feſtſtellen! Wildpretſchweiß. Sollte der Alte wirklich Kurzblatt getroffen haben? Unſinn! Da hier auf dem Gries ſteht ja die ganze Beſcherung. Der Bock hat Keulenſchuß, ſchont den linken Hinterlauf. Da kann an Hatz nicht vor zwei Stunden gedacht werden. Wenn's nicht gar bloß ein Schuß durch die Hoſen iſt! Schnitthaar war nicht mehr zu finden! Fürſichtig ſchleicht der Franzl bis zur nächſten Ecke und ſetzt ſich dort nieder, um mit dem Glaſe zu arbeiten. Eng an ihn geſchmiegt ſchaut die Hündin der Fährte nach. Nichts zu ſehen. Der Franzl ſchaut auf die Uhr: halber zwölf. Alſo frühſtücken: ein Stück Hartbrot und Speck und einen Apfel. Dann ſchleicht er bis zur nächſten Wandecke vor: der Schweiß wird ſpärlicher. Der Bock hat an einer Laatſche angeſtrichen und hier hat er ſich nieder getan, iſt aber bald wieder hoch geworden. Wieder das Glas heraus: Himmelſakra, da ſitzt der Zwidrian auf einer Platte und ſchaut grad auf ſeine Wundfährte zurück. Natürlich hat er den Franzl ſofort los! Ei du Teifi, du — — —

Still! Jetzt heißt's zeign, was ma g'lernt ham! Im Rucksack iſt eine kleine Kette. Mit der wird die Sella jetzt angelegt. Sie iſt nicht feſt abgelegt, wie ein Schweißhund im Unterlande. Aber laut wird ſie nicht, außer auf Befehl. Dann geht der Franzl ſpazieren. Auf und ab, daß der Bock ihn ſieht. Als er wieder um die Ecke kommt, hat er aus ſeinem Bergſtock und einem Knüppel ein Kreuz gemacht; das pflanzt er in den Grund, wo ein Laatſchenbuſch Platz dazu gibt. Über das Kreuz hängt er ſeine Joppe, darauf ſetzt er ſein Hütl. Dann kriecht er zurück und ruft der Hündin zu: gib Hals! Und während Sella, nochmals aus dem Hintergrunde angefeuert, unaufhörlich Laut gibt, ſpringt der Franzl wie ein Gams aufwärts hinter dem Geröll und dem Laatſchenfelde herum bis an den Grabenrand, dem gegenüber die Platte liegt. Dort ſitzt noch immer der Bock und äugt unverwandt hinab nach dem Strohmanne und der Standlaut gebenden Hündin. Leiſe geht die Büchſe

Digitized by Google

hoch. Ein Schuß auf den Hals läßt den Schwerkranken verenden, ohne daß er noch auf die Läufe kommt.

Der Franzl hat manchen guten Bock geschossen, aber bei keinem noch hat er so froh gestanden, wie bei diesem hier. Und lachen muß er doch, wie er es ausdenkt, wohin der wohl mit dem Streifschuß durch die Hose gestiegen wäre, wenn die alte Ex'lenz ihm nachgestapft wäre! Na, weil wir ihn nur haben, den Prachtkerl! Wahrhaftig kohlrabenschwarz! Grad am Zügel und der Kehle ist die Farbe ein bissel lichter, ins Bräunliche spielend. Und die Krucken! Als der Franzl ihn im Schnerfer hat, merkt er erst, was er wiegt: seine 35 Kilo gewiß! Ist schon recht: ein guter Bock muß dem Jäger dreimal Strapaze machen: erst, bis er ihn hat, dann, wenn er ihn buckelkrax trägt, und zum dritten gebraten, zwischen den Kinnbacken. Na, den Braten werden ja wohl die gnädigen Ex'lenz-Herrschaften in Wien verspeisen, wenn er erst schön stinkig und mürbe gemacht ist. Wohl bekomm's!

Der Franzl springt mit dem Bocke auf dem Rücken zurück, um die Sella loszuhaken. Anstatt aber ihn freudig zu umspringen, winselt sie. Was mag sie haben? Jetzt erst erhebt der Jäger den Blick zum Himmel. Da sieht er die Bescherung. Herr du mei — um den Eiskofel leuchtet es zitronengelb. Drüben aber zieht es bleigrau herauf, und hell leuchten die Ferner auf dem dunkeln Grunde. Bald rauscht es herab. Ein Flirren und Flimmern in der Luft und dazu ein Glühen des Gesteines ringsum, als wäre dies Hochtal der Grund der Hölle. Dumpf grollt der erste Donner heran, da ist auch schon die Eilung da. Über die Scharte jagt zerfetztes Gewölk herüber, in wilden Stößen pfeift der Wind dazwischen und wirbelt Äste und Zweige durcheinander. Wie das wilde Heer bricht der Sturm über den Kamm herein und peitscht die Laatschen zu grünen Wogen auf, als seien sie ein flutender See. Krachend brechen alte Wetterfichten nieder, und drüben vom Gelände saust Stein auf Stein in heftigem Schlage herab! Durch das Gebrüll des Sturmes schlägt Blitz auf Blitz in blendender Eile herunter. Unaufhörlich klappert und pfeift der Steinschlag von den Wänden, und der Regen, der anfangs in schrägen Strichen herniederprasselte, geht in ein grobes Hagelwetter über.

Zitternd schmiegt sich die Hündin ans Knie ihres Herrn und blickt vorwurfsvoll zu ihm empor, als wolle sie sagen: „Siehst du nun? Du wolltest ja in die wilde Hölle hineinsteigen! Nun sind wir mitten drin!"

Aber der Jäger achtet nicht auf Blitze und Hagelschlag. Er schaut nur auf den Weg und auf die Wände, von denen Gefahr droht. In wuchtigen Sätzen und wildem Sturze springt er bergab, bergab dem schützenden Walde zu, wo er in einem Stadel ein wenig Schutz suchend den halben Rest seiner Enzianflasche leert. Inzwischen geht der Hagel droben in Schnee über und die morgens noch glühenden Felsen setzen sich weiße Mützen auf. Da eilt der Franzl weiter, und als die Sonne wieder durchs Gewölk bricht, wirft er im

Digitized by Google

Herrenſtübl des „Röſſel“ den Kohlgams ab und reicht Seiner Gnaden Ex'lenz mit dem ernſthafteſten Geſicht „den wohlverdienten Bruch“. Und während der Jagdherr und die Gäſte des Staunens voll den vor Glück und Stolz ſtrahlenden Schützen beglückwünſchen, ſtürmt auch das Treibervolk heran, um das Wunder, den Kohlgams, zu bewundern und zu beſtaunen. Dem dürfen die Kruken nicht abgeſägt werden. Der ganze Hals bis zu dem Bruſtkerne wird ihm ausgelöſt zum Ausſtopfen für den alten Herrn. So hat der Jagdherr angeordnet. Iſt auch ein Glücksfall wie noch keiner war im ganzen Berge! „Juchuhuhu!“ ſchreit der Schneider-Pliz, als ſtünde er noch droben an der Wand. Und von einem Bein aufs andere ſpringend ſingt der Hallodri:

„A ſella Back taugt ma — wia a Rab'n ſchwarz faſt!
A Weinerl zahlt eh hiaz — da Schiaſſata-Gaſt!“

Gelächter drüben im Herrenſtübel. Der alte General lacht am meiſten und läßt vom Roten auffahren. Und der Toni ſingt:

„Bal der Beutel is lez — aft garrezet der Grind;
wann a Weiner'l kimmt jez — aft juchazet er g'ſchwind!“

Dazwiſchen ſingt der alte Ferdl mit anzüglichem Seitenblicke auf das Herrenſtübl:

„Wann's a Gambſerl willſt ſchiaß'n, — mußt krax'ln und ſteig'n,
ſunſt ſchaugt's auf di aba, — und zaagt d'r die Feig'n.
Dulliähhüdüh, dulliöh!“

Juhu-hu-huh! Der Pliz hat ſchon die Zither auf den Knien und das Necken und Reiben beginnt. Grad ſtampft die Th'res, ſchwer tragend an einer dampfenden Platte, durch die Stube. Da frozelt der Pliz:

„Die Thres ſchlagt d' Zithern; — aber ſcheaner war's gewiß,
wann ſie tanzet auf die Händ — und ſpielen tät mit die Füß!“

Die Dirn ſchaut ſich nicht um und trägt ruhig im Herrnſtübl ihre Teller auf. Aber als ſie zurückkommt, wirft ſie dem Pliz grantig hin:

„Du Zwirnsfad'n, du zwiderer — gel, was kannſt denn dua?
Melkſt alleweil ſtatt d'r Goaß'n — dei Gaaßback in der Fruah!“

Der Toni foppt den Hias:

„Bald ſchiaß i a Gambs — bald ſchiaß i a Rech,
Bald lupf i an zaun- dürren Jaga in d' Höch!“

Digitized by Google

Gibt der Jager-Hias ihm zurück:

„A Gambserl hast schass'n — hast g'maant, war a Bock!
Wi 's aufklaub'n bist ganga — wor's a Kranawetstock!"

Gelächter bei den Burschen, zu denen nun auch ein paar Dirnen herangeschlichen kommen, die neugierig kichernd im Hausflur standen. Der Hias gießt ein Glas Roten hinunter und singt dann wieder dem Toni zu:

„Wann'st a Jaga willst sein — steck d'r a Föda am Huat,
und paß sein recht aui — daß d'rs aba neamd tuat!"

„A, laßt's außi, Leut'. San ma g'müatli'!" lacht der Wirt und schenkt dem Hias ein. Und der alte Ferdl neckt die Achlettn-Zenzi:

„Wonn's Bergle net war — und die sakrische Heah,
nacha kummat mei Bua — um a holbe Stund eh!"

„Recht hast!" lacht die Zenzi. Und der Weißkopf wird deutlicher:

„Und's Deandl hot g'sagt — sie brauchat an Knecht,
hätt Holz bei der Wand — wann i arbet'n mecht."

Die Zenzi ärgert sich über das spöttische Gesicht, das die Herrischen zu dieser Fopperei machen, und singt hinüber:

„Hab'n die Leut so a Gschra — mit die Bürgerstöchter
und a Deandle vom Land — is ka Kreuzer net schlechter!"

Der Herr Advokat aus Mirzlegg schaut, seinen schönen blonden Schnurrbart streichend, diesem lustigen Treiben zu. Er ist ein schlanker Herr und duzt die ältesten Leute. Jetzt singt er, die Vroni mit frischen Augen anblinzelnd:

„Und a Gambs und a Mad'l — hast'n Schuhnäg'l grad g'nua;
i waaß wo a Stadl — und a Deandl dazua!"

Die Vroni hat die Anspielung auf ihr Stelldichein mit dem Franzl, das der Doktor erspäht hat, wohl verstanden. Aber gelassen gibt sie zurück:

„Je höcher das Stad'l — desta frischer das Kraut;
a Narr is jed's Madl, — das an Herrischen traut!"

Dann kehrt sie lachend in die Küche zurück, wo ihr Franzl sich das Wasser aus Nacken und Gesicht trocknet und den langen Schnauzbart glatt streicht. Der Vroni wegen, mit der der Herr Graf schon gesprochen hat, und die ihm jetzt um den Hals fällt und ihn, mit einem lustig-listigen Seitenblicke auf den

M. Steckel *Hohe Tatra, Juli 1904*

Gamsbock.

Herrn Doktor aus Mirzlegg, heute zum ersten Male vor allen Leuten küßt. Grade tritt der Rößl-Wirt in die Küchentür. Aber er wendet sich gleichgültig weg und will nichts gesehen haben.

Übers Jahr wird der Franzl gewiß als Forst- und Schloßwart auf dem Jagdschloß wohnen und die Vroni wird aufs Edelweißkrazeln wohl verzichten müssen!

* * *

Die Geschichte vom Kohlgambs hat noch lange die Gemüter beschäftigt in Sankt Kathrein und dem ganzen Eiskofeltale. Auch die Wurzen-Lies hat davon erzählt, als sie bei der Resi auf der Muntleiten-Alm wieder einmal zustand. Freilich ist's wohl auch Wunder was Seltenes, so ein Kohlgambs. Aber heilig ist er nicht! Fragt der Toni, der der Lies an den Lippen hängt, was das bedeutete: ob's das denn geben tät, einen heiligen Bock? Die Resi wirft der Lies einen Blick zu, und die Alte kneift die Lippen zusammen. Erst als der Bub sich verzogen hat, gibt sie es aus. Aber auf seiner Liegerstatt im Heu spitzt der Toni die Ohren; und versteht er auch nicht alles, so ist das wenige, das er dem Getuschel entnimmt, doch grausig genug!

Woll, woll, gibt's weiße Gambseln! Manche sind hellgrauweiß wie Silber und manche so rein wie Schnee. Im Kalmtale steht so ein Bock. Aber noch nie hat ein Jäger ihn gesehen. Nur reine Jungfrauen sahen ihn zuweilen, wie er eine Salige, das Gambsfräulein, auf seinem Rücken ins Reich der Frau Hulda trug. Drunten in Karnthen, hinterwärts von Tarvis, wo die Fella gegen Italien hin strömt, da liegt ein Berg, wo man's den Schienutz heißt. Und an dem liegt ein Kar und ein hoher Spitz steht darüber, den man den Turm nennt. Im Sommer sind viele Gambserln im Kar. Aber wenn der Schnee kommt, dann ziehen sie alle in die tiefen Täler. Dann haust dort oben nur ein Bock: das ist der heilige weiße mit den goldenen Krucken. Kein Jäger noch ist in sein Reich gedrungen, und wer ihn sehen würde, dem brächte der Anblick den sicheren Tod. Der Förster von Lusnitz hat das nicht glauben wollen und ist den Bock angestiegen. Grad wie er ins Kar hineinschaute, ist rechtzeitig der Gamsschützer gekommen und hat dem Berge die Nebelkappe aufgesetzt. Aber als der Förster heimgekommen ist, ist er ganz verstört gewesen und drei Tage drauf ist sein junges Weib ihm gestorben. — In Tirol, im Kaunser-Tale, unter dem Gepatschferner, wo man's noch heute den Gambshimmel nennt, da ist früher neben schimmernden Eispalastgewölben der Saligen das Alpenparadies gewesen, wo alles ein seliges Reich der gottgefeiten Liebe war: für Adler und Gambsgeier, Murmenten und Alpenhasen, Spielhähne, Auerhähne, Schneegeflüg und Flühvögel, Gambserln und Steinböcke. Uralte

Arven, mächtige Alpenroſen und Hochtalweiden umſäumten den Garten Gottes und ein ſchlohweißer Gambsbock mit goldenen Krucken ſtand als Wächter vor dem Eingange zu dem Kar. — In der Krain bei den Windiſchen nennen ſie den heiligen Bock den Zlatarog. Aber die Windiſchen ſind ein dummes Volk mit breiten Kinnbacken, dicken Stumpfnaſen und großen Mäulern. Und aus der ſchönſten deutſchen Sage haben ſie eine gemeine Schatzgräber-Geſchichte gemacht, weil ſie in ihrer Dummheit nichts wiſſen von der Seligkeit der Sehnſucht nach dem Reiche der reinen und tiefen Himmelswahrheit.

Die Saligen Fräulein ſind eben halt Deutſche geweſen und am reinſten deutſch im deutſchen Teile vom ſchönen Tirol! Aber die Welt iſt halt auch anders geworden! Die Habſucht der Menſchen hat die Saligen vertrieben. Und nur der weiße Gambsbock irrt hier und da noch herum. Und wer ihn ſieht, muß ſterben, denn es gibt kein Reich der ewigen Wahrheit und der reinen Liebe mehr!

Die Jäger wollen's nicht glauben und der Pfarrer will nichts wiſſen von der Geſchichte mit dem weißen Bock. Aber leben tut er doch. Und nur die alten Frauen, die auch einmal jung und unſchuldig waren und ihn geſehen haben zu ihrer Zeit, die wiſſen es beſſer! — —

Dem Toni ſtockt der Atem. Drunten ſchweigt das Raunen und Tuſcheln. Die Reſi legt Holz ans Feuer.

Mit ihrer groben Stimme wirft ſie jetzt ein: „Söll glaub' i nachher do net ganz!"

Die Wurzen-Lies lacht kurz: „Glaubſt eh nix, gel?"

„Woll, woll, aber — 's gibt halt gar ſo viel Betrogenes in dera Welt — —"

„Na, ſo frag den Hiasl!"

„I frag koan Jager net!"

„Recht haſt! San alle Hallodris. Aber wann's mit tauſend Eiden dös abſchwören täten, wahr iſt's do!" Fritz Bley.

* * *

Unaufhaltſam geht des Menſchen Kultur ihren Gang und verſchiebt die Exiſtenzbedingungen für die heimiſche Tierwelt, hier die Ausbreitung und Vermehrung fördernd, dort einſchränkend. Mag man darüber verſchiedener Meinung ſein, wie ſich unſer übriges Hochwild ſchließlich mit der fortſchreitenden Kultur vertragen wird, ob nur noch im eingehegten Revier oder auch in freier Wildbahn — eine Wildart vor allen wird zweifellos noch auf lange Zeit hinaus in voller Freiheit erhalten bleiben, das iſt die

Gemse. Wo immer in Europa das Hochgebirge ragt, von den Pyrenäen durch die Alpenkette über die Karpathen bis in den Kaukasus und in den Höhen des Balkan, da ist ihre Zufluchtstätte, in der Region der Firne und Gletscher, der Steinwüsten und Steilwände, wo die Natur der Menschenkultur den Weg verlegt, wo die Gemse noch auf unabsehbare Zeit hinaus ihr Wesen treiben kann, ohne mit dem Menschen in den allem Schalenwild verderblichen Wettkampf eintreten zu müssen.

Von Natur aus genügsam, findet das Krickelwild seine Äsung an Stellen, die durch Unwegsamkeit der menschlichen Kultur verloren sind, und selbst im Winter ist das wenige, was es von den Pflanzen der hochgelegenen Bergwälder beansprucht, so verschwindend gering, daß bis heute von einem durch Gemsen verursachten Wildschaden noch nie die Rede war, trotz der in den letzten Jahrzehnten zweifellos verschärften Empfindlichkeit der Land- und Forstwirtschaft in dieser Richtung.

So hat die Gemse in ihrer glücklichen Veranlagung ihren wirksamsten Freibrief, und in ihrem wetterharten Körper die Befähigung, ihn noch lange genießen zu können zur Freude des Waidmanns.

Und wenn drum je ein Tier ein Anrecht hat, vor allen anderen die Segnungen der Naturschutzbestrebungen zu genießen, so ist es eben die Gemse. Sie hat den Schutz erreicht, den sie verdient: allenthalben im deutschen und österreichischen Hochgebirg haben die Gemsbestände im letzten Jahrhundert eine erfreuliche Zunahme erreicht und selbst in der Schweiz, wo die Jagdfreiheit das Gemswild bis dicht vor die völlige Ausrottung gebracht hatte, gibt es jetzt wieder dank den in letzter Stunde eingeführten Bannbezirken einen ansehnlichen Bestand an Krickelwild. Immer mehr hebt sich in allen Landen deutscher Zunge das Bewußtsein der Jägerehre, ein wirksamerer Schutz noch als das schärfste Schongesetz, und bis die Zeiten kommen, da im Flachland das Hochwild in freier Wildbahn auf einen verschwindenden Rest zusammengeschmolzen und die Jägerei allgemein mehr als heute auf das Hochgebirge angewiesen sein wird, dürften die Gemsbestände, die jetzt schon in den bayrischen und österreichischen Alpen nach vielen Tausenden zählen, eine Höhe erreicht haben, daß sie selbst eine intensive Bejagung ohne Schaden aushalten können. Und in ihrem Revier wird auch dann — genau wie heute — der Erdgeist profanem Volk den Zutritt wehren! Das große Raubzeug, welches in früheren Jahrhunderten vor allem der Vermehrung der Gemsen Einhalt gebot, fehlt heute im europäischen Hochgebirge fast gänzlich — so wären anscheinend alle Vorbedingungen für eine anhaltende Vermehrung dieses nützlichen Hochwilds gegeben, denn auch die bekannten Krankheiten der Gemse, der Milzbrand, Blasenwurm, Lungenwurm, von den Schafen und Schäferhunden übertragen, haben zwar lokal große Verluste verursacht, weil eben die beizeiten ausgleichende Tätigkeit der fehlenden größeren Raubtiere aus-

5*

fiel, konnten aber immer noch auf ihren Herd beschränkt und durch den Waidmann durch Abschuß schließlich ganz zum Verschwinden gebracht werden.

Doch ein Feind des Gemswilds scheint, so klein er ist, alle die genannten günstigen Vorbedingungen nahezu aufzuwiegen, das ist die Räudemilbe.

Schon wiederholt ist sie an vereinzelten Stellen aufgetreten, zweifellos von räudigen Ziegen und Schafen ins Gemsrevier verschleppt, und hat sich mit so unheimlicher Schnelligkeit verbreitet, daß nicht mehr der Abschuß der sichtbar Kranken, an ihrer Abmagerung und Struppigkeit der Decken kenntlichen

Geratsdorfer. Am hinteren Sonnenrandjoch, 25. Nov. 1905.

Gemskitz, vom Rudel versprengt.

Stücke genügte, sondern vielmehr die ganzen Wildbestände der betroffenen Gegend bis auf das letzte Kitz vernichtet werden mußten.

Auch jetzt vor kurzem kam wieder die Kunde von starken Räudeepidemien in den österreichischen Alpen, die in wenigen Jahren sich vom Salzburgischen aus so schnell verbreitet haben, daß heute schon das ganze österreichische Alpengebiet als gefährdet gilt. Und jeden Tag kann sich die Seuche in den herrlichen Revieren am Königssee zeigen und die wachsame Jägerei zu der traurigen Henkers- und Totengräberarbeit zwingen, alles rücksichtslos niederzuknallen, was auch nur ahnungsweise eine Spur von Räude zeigt!

Wann wird es gelingen, den Bauern, vor allem den kleinen Mann, den Besitzer der Ziegen und Schafe, von denen die Räude ausgeht, zur peinlichen Einhaltung der veterinär-polizeilichen Vorschriften zu bringen, wo die Gesund-

Digitized by Google

heitsvorschriften sogar, soweit sie dem Menschen selbst betreffen, noch lange nicht genügend befolgt werden?

Die Regierung geht in richtiger Würdigung der nationalökonomischen Bedeutung des Gamswilds dem gefährlichen Feind mit allen Mitteln zu Leibe — aber immer wieder wird ein räudiges Stück Kleinvieh den Weg ins Gamsrevier finden und imstande sein, in kurzer Zeit durch eine erneute Verschleppung der Seuche den Erfolg jahrzehntelanger Hege aufzuheben.

So entsteht auch hier der künstlich gesteigerten Zunahme des Wildstands ein entsprechendes Gegengewicht: der Mensch hat zwar die natürlichen Feinde des Gamswilds nahezu vollkommen ausgerottet und kann es dadurch erreichen, daß sich dieses zeitenweis zu einer Kopfzahl erhebt, die sonst in ganz wilden, von Menschenkultur unberührten Revieren wohl kaum je erreicht wird. Aber mit seiner Kultur bringt er als unvermeidliche Begleiter die Seuchenerreger, welche die Rolle des reißenden Wolfs, des lauernden Bären und Luchses, des Gemsgeiers und Steinadlers übernehmen: auf daß das natürliche Gleichgewicht wieder hergestellt werde. H. Meerwarth.

Digitized by Google

Der Siebenſchläfer.

Von A. Bütow.

Er führt wie ſeine ganze Sippe — Haſelmaus, Gartenſchläfer und deſſen öſtliche Form, der Baumſchläfer — ein meiſt unauffälliges Daſein. In der kalten Jahreszeit bringt er etwa ſieben Monate im Winterſchlaf zu, und auch ſonſt lebt er faſt ausſchließlich ein nächtliches Leben.

Wer ihn in ſeinem Freileben beobachten will, dem bietet ſich wohl in einer Mondſcheinnacht im Garten, ſofern er ſich hier als Obſtſchädiger verdächtig gemacht hat, die Gelegenheit dazu. Dieſe ergibt ſich auch wohl im Walde. Lenz erzählt, daß ein Zapfenpflücker einen Siebenſchläfer fing, den er bis auf die Spitze des Baumes verfolgt hatte. Auch in den Häuſern iſt er ſchon entdeckt worden, wenn auch meiſtens nur zufällig. Aber nicht überall iſt er zu Hauſe. Sein Verbreitungsbezirk umfaßt Mittel- und Südeuropa; auch in England kommt er vor. In Deutſchland bilden die mittel- und ſüddeutſchen Hügellande ſeine Ausdehnungsgrenze nach Norden zu. Mit allen Bilchen teilt er hier die Vorliebe für hügelige und bergige Gegenden, wo Wälder, Gehölze, Baumreihen und Gärten vorhanden ſind. Hier begegnet er ſich auch mit dem Gartenſchläfer.

Von dieſer kleineren Art unterſcheidet ihn der dicht zweizeilig bebuſchte Schwanz und die oberſeits blaugraue Körperfärbung, während jener oben rötlich bis graubraun ausſieht und am Schwanze nur eine Endquaſte aus langen Haaren trägt. Auch iſt der Gartenſchläfer durch einen tiefſchwarzen Augenſtrich gezeichnet. — Während aber dieſer und die kleine reizende Haſelmaus, die am weiteſten nach dem Norden, ſogar bis Südſchweden, verbreitet iſt, mehr dem Mäuſetypus entſprechen, erinnert der Siebenſchläfer ſchon an das Eichhörnchen, ſo daß die ganze Geſellſchaft der Bilche oder Schlafmäuſe die Lücke ausfüllt zwiſchen eigentlichen Mäuſen und Eichhörnchen. Eine vierte Haſelmausart — Myoxas dryas — bewohnt ein Gebiet, daß ſich von Südrußland und Ungarn bis über die Kaukaſuswälder erſtreckt. Dieſe, ſchon als Baumläufer genannte Form ſteht in der Mitte zwiſchen Garten- und Siebenſchläfer. Mit dem erſteren teilt ſie die bräunliche Körperfärbung — die Unterſeite aller Schlafmäuſe hebt ſich dagegen hell bis weiß ab — und den ſchwarzen Strich durchs Auge, während ſie mit dem Siebenſchläfer den zweizeilig bebuſchten Schwanz gemein hat. Es erübrigt ſich, auf die „überſeeiſchen" Verzweigungen der Familie einzugehen; als beſonders naheliegend mag nur noch erwähnt

Digitized by Google

K. Soffel. *Siebeneich, Tirol, August 1908.*

Siebenſchläfer, im Neſt, ſchlafend. Mittags.

ſein, daß ſowohl Deutſch-Oſtafrika als auch Togo mit Schlafmäuſen bedacht ſind.

Das „bewußte" Leben, das der Siebenſchläfer in der kurzen Zeit des Sommers führt, iſt auch dann nur ein halbiertes. Während er in mancherlei höhlenartigen Schlupfwinkeln und ſeltener in Krähen-, Elſtern- und anderen Neſtern den Tag verſchläft, geiſtert er in der Nacht durch die Wald- und bebuſchten Hügeldiſtrikte, wobei ihm die Eichen- und Buchenbeſtände die genehmſten ſind. Seinem Weſen nach könnte man ihn als ein „nächtliches"

Eichhörnchen taxieren, wenn man von seinem Äußern: der etwas unterschiedlichen Größe, der Färbung, dem mehr gedrungenen, fleischigen Körper und den breitgestellten, unbepinselten Ohren, absieht.

Im wachen Zustande — nur beeinträchtigt in seiner Regsamkeit durch kaltes und regnerisches Wetter — ist er nicht allein äußerst beweglich, sondern er weist sich auch als erfahrener Springer und mehr noch als behender Kletterer aus. Er nascht bald hier, bald dort, was nicht ausschließt, daß er auch gründliche Arbeit versteht. Nach Eichhörnchenmanier sitzt er oft, die Früchte mit den „Händen" dem Geäse zuführend. Hält er einen guten Weideplatz besetzt, so hört man nur ein unaufhörliches Knuspern und Knacken und ein Fallenlassen der Früchte und Fruchtreste. Selbst dem „einnehmenden" Wesen eines Siebenschläfers wird es dann oft zuviel, was sich da bietet, und weil der Mageninhalt natürlich verstaut und verdaut sein will, so leistet er sich zwischeninnen auch ein Nickerstündchen. So, zwischen Freßgier und Verdauungsruhe wechselnd, bringt er die Nacht zu, bis er kurz vor Sonnenaufgang, manchmal auch etwas verspätet, sein Dauerlager bezieht, das sich ihm unterwegs auch in einer passenden „Herberge" bietet, um sich ausgiebig zur neuen nächtlichen Arbeit zu stärken. Es belästigt ihn dabei durchaus nicht, das Lager mit seinem Weibchen oder überhaupt mit seinesgleichen teilen zu müssen.

Doch vorläufig, wenn er im April von seinem langen Schlaf sich noch halb schlaftrunken auf die neu beginnende Lebenstätigkeit besinnt, steht ihm eine nur kümmerliche Versorgung bevor. Er, der sonst fast unersättliche, weiß sich aber auch in diese zu schicken. Kalte und regnerische Tage, die dieser Monat ja häufig ausreichend zur Verfügung hat, vermindern sowohl seine Lebenslust als auch seinen Appetit merklich, so daß er in den geschützten Höhlungen wieder — häufig tagaus, tagein — Unmut und Hunger verschläft; er verfällt damit dem besten Sorgenbrecher. Im übrigen hält er sich dann auch viel in den dichteren Nadelholzgebieten auf und schließlich — sollten die Knospen und die „über- und abgestandenen" Fruchtreste nicht genügen, dann findet er auch schon — „Fleisch". Auch er wird nach dieser Hinsicht, wie fast alle Nager, verkannt. Es gibt keine Gebißform," sagt Prof. Dr. Gust. Jäger, „mit welcher man bei gleichem Aufwand von Muskelkräften eine größere Energie entwickeln könnte, als beim Nagetiergebiß," und — wenn nun ein solches Gebiß für Pflanzennahrung auch schwerer wiegt, eine gute Mordwaffe ist es doch! Das weiß Freund Siebenschläfer sehr gut. Und weil zu seinen vielen Bedürfnissen auch die animalische Nahrung rechnet — selbst den Blindschleichen geht er zu Leibe und verschmäht auch Kerbtiere nicht — so hält er sich in der knappen Zeit der Pflanzengenüsse, vom Genießen lebt er ja, schadlos an allen Tieren, die er bezwingen kann. Besonders aber muß es ihm verdacht werden, daß er auch Nester plündert und junge Vögel würgt. Der Appetit wächst ihm mit dem Essen und das Raubtier ist fertig!

K. Soffel. *Siebeneich, Tirol, August 1908.*

Siebenſchläfer, aus dem Schlaf geſchreckt, ſchlaftrunken am Stamm hängend. Mittags.

Digitized by Google

Mit der größeren Aussicht auf Versorgung steht auch das Fortpflanzungsgeschäft in Beziehung. In weich ausgepolsterten Erdlöchern, in Rissen und Spalten, Baumhöhlungen usw. wird das Wochenbett hergerichtet; sehr gerne werden zu diesem Zweck auch Starenkästen angenommen. Hat man die Absicht, sich in den Besitz der Tiere zu setzen, so hängt man ihnen wohl auch entsprechende Kästen hin. Unter Umständen aber graben sie sich auch selbst Höhlungen oder gestalten sich diese für ihre Zwecke passender. Der Wurf besteht in drei bis sechs blinden und nackten Jungen, die ein schnelles Wachstum erleben und schon nach kaum verstrichener Jahresfrist imstande sind, die Art fortzupflanzen.

Es ist doch eine weise Einrichtung in der Natur, daß die Versorgung den animalischen Lebewesen entgegen, oder um es derber auszudrücken — in den Hals wächst. Den Höhepunkt des Wohllebens aber bringen erst die Monate August und September und, falls er warm und schön ausfällt, vollends der Oktober. Jetzt ist den Schlaraffen nur das Beste gut genug; Leben heißt nun Genießen! Haben sie in der Benachbarung der Wälder Gärten, dann sind die besten Äpfel, Birnen, Pfirsiche, Aprikosen und Pflaumen nur für sie gewachsen, denn Rücksichten kennen sie nur für sich. Wem noch Zweifel aufsteigen sollten, wer die Gärten so vandalisch plündert, dem wird jede Ungewißheit behoben, wenn er die an den Stielen ringsum ausgehöhlten und auch seitlich in der Höhe des Kernhauses halbmondförmig ausgeschälten Früchte sieht, die an den angebissenen Stellen deutlich die Doppelfurchen der Nagezähne aufweisen. Im übrigen aber stehen ihnen Eicheln, Bucheckern, Kastanien, Nüsse usw., alles leckere Sachen für sie, hinreichend zur Verfügung.

Die Fülle der Nahrung gibt den Tieren jetzt auch Veranlassung, an den Winter zu denken und Vorräte einzutragen in die vielfachen Massenquartiere und gemeinsamen Schlafstätten, — wie man z. B. in Stuttgart einmal 24 Stück zusammen auf weichem Mooslager, im Harzwald sechs hinter dem Brette einer baufälligen Hütte, in Reinhardsbrunn zwei in einem Stollen gefunden hat. —

Es ist etwas Merkwürdiges um den Winterschlaf überhaupt, dem auch der Siebenschläfer für eine ungewöhnlich lange Zeit verfällt und, den man wohl richtig als einen erhaltenden Scheintod bezeichnet hat. Ihm entspricht in den Tropenländern der Sommerschlaf. „Man spricht von Winterschlafdrüsen — Fettansammlungen an der Seite des Halses bis in die Achselgruben hinein von lappigem Bau und mit vielen Lymphgefäßen durchsetzt —, man will gefunden haben, daß bei den einheimischen Winterschläfern die Lungenbläschen verhältnismäßig weit sind, allein all das ist so unbedeutend und so wenig beständig in seinem Vorkommen, daß es keineswegs zur Erklärung dieser Erscheinung ausreicht. Mit einem Wort: es bestehen zwischen den Winterschläfern und ihren nächsten wachbleibenden Verwandten so wenig anatomische Unterschiede, daß von daher keine Lösung der Sache zu erwarten ist." (Prof.

Digitized by Google

G. Jäger.) Auch Tschudi fragt: „Warum aber schützt er (der Winterschlaf) die eine Art und überläßt es einer verwandten, unter noch härteren Bedingungen für den Schutz selbst zu sorgen?" — Wenn wir bedenken, daß auch der Nahrungsmangel, nicht der augenblickliche, sondern der kommende, die Vögel von uns treibt, daß im Grunde nicht die Winterkälte an und für sich tötet — die neue Methode in den Tiergärten, selbst tropische Tiere im Freien zu überwintern, beweist es —, sondern daß letztere das Tier erst im Verein mit dem Hunger bezwingt, so muß eben ein Mittel vorhanden sein, das den Körper widerstandsfähig gegen die Kälte macht und ihm die Lebensenergie verbürgt. Dieses Mittel ist in der ausreichenden Winterernährung zu erblicken, wie es ja auch Tatsache ist, daß die zweckentsprechende Wildfütterung im Winter, je nach Tun und Lassen, des Jägers „Soll und Haben" bedingt. Es ist nun schließlich dasselbe, ob das Tier die genügende „rohe" Nahrung von außen empfängt, oder die weniger umfangreiche, „kondensierte" in der Aufspeicherung bei sich trägt: in beiden Fällen darf die Quelle für die Ernährung nicht versiegen und der Stoffwechsel nicht ins Stocken geraten. Erfahrung und vererbte Gewöhnung haben im Verein mit einer jahrtausendelangen Auslese so an den Tieren gearbeitet, sie zweckentsprechend für die Zeiten des Mangels hinzustellen. Sicher fanden auch unsere „Standtiere", die den Winter bei uns aushalten, ehe die Kultur ihnen die Nahrungsstätten und Schutzstellen beschnitt, ausreichende Versorgung und Deckung im Winter. Wenn es nun anders geworden ist, so daß der Jagd- und Vogel-, wie überhaupt der Tierschutz das Fehlende nach Kräften auszugleichen bemüht sein müssen, so sind dafür die neuen Kulturmaßnahmen und der Bodengeiz, der alles nutzt, verantwortlich zu machen. Immer aber tritt bei diesen Bestrebungen als Hauptsache doch die Ernährung als der wirksamste Winterschutz zutage. Selbst wenn sie nicht so ausreichend aushalten sollte, wie es notwendig erscheint, liegt es in dem Zutun des Tieres, sie als genügend für die Erhaltung des Lebens zu stempeln, indem es viel ruht und dadurch den Stoffwechsel verlangsamt. Was wir so an den winterverwachenden Tieren erfahren haben und noch erfahren, daß Ernährung und Ruhe im Verein sie bei Kräften erhalten und gegen die Winterkälte gefeit machen, dient uns auch zur Erklärung des Winterschlafes. Im vollen Feist, der zugleich zur Lethargie befähigt, suchen sie die sauerstoffarmen Höhlen auf, wobei wir uns gleich vergegenwärtigen wollen, daß auch die Stickstoffluft ebenfalls die Nahrungsaufnahme vermindert und den Stoffwechsel verlangsamt, und zehren von ihren im Körper aufgespeicherten Vorräten, dem Körperfeist. — Es ist ferner erwiesen, daß der Vorwinter den freilebenden Tieren nach einer guten herbstlichen Versorgung nichts anhaben kann; erst der lange und späte Winter — das Körperfeist ist aufgezehrt und die Nahrung wird immer knapper — läßt sie eingehen. Der Winterschlaf kennzeichnet sich somit als eine zweckmäßige Anpassung an die gegebenen Verhältnisse, die auch

Digitized by Google

K. Soffel. *Siebeneich, Tirol, August 1908.*

Siebenſchläfer am Eingang zu ſeiner Schlafhöhle. Abends.

Digitized by Google

K. Soffel. *Siebeneich, Tirol, August 1908.*

Siebenſchläfer, ſich putzend. 6 Uhr abends.

S. Soffel. *Sieheneich, Tirol, August 1908.*

Siebenschläfer, sichernd. Abends.

 Copyright 1909, R. Voigtländers Verlag in Leipzig.

Digitized by Google

den Nachkommen organisch vererbt wird. Aber auch sonst noch bietet der Winterschlaf Vergleichungsmomente. Den meisten Landschnecken ist sowohl dieser als auch der Sommerschlaf eigentümlich, und außer anderen Hinweisen kann auch die Puppenruhe bei den Insekten in die Reihe dieser Erscheinungen eingestellt werden. Trotzdem das Leben in diesen Zuständen scheinbar erstorben zu sein scheint — keine sichtbare Bewegung, keine Stoffaufnahme und Abgabe ist bemerkbar — ist es dennoch vorhanden, weil die notwendigsten Lebensfunktionen auf das äußerst zulässigste Minimum herabgestimmt sind. —

Unser Siebenschläfer als die „eingefleischeste" Schlafmütze fällt voll und ganz unter das Gesagte. Seine ungeheure Gefräßigkeit und das dadurch gewonnene Körperfeist — man erinnert sich auch an den ungeheuren Nahrungsverbrauch der Raupen, wie auch die Raupe des Seidenspinners das 60000fache ihres eigenen Gewichts verzehrt, um so für die Puppenruhe mitversorgt zu sein — bedingen sowohl den Schlafzustand wie auch den sehr verlangsamten Stoffwechsel. Martial kennzeichnet die bedingenden Momente für ihre Winterversorgung sehr richtig, wenn er die Tiere sagen läßt:

„Winter, dich schlafen wir durch, und wir strotzen von blühendem Fette
Just in den Monden, wo uns nichts als der Schlummer ernährt."

Bei den in der Kugellage ruhenden Tieren, eine Zweckmäßigkeit, welche die Eigenwärme im Körper zusammenhält und der Kälte von außen eine geringere Angriffsfläche bietet, sinkt die Leibestemperatur trotz der weichen gepolsterten Lager und der frostgeschützten Höhlen bis auf wenige Grad über Null herab, so daß der Körper kalt und starr ist und die Herz- und Lungentätigkeit nicht einmal einen Atemzug und Pulsschlag in der Minute ergibt. Überhaupt besitzen die Tiere mehr eine Wechselwärme, die sich auch im wachen Zustande, der Witterung entsprechend, temperiert, worauf auch schon Buffon aufmerksam macht. Wie dieser, so bekunden es auch andere Forscher (Lenz, Brehm usw.), daß die Siebenschläfer nach Schlafpausen von vier Wochen und länger aufwachen. Als sicher kann es auch angesehen werden, daß dies Erwachen mit der gelinden Witterung im Zusammenhange steht. Es wird sogar von Buffon erhärtet, daß in warmen Wintertagen, wenn das Wetterglas bis auf 14 Grad steigt, die Tiere nicht allein von ihren Vorräten fressen, sondern auch aus den Winterschlafhöhlen zum Vorschein kommen. Nach Brehm erwacht der Siebenschläfer im warmen Zimmer nach und nach, bewegt die Gliedmaßen und läßt einige Tropfen seines hellen, goldgelben Harns fließen; gleichsam mechanisch entspricht er auch der Sättigung. — In vielen Fällen aber wird die Schlafkammer zur Totenkammer, wenn die strenge Kälte selbst in die entlegendsten Schlupfwinkel dringt und namentlich anhaltend ist. Bei Tieren, die bei strengem Frost der Luft ausgesetzt wurden, als auch bei solchen, die plötzlich dem Feuer nahegebracht wurden, erlosch der schwach glimmernde Lebensfaden sofort.

Digitized by Google

R. Zimmermann. *Rochlitz, August 1908.*

Siebenſchläfer, ſichernd.

— Daß auch das Eintragen von Vorräten einer erfahrenen Zweckmäßigkeit entſpricht, ſteht nach dem Geſagten ſicher. Man erzählt von nach Auſtralien eingeführten Bienen, die, wie ſie es bei uns gewohnt waren, auch für den Winter Honig aufſpeicherten. Als ſie aber erſt einſahen: dieſe Notwendigkeit iſt unter dem mehr gleichmäßigen Jahresklima hier nicht mehr erforderlich, ſo ließen ſie es und lebten — „von der Hand in den Mund". Um die Ausgleichverhältniſſe in der Lebensverſorgung mehr zu regeln, entſprechen die nordiſchen Tiere ſamt und ſonders den Lokalveränderungen, indem ſie beſon-

Digitized by Google

R. Zimmermann. *Rocklitz, August 1908.*

Siebenſchläfer, ſichernd.

deren Weidegegenden zuziehen, aber auch der Aufſpeicherung von „Lebensmitteln“, wie es ſelbſt vom Polarfuchs bezeugt wird. Wenn auch der Winterſchlaf mehr eine Erſcheinung der gemäßigten Zone iſt, ſo kommen doch auch hier bei uns, wie im Norden, wo die lange Winternacht herrſcht, dieſelben Momente zur Geltung: Bären, Wölfe, Füchſe, Haſen und Lemminge laſſen ſich, wenn das Wetter zu arg tobt, einſchneien und ſchlafen. Renntiere und Moſchusochſen aber drängen ſich zur Erwärmung dicht aneinander und verbreiten um ſich her als das Reſultat ihrer Ausdünſtungen — namentlich bei

Digitized by Google

K. Zimmermann. *Rochlitz, August 1908.*

Siebenſchläfer, ſich auf einen Aſt drückend.

ſtillem Froſt — eine ſchützende Nebelhülle. Brauer ſagt noch: „Auch die wilden Renntiere ſcheinen ſich an einem geſchützten Punkt im Innern des Landes zu ſammeln und dieſe Stelle nur ausnahmsweiſe vor Wiederkehr der Sonne zu verlaſſen. Dieſes ruhige Verharren könnte man eine Art Winterſchlaf nennen, zumal die Nüſtern infolge der Kälte verengt werden und damit auch eine Herabſetzung des Stoffwechſels herbeigeführt wird.“ Von allen Kennern der arktiſchen Tierverhältniſſe wird auch betont, daß die Tiere raſtlos bemüht ſind, die kurze Sommerzeit zur Nahrungsſuche auszukaufen, um ſich die Winterſchutzmittel zu ſichern, die ſich auch bei unſeren freilebenden Tieren und den Winterſchläfern ſo wirkſam für die kalte Jahreszeit ausweiſen: dichte Behaarung bezw. Befederung und die Anſammlung von Feiſtſchichten, die ſich namentlich um die empfindlicheren Weichteile des Körpers legen. Im Winter verlangſamt ſich überhaupt der Pulsſchlag alles Lebens. — In betreff der ſchon oben von Tſchudi mit Bezug auf den Siebenſchläfer geſtellte Frage: „Warum der Winterſchlaf die eine Art ſchützt und es einer verwandten Tier-

Digitized by Google

R. Zimmermann. *Rochlitz, August 1908*

Junger Siebenſchläfer an einem Starkaſten abwärts kletternd.

art überläßt, unter noch härteren Bedingungen für den Schutz selbst zu sorgen?" beantwortet Dr. L. Heck folgendermaßen: „Ob hier verschiedene Herkunft und Einwanderung unserer nordischen Nager aus klimatisch verschiedenen Gebieten eine Rolle spielt oder die Veränderungen, die Europa in dieser Hinsicht seit dem Diluvium durchgemacht hat? Jedenfalls muß der Winterschlaf mit allem, was dazu gehört, eine in der Stammesgeschichte uralt eingewurzelte instinktive (!) Lebensgewohnheit sein; das beweisen schon die umständlichen, aber von den jungen Tieren ohne jede Anleitung älterer übereinstimmend getroffenen Vorbereitungen: Nestbau, Auspolsterung und Abschließung des Lagers, Eintragen von Vorräten, von denen bei Unterbrechung des Schlafes gezehrt wird."

Warum noch durchwachen die nordischen Tiere die lange Winternacht, verfallen also nicht in den andauernden Winterschlaf? „Es ist sehr wahrscheinlich, daß für die meisten ein solcher lethargischer Zustand tödlich sein würde, weil die Eigenwärme des Körpers der furchtbaren Kälte wohl nicht einen genügenden Widerstand entgegensetzen könnte, zumal da der Boden, in welchen sie ihre Höhle graben könnten, ebenfalls gefroren ist." (Brauer.) Immer aber, das lernen wir aus diesem Kapitel, regeln sich die Anpassungen den Bedingungen gemäß, die die Erhaltung des Lebens unter den wahrscheinlichsten Aussichten verbürgen. —

In seinem Herbstfeist lieferte der Siebenschläfer schon im Altertum einen geschätzten Leckerbissen, und um solche recht viele zu haben, wurden die Tiere in der Gefangenschaft gehalten und gemästet. Eichen- und Buchenhaine wurden zu dem Zweck mit glatten Mauern umgeben, die das Emporklettern unmöglich machten. In diesen Veranstaltungen sorgte man nach jeder Weise für das Wohlbefinden der Gefangenen; denn außer der Verabreichung von Kastanien, Eicheln usw., bereitete man ihnen auch ausgepolsterte Höhlen zum Nisten und Schlafen. Die Jungen wurden schließlich nach Varro in den „Glirarien", wie man sie auch bei den Ausgrabungen von Herkulanum vorgefunden hat, noch besonders gemästet. Es waren das irdene, kegelige Töpfe von einer Elle Durchmesser, die mit Luftlöchern und stufenartigen Rändern zum Klettern versehen und ausgestattet waren. Plinius bemerkt, daß nur Siebenschläfer eines und desselben Waldes zusammengetan werden könnten, weil sie sonst einander zerfleischen. Als besonders mild und gesund wurde ihr Fett gerühmt. Im übrigen wurden sie in jeder Zubereitung gegessen und fanden namentlich als Braten, Ragouts und — auf der Tafel des Trimalchio auch als gefüllte Siebenschläfer Verwendung. Auch verrät uns ein älterer Schriftsteller, daß man sie einpökelte. Aber schon zu des alten Buffon Zeiten „hat man es", wie er in seiner Naturgeschichte schreibt, „nicht gut befunden, diese Gewohnheit beizubehalten. Vielleicht wegen ihrer Ähnlichkeit mit Ratten, vielleicht auch, weil ihrem Fleisch an einem recht guten Geschmack noch viel

Digitized by Google

abgeht. Bauern, die es gekostet haben, sagten mir, daß es nicht viel besser als das Fleisch der Wasserratten schmecke." Gegessen und gefangen werden sie aber noch heute; auch verwertet man ihr Fell.

Zu ihrem Fange lockt man sie in künstliche Verstecke, die man ihnen in der Form von Kästen aufhängt, oder auch als Schlupfwinkel in der Erde, weich gepolstert, herstellt. Man berücksichtigt dabei die Wurzelhöhlungen alter Bäume im Walde, Felsabhänge, Gebüschpartien und überhaupt trockene, gegen Mittag gelegene Stellen, die man, um sie zu kirren, mit Eicheln und Bucheckern bestreut! Auch mit Hanfkörnern geköderte Meisenkästen und Schnellfallen dienen diesem Zweck. Ferner werden mit Obst versehene Tonnen in den Boden gegraben, die nur ein schmales Einschlupfloch haben, das den Tieren wohl das Einschlüpfen gestattet, aber nicht das Herauskommen. In Italien und auch wohl noch anderswo, zieht man Gräben in den Wäldern, bedeckt sie dicht mit Stroh und lockt sie hier durch das Hinstreuen von Nahrung an. Rechnet man dann noch auf das Geselligkeitsbedürfnis, dem sie beim Winterschlaf entsprechen, so ist es nicht übertrieben, daß mancher „Kammerjäger" zur Herbstzeit und im Winterlager viele Hunderte dieser Tiere erbeutet. — Auch beim Anstand unter den Obstbäumen im Garten werden sie mit Schrotflinten erlegt, namentlich bei Mondenschein. Die herabfallenden Äpfel und die breitästigen Bäume begünstigen besonders das „gute Abkommen" auf sie, wie der technische Ausdruck des Jägers lautet.

Das ganze Lebensbild zeichnet den Siebenschläfer als eine komplette Schlafmütze. Und wenn wir daraufhin seine geistige Veranlagung ansehen, dann ist selbstverständlich nach dieser Beziehung nicht viel von ihm, wie überhaupt von — „Schlafmützen", zu erwarten. Wie könnte es auch anders sein bei einem Geschöpf, das mindestens von seinem Leben, das auf sechs bis acht Jahre geschätzt wird, zwei Drittel verschläft! „Dick, dumm, faul und gefräßig!" Vielleicht hat er mit zur Entstehung dieses geflügelten Wortes, das die Stupidität in ihren Einzelheiten kennzeichnet, Veranlassung gegeben. Wo sollte er auch übrigens seine Intelligenz her haben, da er dem Kampf ums Dasein möglichst aus dem Wege geht! In der Gefangenschaft befindet er sich stets in gereizter Stimmung; seine größte Tugend besteht in der Reinlichkeit. Da er am Tage schläft, so hat man auch von ihm nicht viel, und gar des Nachts, wenn er tobt und selbst die Wände seines Gefängnisses bearbeitet, will man Ruhe haben. Die Frage ist sehr berechtigt: Wozu ist er überhaupt da? Vielleicht nur, um eine Lücke in der Stufenleiter der organischen Schöpfung auszufüllen! Es ist wahr: in seiner geistigen Nicht-Verfassung mutet er uns an als ein Altertumsstück, das den Urzustand der Geschöpfe, den Anfang des „geistigen" Tierlebens, veranschaulicht!

Digitized by Google

Das Damwild.

Von J. Müller-Liebenwalde.

Dahin rast der Zug durch brandenburger Land. Schonungen und Kiefern-Stangenhölzer hemmen den Ausblick —. Doch jetzt wird's lichter, und der kleine blankäugige Reisende dort, auf der Bank am Waggonfenster kniend, gibt erwartungsvoll acht. — Eine große, vom Forst umschlossene Wiese tut sich auf; drei alte, breit auslangende Kastanien mitten drin. — „Mutti, Mutti, komm schnell, schnell! Ach, die Menge Ziegen —! Sind es Ziegen —? Sind es —?" Das sprudelt nur so heraus. Flink gehen muß es ja auch, denn der böse Lokomotivführer wird unserm Freundchen zu Gefallen nicht bremsen. — Schon steht Mutti neben ihrem begeisterten Jungen: „Aber Hansemann, das sollen Ziegen sein? Du bist mir der rechte! Hast du schon mal solche Ziegen gesehen mit Geweihen? — Da, schau hin! — noch drei Stück — und so bunt gefleckt. — Wie der eine sich streckt!" — „O, Mutti, der hat eben ausgeschlafen! Hahaha! — So macht ja unser ‚Treff' auch immer. — Mutti, sind's Damhirsche?" — „Na ja doch, mein Schäfchen." — — Und das freundlich belebte und belebende Bild ist verschwunden; durch dichten Buchenwald, der sich am See hinzieht, geht die Fahrt weiter, rasselnd und prasselnd der Reichshauptstadt zu — —.

„Au, das war fein!" — Und dem Hanseken glühen noch ordentlich die Backen. In dem steckt ein Weidmann! — Mutti muß „erzählen" und auf hundert Fragen antworten. Sie ist eines Forstmanns Tochter und weiß wohl Bescheid mit allem, was in Wald und Feld wächst und wechselt, wandert und fliegt, kriecht und gräbt; sie kennt unser liebes Wild und sein Leben besser als viele Leute, die sich stolz Jäger nennen und so klug reden, daß man fast glauben möchte, sie seien Nimrod und Lederstrumpf in einer Person. Ein drolliges Völkchen!

Freue dich, Hanseken, daß du solche Mutter hast. —

Jenes Damwildrudel, an welchem das Dampfroß mit seinem langen Schweife eben prustend und zischend vorbeigetost ist, hat sich durch den Lärm nicht im geringsten stören lassen in seiner beschaulichen Ruhe und in der genußreichen Arbeit des Wiederkäuens; nicht hundert Schritt von den Schienen lagert die Gesellschaft der Schalengänger so malerisch gruppiert,

Digitized by Google

Pfaff. *Connewitz, Wildgatter, Mai 1905.*

Damwild. Weißer Kolbenſpießer im Haarwechſel.

als habe ein geſchickter Regiſſeur die Rollen verteilt und die Plätze beſtimmt. Das ſchmiegt und räkelt ſich auf dem grünen Plüſch der Wieſe ſo behaglich und wohlig wie ein Ferienkadett in ſeinem weichen Bette daheim. Dabei werden von dem Wilde manchmal ganz wunderliche Lagen eingenommen: man könnte fürchten, das betreffende Stück ſei tot. Aber dann hebt es plötzlich den Kopf und wirft ihn zurück, ſchlägt mit den Lauſchern und beißt nach irgend einer Stelle ſeines Körpers, wo ein freches Inſekt ſeine Stich- und Saugfertigkeit übt. Ja, dies ſchwirrende und

Pfaff. *Leipzig, Gatter, 15. Juni 1908.*

Damwild. Äsender Kolbenhirsch.

krabbelnde Geschmeiß! Es wird dem Hochwild (wie unserm Vieh) oft zur entsetzlichen Plage und bereitet ihm sogar nicht selten ein qualvolles Ende. Rachen- und Hautbremsen gehören zu seinen schlimmsten Quälgeistern. Leberegel, Bandwürmer, Milzbrand- und Tuberkulosebakterien und was sonst noch als „liebevoller" Gast höherer Tiere sein Dasein fristet, sie alle suchen natürlich auch unser Damwild auf; nicht zu vergessen, der blutgierige Holzbock und die freche Hirschfliege. Die beiden letztgenannten mehr belästigend als gefährlich; von ihnen hat der Mensch gleichermaßen zu leiden, d. h. nur der zimperliche, verweichlichte, denn wirklichen Schaden verursachen jene kleinen Walddämonen nicht.

Auch die Biesfliegen sind hier zu erwähnen, und geschehe es nur deswegen, damit ihre Larven vorkommenden Falles beachtet und erkannt werden, der Wissenschaft zum Nutzen, dem Wilde zum Segen. Diese Larven werden gewöhnlich Engerlinge genannt, was aber bei Laien zu arger Verwirrung Anlaß geben kann, da diese ekelhaften schmutzig-gelbweißen,

Digitized by Google

Pfaff. *Leisenau b. Colditz Wildgehege, Juni 1906.*

Damwild. Schlafender Kolbenhirſch.

runden oder flachen, etwa drei Zentimeter langen Gebilde mit der wurzelzerſtörenden Entwicklungsvorſtufe unſers volkstümlichſten, im Mai fliegenden Käfers nicht das mindeſte zu tun haben. Die eine „Sorte" dieſer Larven ſchmarotzt im Rachen, im Kehlkopfe und ſogar in der Luftröhre der Hirſcharten und verurſacht heftigen Huſten, Erſtickungsanfälle und endlich den Tod; die andere, minder grauſame, hauſt in eitrigen Beulen unter der Decke (Haut) und ſetzt den Tieren mit furchtbarem Juckreiz ſchändlich zu. Bisher hat man angenommen, daß die Haut- und Rachenbremſen unſer Damwild verſchonten, aber neuere Beobachtungen, aus der Uckermark und aus Weſtpreußen, ſcheinen leider das Gegenteil zu beweiſen. — Wenn ſich der mehr auf Trophäen (Geweihe) erpichte Jäger nicht ſonderlich um derartige Erſcheinungen kümmert, ſo wird es vielleicht die Hausfrau tun, durch deren Hände das erlegte Stück auf dem Wege zum Eiskeller und weiter zur Bratpfanne geht, d. h. wenn ſie eine kluge und tüchtige Hausfrau iſt. War es doch eine Dame, welche zuerſt auf das Vorkommen von Haut-„Engerlingen" beim Damwild aufmerk-

Pfaff. *Connewitz, Wildgatter, Juli 1906.*

Ruhendes Damwildrudel.

ſam machte! Die große Menge unſerer Jäger legt ſich ja überhaupt viel zu wenig aufs Beobachten, was ſehr zu beklagen iſt. In der Regel wird Zeitmangel oder nicht ausreichende zoologiſche Vorbildung als Entſchuldigungsgrund hierfür angegeben; aber in neunzig Fällen unter hundert trägt nichts anderes die Schuld daran, als üppig entwickelte — Bequemlichkeit.

* *
*

Unſer Damwildrudel an der Bahnſtrecke wird nun allmählich munterer. Das Wiederkäuen iſt beendet; der mächtige Panſen verlangt nach friſcher Füllung, der Hunger meldet ſich, und ſo zieht die Geſellſchaft auf Äſung. Da iſt dem Damwilde ſo ziemlich alles recht an Kräutern, von welchen es auch ſolche nicht verſchmäht, denen weder Edelhirſch noch Reh einen Geſchmack

Digitized by Google

Pfaff. *Connewitz, Wildgatter, Juli 1906.*

Ruhendes Damwildrudel.

abgewinnt. Das Laub mancher Weichhölzer ſchätzt es beſonders; Brombeerblätter und -rankenſpitzen ſind ihm ein Leckerbiſſen, und ſeine Vorliebe für Kaſtanien bringt ihm oft Verderben, aber indirekt, denn wo dieſe zur Winterszeit geſchüttet werden, dahin zieht es die Damhirſche wie mit magnetiſcher Gewalt, und ihrer viele erhalten bei der Gelegenheit die Kugel, wenn nicht gar den Schrothagel aus der Flinte eines nur auf „Fleiſch" bedachten Schießers. — Stehen Kaſtanienbäume im Revier, ſo richten ſich wohl die älteren Hirſche, die Schaufler, auf den Hinterläufen in die Höhe und ſchlagen von den erreichbaren Zweigen die reifen ſchönen braunen Früchte herunter. Und bei der Auflese gibt es dann manchen derben Knuff und Puff, den die Feinſchmecker einander verſetzen.

Am Rande des Beſtandes hat der fürſorgende, auf das Wohl und Gedeihen ſeines Wildes bedachte Heger Salzlecken zurecht gemacht. Das ſind bis zur oberen Kante in die Erde eingegrabene Holzrahmen oder Käſten, gefüllt mit gereinigtem Lehm, welchem ein gut Teil Kochſalz, etwas phosphor-

O. Pfaff.

Damwildkalb, sichernd.

Leipzig, August 1906.

Pfaff. *Conewitz, Wildgatter, Juli 1906.*

Ruhendes Damwild läßt ſich von Staren das Ungeziefer abſuchen.

Digitized by Google

Pfaff. *Connewitz, Wildgatter, April 1907.*

Schlafendes Damwild.

M. Steckel. *Tillowitz, Schlesien, Juli 1907.*

Damwild. Kolbenhirsche.

Digitized by Google

M. Steckel. *Tillowitz, Schlesien, Juli 1907.*

Damwild. Äsende Tiere.

Pfaff. *Cunnewitz, Wildgatter, Juli 1906.*

Damwild. Beendigte Mittagsruhe. Spießer ſich reckend.

ſaurer Kalk (zur Knochen-, reſp. Geweihbildung) und gewiſſe aromatiſche Stoffe beigemengt werden. Wenn man dem Damwilde dieſe ihm hochwillkommene Extrabeigabe zu ſeiner Nahrung bietet, wenn man dafür ſorgt, daß der Wald, den es bewohnt, nicht von Haſelnuß-, Himbeer- und Brombeerſträuchern, Aſpen, Weiden, Erlen uſw. allzu ſtark geſäubert wird, wie es die Schablonenkultur leider liebt und übt, wenn man ſchon zeitig im Herbſte die Fütterungen beſchickt, wo die billige Lupine nie fehlen ſollte, dann dürfte dieſe Hirſchart durch Verbeißen von wertvollen Forſtpflanzen oder durch Schälen kaum einen irgendwie nennenswerten Schaden anrichten. In der Weiſe wie Rotwild ſchält der Damhirſch überhaupt nie: er zieht die Rinde nicht in langen Streifen von den jüngeren Bäumen ab, ſondern beknabbert dieſe mehr in ſchräger Richtung. Damwild iſt alſo in bezug auf ſeinen Speiſezettel viel beſcheidener als ſeine Herren Vettern, und da es nicht für weites Umherwandern ſchwärmt und ihm, bei ſonſt „anſtändiger Behandlung", auch Reviere mit verhältnismäßig wenig Wald genügen, ſo kann es

Digitized by Google

M. Steckel. *Tillowitz, Schlesien, 6. Juli 1907.*

Damwild. Schwarzes Alttier und zwei Kälber.

überall aufs wärmſte zur Einbürgerung empfohlen werden, zumal es mit den Rehen in durchaus gutem Einvernehmen lebt. Und wenn dann die Jagdnachbarn ſo verſtändig ſind, ein Kartell zu ſchließen, ſich über den Abſchuß zu einigen, dann winkt ihnen manch hoher Genuß, wie auch verſchiedene Goldfüchſe mehr, luſtig klimpernd in die Jagdkaſſe einſchliefen werden. Denn das zur Strecke gebrachte Damwild verwertet ſich ganz vorzüglich. Und es hat auch wohl noch niemand denjenigen Nutzen angezweifelt, welchen erlegtes Damwild einträgt; auf einem anderen Blatte ſteht der Wert, welchen der Jäger als ſolcher dieſer Hirſchart beimißt. Es möge aber gleich hier geſagt werden, daß man dem Damhirſch bitteres Unrecht zugefügt hat, wenn man von ihm als Jagdtier, z. B. als Gegenſtand der Birſch, mit Geringſchätzung ſprach. Auch heutzutage gibt es noch Leute genug, welche den Ausdruck „Damzicken“ mit der Miene „vornehmer“ Nichtachtung über die Lippen gleiten laſſen und damit doch nichts anderes beweiſen, als daß ſie den Damhirſch in

Digitized by Google

M. Steckel. *Tillowitz, Schlesien, 6. Juli 1907.*

Damwild auf einem Kahlhieb. Normale Sommerfärbung: rot mit weißer Fleckenzeichnung.

Pfaff. *Leisenau b. Colditz, Wildgehege, Juli 1906.*

Damwild. Alttier und Schmaltier im Sommerkleid.

Pfaff. *Connewitz, Wildgatter, September 1906.*

Färbungsvariation beim Damwild: ſtarker Schaufler im Fleckenkleid, geringerer ſchwarz.

freier Wildbahn gar nicht kennen, daß ihnen auch die von praktiſchen Jägern verfaßten Schriftwerke, welche dieſes Thema behandeln, ſehr wenig, vielleicht gar nicht bekannt ſind. Wer Damwild nur in mäßig ausgedehnten eingefriedigten Revieren gejagt — will ſagen geſchoſſen hat (denn Wildſchießen und Jagen ſind zwei himmelweit voneinander verſchiedene Dinge!), der mag wohl an den „Ziegencharakter" desſelben glauben, ebenſo wie der Nichtjäger, der Touriſt oder Spaziergänger, dem in Parks und kleinſten Gehegen das Damwild die Krümchen aus der Kaffeekuchentüte herausſchnubbert. Im Grunewald bei Berlin ſah man vor ſeiner „Erſchließung" die Damhirſche ſich an mit Wurſt belegten „Stullen" delektieren. —

Nun, draußen, in freier Bahn, wird ſich jeder, der vorher ſo mitleidig die „einfältigen Damzicken" bewitzelte, höchlichſt wundern, wenn er da einen guten Schaufler erlegen ſoll und nun merkt, wie ſchwer dieſe Aufgabe unter Umſtänden zu löſen iſt. Und wenn ihm nicht etwa der Zufall hilft, der ja doch auch häufig genug ſeine Hand im Spiele hat, wo es einem kapitalen

Digitized by Google

Edelhirsch oder einem alten, ganz schlauen Rehbock gilt, dann wird der Betreffende gar bald seine Meinung ändern.

— — Als Hanseken vorhin vom Waggonfenster aus das Damwild zunächst für Ziegen hielt, da war wohl der Umstand, daß die Tiere so überaus zutraulich („vertraut" sagt der Weidmann) dicht an der Eisenbahn lagen, in erster Linie an dem Irrtum schuld, welchem auch zahllose unkundige Erwachsene dort verfallen sind im Laufe der Jahre; — danach die Farbe, die Buntheit, das viele Weiß! Weiß ist der ganze Bauch, die Innenseite der Beine (Läufe), die Unterseite des Kopfes und ein großes Feld hinten auf den Keulen, welches von einem breiten schwarzen Striche umsäumt wird; weiß ist ferner der ziemlich lange, in der Mitte schwarze Schwanz (Wedel), und all die runden Fleckchen der rosträtlichen Decke sind ebenso angemalt von Mutter Natur. Dies ist das Kleid des Damwildes, wie wir es am häufigsten antreffen. Daneben gibt es rein weiße und rein schwarze Stücke; beide sind nicht eben Seltenheiten.

Die eingehender beschriebene, lebhafte Färbung jedoch ziert den Damhirsch nur im Sommer, während sie zum Winter hin in der Hauptsache einem unansehnlichen matt braunschwärzlichen Grau weicht, das nach unten zu heller wird; einige Teile behalten ständig ihr Weiß.

Blendende Schönheit, einen feingeschnittenen edlen Kopf wird man dem weiblichen Damwild schwerlich nachrühmen dürfen, aber dieses Schicksal teilt es mit vielen Hirschdamen, und auch die hohe Gemahlin des „Königs der Wälder", unseres Rothirsches, hat durchaus nicht nötig, erst den Spiegel des Waldsees zu befragen, wer „die Schönste im ganzen Land" sei; sie selber ist es gewiß nicht! Man betrachte nur gute Porträts von Alt- und Schmaltieren daraufhin, und man wird zu dem gleichen Urteil gelangen. Vielleicht ist dieser Mangel an Ausdruck, diese Nüchternheit der Grund, daß sonst anerkannt tüchtige Maler sich bei der Darstellung weiblicher Hirsche (das Reh eingeschlossen) so leicht etwas verhauen. Ein Damspießer — besonders der normalfarbene, im Sommerrock — ist ein sehr schmucker Geselle, der kapitale Schaufler eine prachtvolle Erscheinung: beide brauchen sich keineswegs vor ihren Rotvettern zu verkriechen, wenn diese ihnen auch durch Höhe der Gestalt und etwas mehr Eleganz, durch gefährlichere Bewaffnung und — zuletzt, nicht zu geringst — durch die Macht der Stimme überlegen sind.

Ja, das wunderbare, den Weidmann elektrisierende, dröhnende, herausfordernde Röhren oder Orgeln des im Herbst mit dunkler Halsmähne geschmückten Edelhirsches ist dem Damschaufler versagt. Zwar ruft auch er zur Brunftzeit, die etwa von Mitte Oktober bis in den November dauert, den Gegner herbei, aber sein Kampfsignal ist ein schnarrendes, mißtöniges — Rülpsen. Eine bessere, treffendere und zugleich ästhetischere Bezeichnung dafür wird's kaum geben. Auch die Schaufler

Digitized by Google

M. Steckel. *Slawentzitz, Schlesien, Oktober 1905.*

Geringe Damſchaufler.

M. Steckel. *Tillowitz, Schlesien, Oktober 1906.*

Damſchaufler an der Tränke.

Digitized by Google

kämpfen um die Oberhoheit beim Kahlwildrudel, so daß es weit durch die Stille des Abends schallt, wenn die harten Geweihe aneinanderschlagen, aber Schwerverwundete und Tote gibt's bei diesen Tournieren verhältnismäßig selten, obwohl die Augsprossen an den Schaufeln geeignet sind, erhebliche Verletzungen zu verursachen. Hat man doch schon außerhalb der herbstlichen Sturm- und Drangperiode, ja selbst während der Zeit des Abwerfens, also etwa im Mai, geforkelte Hirsche gefunden, und da mag wohl Futterneid die Triebfeder der Missetat gewesen sein.

Beim Rotwilde ereignet es sich hier und da, daß zwei stärkere Hirsche sich verkämpfen, ihre Geweihe so fest verhakeln, daß sie nicht wieder voneinander loskommen. Dann ist der Wald Zeuge eines Dramas mit hochtragischem Ausgang. Verkämpfte Rehböcke hat man gleichermaßen gefunden, aber von Damhirschen ist kein solcher Fall bekannt geworden, was sich leicht erklärt aus dem Bau der Schaufelstangen, welcher ein gegenseitiges Festklammern und Verfangen nicht ermöglicht. Und so verlaufen denn ihre Mensuren in der Regel ohne „Blutige", beschränken sich vielmehr auf ein Zusammenprallen, Drücken und Schieben. Öfters vertreiben sich die Damhirsche die Zeit mit völlig harmlosen Rempeleien, binden die Klingen und üben Stoß und Gegenstoß, wie zur Vorbereitung auf spätere, ernstlichere Attacken, wobei der Ungeschicktere Haare läßt oder sich eine Schramme holt. Durch derartige Neckereien wird das nebenbei äsende Kahlwild nicht im mindesten gestört. — Manchmal steckt die Streitlust noch einige Zeit nach der Brunft dem Hirsch im Blute; er kühlt sein Mütchen an schwachen Bäumen, bearbeitet sie mit dem Geweih und knickt sie wie Streichhölzchen. — Da naht ein anderer Raufbold: eingelegt die Lanzen — — — nein, die Schaufeln — und gleich entbrennt der Kampf. Das dauert oft bis zu völliger Erschöpfung beider Gegner, welche dann nach beendetem Waffengange noch eine ganze Weile schlaff und matt herumstehen, das Geäse geöffnet und den Lecker heraushängend. Ab und an ist auch der Verlust einzelner Teile des knöchernen Kopfschmuckes dabei zu beklagen. Im ganzen genommen scheinen Damschaufler streitsüchtiger zu sein als Rothirsche; auch benehmen sie sich bisweilen beim Angriff geradezu heimtückisch. Während zwei Schaufler die Klingen kreuzen, tritt plötzlich, herbeigelockt vom harten Stangengeklapper, ein dritter auf den Plan, erspäht den günstigsten Moment und fällt einem der beiden Paukanten in die Flanke, wobei es dann unter Umständen doch erheblichere Verletzungen setzt. Immer freilich glückt ein solches Manöver nicht, sondern der freche Zudringling wird von einem der Rivalen, welche zu diesem Zweck einen kurzen Waffenstillstand schließen, von dannen gejagt. Übrigens läßt öfters der im Duell siegreiche Schaufler, wenn er den unterlegenen verfolgt, ein schmähendes, dumpfes „Grollen" vernehmen: bo bo bo bo bo ·. Ist ein Platzhirsch durch

heißes Gefecht ſtark mitgenommen, ſo kann es geſchehen, daß ein friſcher Recke (der ihm an Kraft nicht gleicht), wie im ſicheren Vorausgefühl des Erfolges, ihn ganz gelaſſen angreift, zur Flucht zwingt und nun — ein wirklicher tertius gaudens — für einige Tage die Stelle des Entthronten beim Rudel einnimmt; dann folgt der Freveltat die Rache, und der inzwiſchen ausgeruhte rechtmäßige Beſitzer der Herrſcherrechte erobert die verlorene Poſition zurück.

Der andre aber denkt: wie fein
War's, König auch einmal zu ſein.

Nicht ſelten geſchieht es, daß in einem Rudel, welches ſich niedertun will, Neid und Unverträglichkeit ſich häßlich bemerkbar machen: der Stärkere gönnt dem Schwächeren nicht das Bett (Lager) und die Schaufler benehmen ſich dem Kahlwild gegenüber nichts weniger als höflich und rückſichtsvoll und ſchreiten ſogar zu Tätlichkeiten. — Wenn in zwei Dam-Damen der Zankteufel fährt, ſo ſtellen ſie ſich auf die Hinterläufe und führen mit den Vorderläufen kurze Hiebe gegeneinander, ſo wie es auch die Rothirſche tun, wenn ſie abgeworfen haben. — Auffallend geſchickt verſteht der Schaufler, zwiſchen Lücken in Zäunen oder eng ſtehenden Bäumen bei ziemlich fördernder Gangart durchzuſchlüpfen, ſogar wenn er ein weit ausgelegtes Geweih trägt; mit leichter, drehender Bewegung wirft er das Haupt im Bogen von rechts nach links — oder umgekehrt — und ſchraubt ſich ſo gewiſſermaßen vorwärts.

Der junge Hirſch ſchiebt mit Beginn ſeines zweiten Kalenderjahres (des auf ſein Geburtsjahr folgenden alſo) ſchlichte Spieße, mitunter auch nur ganz kurze, aus einiger Ferne kaum wahrnehmbaren Knorren. Im allgemeinen werden dann nächſtes Jahr abermals Spieße aufgeſetzt, die zwar ebenfalls noch nicht die bekannten, für Hirſchgeweihe ſo charakteriſtiſchen grundſtändigen, oft herrlich gekrauſten Rundwülſte, Roſen genannt, haben, ſondern nur eine keulige, höckerige, vielfach gefurchte Verdickung zeigen, während die Spitzen jetzt länger und feiner, dünner ausgezogen ſind; die ſpätere Biegung wird ſchon durch leichten Schwung angedeutet. Oftmals jedoch wird dieſe zweite Spießerſtufe überſprungen, und wir ſehen den künftigen Schaufler gleich als „Sechsender" vor uns, deſſen ſchlanke, glatte Stangen je eine Aug- und eine Mittelſproſſe haben. — Weiterhin ſpricht man vom Knieper oder Löffler (Schneider), vom angehenden, vom guten, vom kapitalen Schaufler. Bei letzterem weiſt der abgeflachte Endteil der Stange, die Schaufel im eigentlichen Sinne, eine Breite bis zu 25 Zentimeter auf, doch wird dieſe Mächtigkeit nur ſelten erreicht.

Auch des Damhirſches Schaufeln werden, wie die Stangen anderer Hirſcharten — vor allem aſiatiſcher —, in Maſſen zu kunſtgewerblichen Gegenſtänden, zu Möbeln, Kronleuchtern, Uhrgeſtellen und dergleichen

M. Steckel. *Tillowitz, Schlesien, Oktober 1906.*

Damschaufler an der Tränke.

Digitized by Google

Pfaff. *Connewitz, Wildgatter, März 1907.*

Damſchaufler mit abnormem Geweih.

Digitized by Google

Pfaff. *Connewitz, April 1907.*

Damſchaufler, die Dickung verlaſſend.

verarbeitet. Die großen modernen eingezäunten Reviere und die Wildparks liefern viele Abwurfſtangen, welche hier verhältnismäßig leicht zu ſammeln ſind, weil man die Plätze ziemlich genau kennt, wo die Hirſche zur Zeit des Abwerfens ſtehen. Schon einige Wochen, bevor dieſer Verluſt des Kopfſchmuckes bei den Hirſchen eintritt, lockert ſich allmählich der Zuſammenhang der Geweihſtangen mit den aus dem Schädel hervorragenden Stirnzapfen, den „Roſenſtöcken", und eines ſchönen Tages knackt die eine Stange weg, bald darauf in der Regel auch die zweite. Sofort beginnt das neue Geweih zu wachſen, und in wenig Monaten hat der

Digitized by Google

Hirsch die volle Pracht seiner Kopfzier wieder erlangt, sie mag so vielzackig und so schwer sein, wie sie will. In jedem Jahre dasselbe Spiel der Kräfte. Man staunt mit Recht: welch eine grandiose Neuschaffung in so kurzer Zeit! Und man denkt an den ausgestorbenen Riesenhirsch, den Megaceros, der noch während einer gar nicht allzu fernen Epoche der Erdgestaltung über die europäischen Moorgelände wechselte, über das Moor und über waldlose Flächen, denn es ist nicht anzunehmen, daß er mit seinem bis zu drei Meter ausgelegten, wirklich fabelhaften Geweih durch Gehölz und Dickicht gezogen sei. Unter diesen ins Meer der Vergangenheit hinabgesunkenen Giganten des Hirschgeschlechts hat man zwei verschiedene Typen herausgefunden; die Geweihe beider waren schaufelartig verbreitert, aber nur bei dem schwächeren, dem Megaceros Ruffi, dessen Reste ein deutscher Forscher bestimmt hat, sehen wir den Charakter der Schaufelbildung gewahrt, welcher unserm Damhirsch eigen ist: Aufbiegung der Stange nach oben und Auszackung der Schaufel am hinteren Rande.

Ob unser prächtiger Damhirsch von jenem Riesenhirsch verflossener Jahrtausende, den man mit dem „grimmen Schelch" des Nibelungenliedes hat identifizieren wollen, abstammt, das wird wohl eine offene Frage bleiben. Daß der Damhirsch schon früher einmal, vor dem Diluvium, d. h. vor der ungeheuren Vergletscherung, die Europa heimsuchte, in unsern Gegenden zu Hause war, das ist durch Funde*) unbestreitbar erwiesen. Jetzt heißt es nur allgemein, daß der Damhirsch zu uns gebracht sei aus den „Mittelmeerländern", wo er hier und da noch urheimisch vorkommt, beziehungsweise vorkommen soll, denn genaue Feststellungen darüber sind jetzt wohl kaum noch zu machen. Im Mittelalter ist er für Schweiz und Elsaß nachgewiesen. In England, wo es in vielen Parks „herdenweise" gehalten wird, ist Damwild vielleicht schon vor dem Einfall der Dänen eingeführt worden, und zwar aus Norwegen; späterhin aber muß Dänemark als die Hauptbezugsquelle angesehen werden, von wo es im letzten Drittel des 16. Jahrhunderts nach Deutschland gelangte, zuerst nach Kurhessen. In Brandenburg hielt es seinen Einzug unter des Großen Kurfürsten Regierung, und Friedrich Wilhelm I. verpflanzte es nach Pommern. Sein Wohngebiet vergrößerte sich dann Schritt vor Schritt, und in Ostpreußen gibt es Damwildreviere, die sich sehen lassen können! In den baltischen Provinzen Rußlands breitet sich das Damwild erfreulich aus; es übersteht den Winter dort besser als das Rehwild. — Man ist so einsichtsvoll gewesen, es sogar in Neuseeland einzubürgern, mit gutem Erfolge.

*) Bei Belzig in der Mark Brandenburg wurde 1883 ein vollständiges Skelett mit Schaufelgeweih aus dem Süßwasserkalk ans Licht der Gegenwart befördert. —

Digitized by Google

Pfaff. *Connewitz, Juli 1906.*

Damſchaufler im Bett.

Digitized by Google

Pfaff. *Connewitz, März 1907*

Damwildrudel, ſichernd.

Pfaff. *Connewitz, Wildgatter, 1907.*

Zärtliche Brüder: dunkler Schaufler und weißer Spießer.

Pfaff. *Connewitz, 26. Oktober 1903.*

Damwild. Mutterwild mit ſäugendem Kalbe.

Übrigens kennt die Wiſſenſchaft ſeit etwa 30 Jahren einen gefleckten Damhirſch, der in der Farbe ein wenig, in der Bildung ſeines Geweihes aber nicht unerheblich von dem unſern abweicht. Er iſt heimiſch in der Landſchaft Luriſtan im weſtlichen Perſien und wohl auch in Meſopotamien. Der berühmte Zoologiſche Garten in London beſaß mehrere Exemplare dieſes intereſſanten Damhirſches, welcher — im Gegenſatz zu dem „gewöhnlichen" — nun auch in die Berge hinaufſteigt, während es ſein europäiſcher Bruder dem Edelhirſch überläßt, gelegentlich einen „höheren Standpunkt" einzunehmen und gleich der flinken Gemſe die Welt „durch den Riß nur der Wolken" anzuäugen. — Man hat jenen aſiatiſchen Neuling der Hirſchfamilie Cervus mesopotamicus getauft; auch Dama mesopotamica nennt ihn der Forſcher, und hiermit verwendet er ein Wort, welches ſchon im alten Rom gebräuchlich war, wo jedoch mit dama oder damma ebenfalls das ſtahlſehnige Krickelwild der Alpen und — vielleicht — die Gazelle bezeichnet wurde. Möglicherweiſe hatte damma etwa gleiche Bedeutung wie unſer

Digitized by Google

Pfaff. *Connewitz, 2. November 1908.*

Damwild in der Brunftzeit: vor dem Beſchlag.

Ausdruck Geiß, Tier im Sinne von weiblichem Reh, Hirſch. Im Althochdeutſchen begegnen wir dâmo und tâmo, und als das Rad der Jahrhunderte wieder eine Strecke vorwärts gerollt iſt, ſpricht man „bei uns zu Lande" vom Damhirz und Danhirz. Iſt es nicht beluſtigend und lehrreich, alle die Namen prüfend zu betrachten, mit welchen der biedre Schaufler im Laufe der Zeiten belegt wurde? Nicht wundernehmen darf es, daß dieſer und jener Jäger ſpäterhin bei Danhirz an — Dänemark dachte, daß man geradezu Dänhirſch ſagte. Andere hielten (weil ſie weder von tâmo und dâmo, noch von dama etwas wußten) Tannhirſch und Tannenhirſch für „echter"; Dähel,

Digitized by Google

O. Pfaff. Leipzig, April 1907.

Scherzende Damschaufler.

Pfaff. *Connewitz, 2. Oktober 1906.*

Kämpfende Damhirsche (weißer Spießer und geringer schwarzer Schaufler).

Herrmann. *Richmond Park, London, Oktober 1906.*

Kämpfende Schaufler.

Digitized by Google

Pfaff. *Connewitz, 11. November 1906.*

Kämpfende Schaufler, im Hintergrund ein ſchlagender „Schneider".

Digitized by Google

Pfaff. *Connewitz.*

Damſchaufler nach dem Abwerfen der Schaufeln geforkelt.

Dandl und Damling treten auf, und ſchließlich leitete man — natürlich! — Damhirſch auch von Damenhirſch ab, was wahrſcheinlich auf ſeinen halbzahmen Zuſtand in Park und Wildgarten zurückzuführen iſt, wo er den Damen das Zuckerbrot artig aus der Hand nahm. Diejenigen ſtolzen Nimrode aber, welche ſpöttiſchen Tones von „Damzicken" reden, bringen es ſtellenweiſe ſogar fertig, das ſchmeichelhafte Adjektivum „dämlich" von „Dam" herzuleiten, was an ſich allerdings dämlich genug iſt. — Der hieroglyphiſche Name unſeres Hirſches iſt „hanen"; auf den Wänden ägyptiſcher Grabkammern ſieht man ebenſo trefflich charakteriſierende Abbildungen von ihm, wie auf aſſyriſchen Monumenten.

* * *

— — Hier ſtutzt unſer (natur- und ſprachgeſchichtlicher) Damhirſch plötzlich, dehnt und reckt ſich, indem er die Schaufeln weit zurücklegt, wirft auf, verhofft; — dann wird er flüchtig und iſt bald aus dem grauen Altertum zurückgelangt in die Wirklichkeit des 20. Jahrhunderts, aus der Gegend von Ninive oder Beni Haſſan ins

Digitized by Google

deutſche Jagdrevier. Er nimmt ſeinen Stand in einem Fichtenſtangenort, an den ſich einerſeits eine dichte Eichenſchonung ſchließt, anderſeits Felder unter hoher Kultur, wo der Tiſch mit Leckerbiſſen reich beſetzt iſt. Beſonders ein Kleeſchlag lockt hier das Wild herbei; ſelbſt am hellen Tage ſucht es ihn auf, wenn es Luſt hat zu einer kleinen Extramahlzeit. Das tut nun freilich der brave Schaufler nicht, von dem eben die Rede war, denn einige unliebſame Erfahrungen, die er geſammelt hat, mahnten zur Vorſicht und gaben ihm die Lehre, daß Nacht und Dämmerung ſeine beſten Freunde ſind: im Tageslicht hat er ſchon das peinliche ziſchende Pfeifen der Kugel gehört. Das eine Mal war's im Frühwinter, als unvermutet die Erde mit Schnee, dem himmliſchen Streuzucker, leicht angeweißt war. An einem langſam fließenden Bache unterhielt er ſich gerade flüſternd mit einem Schmaltier in der uns Menſchen nur zum Teil verſtändlichen Sprache des Damwildes. Da empfand er plötzlich einen furchtbaren Schlag und lag am Boden, ehe er ſich deſſen verſah. Er wollte aufſtehen, aber die Glieder verſagten den Dienſt, und ein ſtechender, brennender Schmerz lief über ſeinen Rücken hin. Alle Faſern ſpannte er an, wälzte ſich von einer Seite auf die andere, fühlte dann glücklicherweiſe ſeine Kraft zurückkehren und erhob ſich auf die Läufe in dem Augenblick, als ein Menſch, von dem Birſchſteige her, der etwa hundert Schritt entfernt, dem Bache folgend, ſich hinzieht, auf ihn zuſchritt. Das Schmaltier war verſchwunden. Näher kam der Mann im grünen Rock; in ſeiner Hand blinkte ein langes Meſſer. Und nun — unſer Hirſch — kurz herumgeſchwenkt, den Bach überfallen und — heidi und davon! — Was war geſchehen? Etwas gar nicht ſo Merkwürdiges: ein Jäger hatte ſich auf dem erwähnten, von Blättern und dürrem Gezweig gereinigten Pfade vorſichtig angeſchlichen, hatte auf den Hirſch geſchoſſen und ihn „gekrellt", d. h. die Kugel war dicht über der Wirbelſäule durchs Wildpret (Fleiſch) gefahren und hatte eine raſch vorübergehende Lähmung hervorgerufen, welche den Schaufler im Feuer auf die Decke warf. In hohen Fluchten — ab und zu mit allen vier Läufen zugleich ſchnellend — brachte ſich das Schmaltier ſofort in Sicherheit. — Der Jäger, welcher ein Neuling auf Dianas Pfaden war, lehnte die noch rauchende Büchſe an einen Baum, zog das Weidmeſſer und ſchritt auf den am Boden liegenden Hirſch zu, um ihn abzufangen. Schon war (ſo meinte er) die Beute ſein, ſchon ſah er wohl im Geiſte die ſtattlichen Schaufeln von ſeines Zimmers Wand herabwinken —, da änderte ſich die Lage in der geſchilderten Weiſe, und mit einem nicht eben ſehr ſchlauen Geſichtsausdruck blickte der Schütze dem Schaufler nach. Zwar glaubte er noch, daß man dieſen ſpäter, wenn der auf Schweiß gut arbeitende Hund geholt werde, ganz beſtimmt bekäme, indeſſen ein wenig unbehaglich ward ihm doch zumute, als er die Fährte des Davongeeilten betrachtete und nach einigen hundert Gängen (Schritten) gar keinen Schweiß mehr fand. —

Digitized by Google

Pfaff. *Connewitz, November 1908.*

Kämpfende Schaufler von einem „Schneider" angefallen.

Pfaff. *Connewitz, November 1905.*

Die beiden Gegner nach dem Kampf.

Digitized by Google

Pfaff. *Conewitz, Oktober 1908.*

Damwild. Weißer Brunfthirſch auf der Wildfährte.

Pfaff. *Conewitz, Oktober 1908.*

Damſchaufler mit dem Rucksack des geflüchteten Photographen.

Digitized by Google

Digitized by Google

Pfaff. *Cunnewitz, Oktober 1908.*

Weißer Damſchaufler in der Brunſt, ſchlagend.

Seit jenem Abenteuer iſt unſer Schaufler äußerſt vorſichtig geworden, wenn auch die Wunde, ohne Schaden zu hinterlaſſen, feſt und gut vernarbt war. Und ſo hat er es mit der Zeit auf eine beträchtliche Zahl von Jahren gebracht, und der Verwalter des Reviers, Oberförſter Röckel, wußte beinah Wunderdinge zu erzählen von dieſem kapitalen „alten Herrn", den er ſelber und ſeine Beamten nur in längeren Zwiſchenräumen ungemein ſelten mal auf einer Schneiſe zu ſehen bekämen. —

* *
*

Die „Tage der Roſen" ſind vergangen; längſt abgeblüht haben die Akazien; der wilde Mohn leuchtet nicht mehr am Wegrand, und von den lieblichen Kornblumen entfaltet ſich die zweite Pracht, welche nicht im Roggen und Gemenge die tiefblauen Sterne einzeln zeigt, ſondern ſich auf den Kartoffeläckern zu vollen Büſchen entwickelt hat, wo der kundige Feld-

Digitized by Google

wanderer noch im September und Oktober manchen Strauß pflückt. — Verhallt sind Sensenklang und Erntereigen. Eiche und Buche malen ihr Laub mit den Farben des Herbstes. Fleißige Holzschreier tragen Wintervorrat vom Park des Gutshofes nach dem Walde hinüber. Südwärts ziehender Kraniche Schrei tönt hoch herab aus klarer Luft — —.

Der Abend setzt früh ein, und es ist schon recht kühl. — Die Nacht geht hin. — Am Morgen wallen Nebelschwaden über die Wiesen, von den Torfstichen her, und durch den bruchigen Bestand weben Erlkönigs Töchter ihre Schleier.

Still am Walde liegt die Oberförsterei. Zwei Käuzchen rufen sich. Ab und zu klirrt eine Kuh mit der Haltkette.

Da wird im Giebel ein Fenster hell. Gleich darauf hört man schlürfende Schritte am Pferdestall. Das ist der alte Werner, der „Holzkutscher". Er kommt pünktlich wie ein Uhrzeiger, um den Wagen zweiter Garnitur zu bespannen. Denn seines Herrn Freund soll um fünf Uhr zur Birsch fahren, und wenn der einen guten Hirsch schießt, so ist's Werners Schaden nicht. —

Kaum eine Viertelstunde ist vergangen, da hat sich der Jäger schon neben Werner auf dem zweisitzigen Wagen zurechtgerückt. Er zieht den Lodenmantel fest um die Schultern. Werner hat den gespendeten „Tobak" angesteckt, pafft mit Genuß und lenkt die getreuen Braunen waldein. — Wie wunderbar ist so eine Fahrt! Noch dämmert es nicht. Dunkel ringsum. Nur oben zwischen den Wipfeln der Fichten ein hellerer Strich. Aber die Gäule kennen hier jeden Quadratfuß Weg, jede Wurzel, jedes Loch, und so geht's rüstig dahin. — „Ob wir den Starken wohl dieses Jahr kriegen, Werner?" — „Aber na ja, Herr Major, ich denk' doch jewiß. Wir werd'n mal nach Jagen 27 fahren; da hat'n der eine Hilfsförster so vor'n Tag' acht jesehn. — Na, und wenn da nicht, denn vielleicht an der Ziegelei —."

Die Pferde traten auf dem feuchten Boden durch, daß es spritzte — quitsch — quatsch, und der Wagen neigte sich manchmal bedenklich zur Seite. Es klapperte und rasselte. Aber durch solche Geräusche läßt sich das Wild meistens nicht stören; man darf nur nicht stillhalten, sobald es den Wagen eräugt hat; wenigstens muß das ganz vorsichtig gemacht werden, wie denn überhaupt das Birschfahren eine eigene Kunst ist, die gelernt sein will. —

Nach und nach war's heller geworden, man vermochte größere Gegenstände mit dem Doppelglase leidlich zu unterscheiden, und nicht allzu lange währte es, so bemerkte man auf den Gestellen und Kulturen hier und da Mutterwild mit Kälbern; sämtliche drei Farbenvarietäten kamen zu Gesicht. — Jetzt erinnerte der Major daran, daß er einst an der Stelle, welche man eben passierte, einen geringen Hirsch mit einem verkrüppelten Geweih geschossen habe. Es war ein Hirsch mit sogenanntem „Doppelkopf". Das ist ein Gebilde,

Pfaff. *Connewitz, Oktober 1908.*

Weißer Damſchaufler in der Brunft, ſchlagend.

Pfaff. *Connewitz, November 1908.*

Weißer Damſchaufler, ſich niedertuend.

Digitized by Google

Pfaff. *Connewitz, November 1908.*

Weißer Damſpießer in eigenartiger Ruheſtellung (Vorderläufe gekreuzt).

welches bei Damhirſchen öfters beobachtet wird: die vorjährigen Spieße wurden nicht abgeworfen, und unter ihnen hervorgequollen iſt der Bauſtoff des neuen Geweihes, deſſen Roſen dann dem alten als Unterlage dienen. So einen Hirſch mit „Doppelkopf" erlegte des Oberförſters Gaſt damals nahe der Gretchenbrücke, und er beſpricht nun mit dem biederen Roſſelenker den ganzen „Fall" von A bis Z, wie das die Jägersleute gern zu tun pflegen, auf ſolche Art ihre bedeutſameren Abenteuer immer aufs neue durchlebend. Jener Hirſch war auch noch deshalb bemerkenswert, weil er zufällig Eckzähne hatte, die beim Damwild recht ſelten, noch ſeltener bei Rehen, aber beim Rotwild ſtets angetroffen werden. Dieſe oberen Eckzähne heißen Haken, auch Granen, Granel, Kuſen, und werden als Trophäe hochgeſchätzt; der Goldſchmied verarbeitet ſie geſchickt zu Nadelköpfen, Broſchen, Uhrkettenanhängern uſw. —

Abnorme Geweihe tragen Damhirſche ziemlich oft. Schwächliche, kränkelnde, an den Folgen von Schußwunden leidende Stücke, „Kümmerer",

Pfaff. *Connewitz, 15. November 1908.*

Damſchaufler, ſich reckend.

bringen am häufigſten derlei regelwidrige Bildungen hervor, welche der Jäger auch widerſinnig oder monſtrös nennt. Das Rehwild iſt ebenfalls nicht arm daran.

— Aus dem Jagen 27 war heute das Wild wie weggehext. — Auf der Dienſtwieſe des Förſters, in deſſen Schutzbezirk man eben gelangte, tanzten die letzten Nebelgeſtalten vor dem ſacht wehenden Morgenwinde daher, und — da ſtand auch, dicht am Waldrande, ein Rudel Damwild. Wohl waren ein paar gute Schaufler dabei, aber der geſuchte „Geheimrat“ ſchien

Pfaff. *Cunewitz, Februar 1909.*

Damſchaufler im Winterkleid.

Pfaff. *Conewitz, Februar 1909.*

Weißer Damschaufler in der Tränke.

Digitized by Google

Pfaff. *Connewitz, Februar 1909.*

Damſchaufler, ſchöpfend.

vor der Brunft jeglicher Geſelligkeit abhold zu ſein. Den hochklingenden Titel hatte man ihm beigelegt, weil er ſeit Jahren ſo fabelhaft heimlich geworden war. —

„Halt mal an! — Was iſt denn das da hinten?“ — In einer Ecke der Wieſe bewegt ſich etwas Rotes — ſchleicht, richtet ſich auf, duckt ſich und ſpringt dann plötzlich zu —. „Aha! Freund Reineke. — Na, wenn du dich mit Mäuſefangen nützlich machſt, ſo ſollſt du Frieden haben.“ — „Iſt auch beſſer, hier nicht ſchießen, Herr Major. Ich mein' man wegen dem Schaufler.“ „Recht, Werner, recht! — den wollen wir uns doch lieber nicht vergrämen. Laß alle Füchſe laufen. — Weiter —.“

Huſch — auf einen Gatterpfoſten ſetzt ſich ein Vogel mit langem, ſpitzen Schnabel und dunklem, weiß gezeichneten Gefieder, ungefähr ſo groß wie eine Turteltaube. Er läßt das Fuhrwerk ganz nahe heran und richtet ohne Scheu den Blick auf die ſchnaufenden Pferde. Der Kutſcher könnte ihn mit der Peitſche erreichen. Das iſt Freund Tannenhäher, der ſich zum Herbſt

Digitized by Google

Pfaff. *Cunnewitz. Wildgatter, Juli 1909.*

Streitende Alttiere.

auf die Wanderſchaft begeben hat und in öſtlichen Gegenden unſeres Vaterlandes den Jäger auf einſamem Pirſchgange oft durch ſein zutrauliches Weſen erfreut. Aber heute hat der Major keine Zeit zu ornithologiſcher Unterhaltung. Alſo abermals: weiter —. An der Ziegelei wird zunächſt auch vergebens geſucht, und kreuz und quer ruckelt das Waldgefährt durchs Revier. Die Sonne iſt ſchon ein gut Stück emporgeſtiegen auf ihrem Bogenpfade; ihre Strahlen dringen auch zu den tieferen Stellen des Gehölzes, wo freilich Adlerfarn oder Brenneſſeln von erſtaunlich üppigem Wuchſe manchmal die Fernſicht hemmen. Und es iſt inzwiſchen auch recht hübſch warm geworden; der Lodenmantel wird in den Rucksack geſtopft, der hinten an der Sitzlehne hängt. So iſt der Jäger völlig frei in ſeinen Bewegungen. — Das Wild hat ſich zumeiſt niedergetan; es iſt müde vom Herumziehen. An verſchiedenen Orten ſieht man ſitzende Stücke, dort mehrere Schaufler, welche der Ruhe pflegen; ſie „döſen", ſie nicken ein, wie der greiſe, „auf die Poſtille gebückte" Schulmeiſter im Großvaterſtuhl. — —

Digitized by Google

Pfaff. *Cunnewitz, Februar 1909.*

Weißer Damſchaufler in der Tränke.

Pfaff. *Connewitz, Februar 1909.*

Damwild. Schmaltier, einen Graben überfallend.

Pfaff. *Conneswitz, Februar 1908.*

Damwild. Schmaltier, einen Graben überfallend.

Und immer noch müssen die kleinen, wackeren, ausdauernden Braunen in langsamer Gangart von einem Jagen ins andere den Pirschwagen schleppen — —. An einem Kreuzungspunkt wird ein kurzer Kriegsrat gehalten. „Ja, was nun, Vater Werner? Ich glaube, wir kehren heim, denn den Kapitalen erwischen wir doch nicht; der Racker ist mal wieder nirgends zu sprechen." — Werners runzliges Gesicht deutet Kummer an. Dann blinzelt er schräg hervor unterm Schirm der harzigen Mütze: „Na, denn vielleicht lieber den weißen Schaufler, wo ich erst jestern beim Schnepfenbusch jesehen hab'?!" Er denkt an das blanke Fünfmarkstück, das eine erfolgreiche Pirsch ihm einzutragen pflegt. Allerdings — wenn's der mit so viel Mühe schon auf vielen, vielen Fahrten gesuchte Hirsch werden sollte, dann — ja, dann greift der Herr Major sicherlich in die Goldecke seines Geldtäschchens. Und Wernern wird ganz weh zumute. Aber was hilft's! Wer weiß, wie lange sein Gönner diesmal noch in der Oberförsterei bleibt —. Also besser der silberne Sperling in der Hand, als die unzuverlässige goldne Taube auf dem Dache. — „Meinetwegen denn!" brummt der Major und macht sich's bequemer.

Digitized by Google

„Hüh!" — Die Braunen legen sich in die Geschirre, daß das Leder knarrt. — Wieder an dem Felde hin, das zur Ziegelei gehört. Uralte Eichen halten dort die Grenzlinie zwischen Acker und Forst besetzt. Was sind das für wundervolle Bäume, majestätisch anzuschauen! Dem Major ist's zur lieben Gewohnheit geworden, in Ehrerbietung grüßend den Hut zu ziehen, wenn ihn sein Wagen an diesen Zeugen vergangener Jahrhunderte vorüberfährt. So blickt er auch jetzt wieder sinnend in das Gesparre der mannsdicken Äste hinauf — und salutiert — —. Da spürt er einen Ruck und fährt zusammen. Werner hat die Zügel kurz angezogen, aber dann gleich wieder freigegeben — ein Augenblick war's nur, jedoch er genügte, um etwas Besonderes anzukünden. „Herr Major!" flüstert er mit fast heiserer Stimme, „Herr Major, der kap'tale Schaufler, da wo sitzt —."

Das Wort war überflüssig gewesen. Das scharfe Auge des geübten Weidmannes hatte fast gleichzeitig mit dem Kutscher den Hirsch erblickt, der am Stamme einer dicken Rottanne sein Vormittagsschläfchen zu halten schien. — Während des Fahrens rasch und möglichst unauffällig herunter vom Wagen, als gerade eine jener mächtigen, würdigen Eichen günstige Deckung bietet. — Werner weiß Bescheid: er weiß, daß er vorläufig nicht halten darf, so sehr es ihn auch gelüstet, den Verlauf des Dramas aus der Nähe zu beobachten. Mit fast angehaltenem Atem kutschiert er langsam weiter; bis an den Hals hinauf schlägt ihm das Herz. —

Hinter seiner Eiche kauert der Major; hinter seiner Fichte sitzt der Hirsch, von dem jener nur eine Hälfte des Kopfes sieht und die linke Schaufel — — was für eine Schaufel! „Diana steh' mir bei! Das kann kein anderer sein als der lange Ersehnte." Aber der rückt und rührt sich nicht. Was mag ihn nur bewogen haben, sich hier so nahe am Felde, eigentlich „an offener Landstraße" niederzutun? Wer will's beantworten! — Indes, diese Frage stellt sich der Major in jener Minute wahrhaftig nicht. Er überlegt nur, wie er zu Schuß kommen kann; es durchrieselt ihn heiß und kalt — —. Wirst du ihn kriegen? — Kannst du denn nicht vielleicht einige Schritte seitwärts treten? Oder —. Und mit einem Male richtet sich der Schaufler auf; bei der Ziegelei schlug ein Hund an, der wohl den Wagen begrüßen wollte. Nach dort hinüber äugt der Hirsch — frei ist das Blatt —. Schon liegt der Major im Anschlag — der Silberpunkt des Korns der Büchse spielt auf dem rechten Fleckchen, der Finger krümmt sich und — „Pang!" spricht die erprobte Waffe ihr hartes Wort. Wie das hallt unter dem Zweig- und Blättergewölbe der Eichen! — — Und der Hirsch? — Sein wildes Davonstürmen verriet dem Jäger genug: die Kugel saß gut. — Rasch lud er wieder und winkte Werner heran, der auf den Knall natürlich sofort umgekehrt war. Im flotten Trabe kommt er angeschaukelt auf dem tief ausgefahrenen holprigen Wege.

Pfaff. Conewitz, Februar 1909

Weißer Damſchauffler, einen Graben überfallend.

Stephainsky *Tillowitz, Schlesien, 17. Juni 1909.*

Stephainsky. *Tillowitz, Schlesien, 17. Juni 1909.*

Damwildkalb, vierzehn Tage alt.

Digitized by Google

— „Liegt er, liegt er?“ Seine Stimme zittert; offen bleibt der Mund. Und den Major, der ja jetzt so siegesfroh ist, belustigt das „Hirschfieber“ des Alten. „Na, klettern Sie man runter von Ihrem Thron, Werner. Wir wollen mal zum Anschuß gehen.“ — Die Entfernung war nicht groß gewesen: knapp 95 Schritte. Gleich da, wo der Hirsch die Kugel erhalten hatte, lagen Schnitthaare, lag Schweiß. Ohne Hund war die Rotfährte zu halten, und nach 80 Gängen standen die beiden vor dem bereits verendeten „Geheimrat“. — Mit kräftigem Händedruck gratulierte Werner dem glücklichen Schützen, der sich voll Freude über diesen kaum noch erhofften Erfolg mit erklärlichem Stolze an den ausgebleichten Hut einen Bruch (kleines Zweiglein) steckte, welchen diejenige Eiche ihm spenden mußte, von der aus er geschossen hatte. —

Hei, wie lustig war nun die Rückfahrt! Wie herzlich und ehrlich des Oberförsters Mitfreude! — Gleich wurde ein Jagdhorn geholt, und das Signal „Hirsch tot“ klang hinein in den goldigen Tag. — —

Die Frau Oberförsterin und das sanfte Gretchen, die gerade mit den Bienenstöcken beschäftigt waren, eilten herbei und riefen „Weidmannsheil!“

Werner war natürlich ganz Wonne und schmunzelte einmal über das andere: „Das hab'n wir aber doch sehr schön gemacht.“ —

Wenn ein guter Freund den Major besucht und das prächtige Schaufelgeweih an der „Ehrenwand“ seiner Arbeitsstube laut bewundert, dann erheitern sich die Züge des graubärtigen Weidmanns zusehends; er erzählt mit Vergnügen die Geschichte, wie er den „Geheimrat“ erlegt hat, und manches Wort wird gesprochen über unser Damwild, seine Hege und seine Jagd.

Digitized by Google

Der Hamſter.

Von Hermann Löns.

Seit Wochen ſind die Lerchen wieder da, aber es fiel noch keiner von ihnen ein, ſingend in die Luft zu ſteigen; höchſtens ſtümperte, wenn die Sonne die grauen Wolkenklumpen zur Seite ſchob, eine etwas im Sitzen.

Jetzt aber ſteigt eine in die Höhe und ſingt ſo gut, als hätte ſie nicht ein halbes Jahr lang Pauſe gemacht, und andere machen es ihr nach, und überall über den braunen Schollen und grünen Flächen ſingt und klingt es.

Nun geht es nicht anders, nun muß die Sonne ſcheinen, und wenn der Wind auch von Nordweſt noch ſo viele ſchwarze und graue und weiße Wolken dahintreibt, daß die grüne Saat, die im Sonnenſchein leuchtet, alle Augenblicke winterlich dunkel daliegt. Aber ſchließlich ſind die Wolken alle fort und nun kann die Sonne den Acker nach Gefallen anwärmen.

Wie das gleich überall kriecht und krabbelt, flirrt und ſchwirrt, ſummt und brummt! Die ganze Luft blitzt von ſilbernen Pünktchen, und über jeder Scholle funkelt und ſchimmert es von haſtigen Tierchen. Um den blühenden Weidenbuſch, der wie eine helle Flamme ausſieht, brummeln die Hummeln und da iſt auch ſchon ein Pfauenauge, das ſich auf dem Granitfindling ſonnt, und über die luſtiggrüne Saat taumelt ein fröhlichgelber Zitronenfalter.

Die Sonne nimmt immer mehr an Kraft zu und tut Wunder über Wunder. Alle die Huflattichblüten, die bisher mürriſch ihre Köpfe hängen ließen, recken und ſtrecken ſich, und überall leuchten jetzt aus den fetten Schollen der Sonne ihre winzigen Abbilder entgegen und ſofort ſummſt und brummſt es am Boden von blanken Erdbienen. Die Schachtelhalme, die geſtern ihre ſonderbaren Ähren noch ängſtlich geſchloſſen hielten, öffnen ſie jetzt, an den zwerghaften Äſtchen des Ackerehrenpreiſes ſpringen blaßblaue Blütchen auf und neben ihnen leuchten des Hungerblümchens winzige Blümchen.

Aber nicht nur oben auf dem Acker, auch in ihm weckt die Sonne das ſchlafende Leben und lockt das, was ſich vor der Kälte in der Tiefe barg, höher. Langſam wandern die Regenwürmer der Sonne entgegen und ihnen nach folgt der Maulwurf, die Raſennarbe des Raines aufbrechend,

und quiekend, fauchend und schnaufend balgen sich die Männchen um die Weibchen. Die Feldmäuse, die der Regen und der Wind in ihren Löchern hielt, wo sie zu Hunderten die Seuche dahinraffte, huschen aus dem Gestrüpp des Grabens in den Klee und aus dem Klee in das Gestrüpp und freuen sich, daß die böse Zeit endlich ein Ende hat.

Tief unter der Erde ist noch jemand, der sich darüber freut, daß die langweilige Zeit vorbei ist. Solange der Frost herrschte, war ihm alles, was da oben vorging, gleichgültig; denn er schlief Tag und Nacht, ohne aufzuwachen und so leise atmend, als wäre kaum Leben in ihm. Als dann aber im März die Sonne so heiß gegen den Acker schien, daß ihre Wärme bis tief in die Erde drang, da erwachte der Schläfer, grunzte und brummte, schüttelte sich, kratzte sich gehörig, putzte sich das Fell, strich sich den Bart, gähnte herzhaft des öfteren, überlegte lange und begab sich dann in seine Vorratskammern.

Er hatte sich im Spätsommer und Frühherbst gut versorgt. Hier liegen die großen Bohnen, da die Pferdebohnen, dort die Erbsen, daneben der Weizen, der Hafer, die Gerste, der Roggen und dort sind geschrotete Zuckerrüben und Möhren, Klee- und Luzerne- und Esparsettewurzeln und noch andere gute Dinge, alles in allem wohl hundert Pfund. Das heißt, soviel waren es Ende Oktober; inzwischen ist es etwas weniger geworden. Im November gab es noch zwei warme Wochen, Ende Januar auch eine und im Februar sogar anderthalb; solange man schläft, meldet sich der Magen nicht, aber wacht man auf, dann wird er munter und gibt nicht eher Ruhe, als bis er seinen Willen hat. Und so schmolz der Vorrat tüchtig zusammen, aber es ist doch noch so viel da, daß er reicht und wenn es bis tief in den Mai hinein in einem Strich frieren sollte.

Deshalb tut sich der alte Hamster nicht den geringsten Zwang an, langt sich eine Bohne nach der anderen und knabbert sie auf, enthülst eine gute Portion Getreidekörner und beendet sein Mahl mit einigen Stücken Wurzelwerk; dann kratzt er sich wieder ausgiebig, murrt zufrieden, streicht sich den Schnurrbart zurecht, kämmt sich das Haar und steigt in sein Ausgangsrohr hinein, das er gehörig mit Erde und Spreu verrammelt hat, damit Regen- und Tauwasser ihm nicht in die Schlafkammer und in die Keller laufen konnten. Er scharrt und buddelt und müht sich ab, verschnauft ab und zu, scharrt weiter, und jetzt bleibt er geraume Zeit mäuschenstill sitzen. Dann aber stößt er den letzten Rest Erde, der in dem Rohre steckt, hinaus.

Hm, die Luft ist, wenn auch noch ein wenig frisch, sehr angenehm und entschieden reiner, als da unten in der Höhle, wo sie mit der Zeit mehr als muffig war. Und ganz still ist es ringsumher, bloß daß es dicht über der Erde krabbelt und brummt und hoch über dem Felde zwitschert und singt. Der Boden rührt sich nicht unter dem Tritte eines Menschen

E. W. Rohde. *Gotha, September 1908.*

Hamſter auf Stoppelfeld, Fruchtkörner ſammelnd.

oder dem Rollen eines Wagens und nirgendswo ertönt Gebell und auch kein grober Schatten fällt auf die Saat. Und die iſt wirklich gut gewachſen ſeit dem Februar, als man hier zum letzten Male umhertrippelte und das Glück hatte, daß einem eine recht fette Maus gerade in die gelben Zähne lief, eine höchſt angenehme Abwechſlung in der etwas einſeitigen Winterbeköſtigung.

Freilich nahm der Februarſpaziergang faſt ein trübes Ende. Da kam einer von dieſen elenden Hunden, die den ganzen Tag blaffen und winſeln, in der Waſſerfurche entlang geſchnüffelt. Es war ein wahrer Segen, daß es bloß einer von den jungen war, ein ganz dummer und ungeſchickter Köter, der da glaubte, ein alter Hamſter von vier Jahren ſei ſo leicht abzumurkſen, wie eine junge Maus. Mit einem Freudengeheul ſtürzte er auf ihn los, aber ſchnell ſprang er zurück, denn der Hamſter hatte einen Satz gemacht und ihn ſo angeſchnarcht, daß ihm eine Weile ganz ängſtlich zu Sinne wurde. So ſprang er dann bellend und winſelnd um den Hamſter herum, was dieſem durchaus nicht paßte, denn er mußte ſich fortwährend

E. W. Rohde. *Gotha, September 1908.*

Hamſter auf Stoppelfeld, Fruchtkörner ſammelnd.

um ſich ſelbſt drehen und ſich viel mehr Bewegung machen, als ihm angenehm war. Das wurde ihm ſchließlich zu dumm und als der alberne Hund ihm wieder bis dicht vor die Zähne ſprang, fuhr er empor und faßte ihn, und faßte ihn gut, denn er biß ſich ihm in der Naſe feſt, und erſt als der Hund ſich wie wahnſinnig im Kreiſe umherdrehte und jaulte, daß man es über die ganze Feldmark hören konnte, ließ der Hamſter los und flog in den Schlehenbuſch, während der Hund, den Schwanz zwiſchen den Beinen, heulend den Koppelweg entlang fegte.

Heute aber iſt die Luft rein, denkt der Hamſter und ſpaziert in den Klee. So eine friſche Kleewurzel iſt entſchieden beſſer, als die überjährigen in dem Keller, und das Beſte dabei iſt die Sonne. Er ſchüttelt ſich vor Wonne und bleibt mit geſchloſſenen Augen ſitzen, tief atmend und ab und zu dumpf ſchnarchend und murrend. Aber dann kratzt er ſich langſam und bedächtig, denn die Sonne macht auch die zwickenden Gäſte munter, die in ſeinem bunten Balge wohnen. Mitten in dieſer Beſchäftigung fährt er zuſammen und reckt ſich ſteil auf; hier in der Nähe iſt irgend etwas

nicht richtig! Haha, ach ſo! Da flattert ein Vogel alle Augenblicke empor und fällt piepſend wieder herab. Das wollen wir uns einmal aus der Nähe beſehen! Hurtig trippelt der Hamſter dahin. Die Lerche, die ſich am Leitungsdrahte den Flügel zerbrach, flattert ängſtlich auf, wie der bunte Burſche ihr näher rückt, und er muß mehr als einmal tüchtig rennen und oft genug vergeblich ſpringen, aber dann quietſcht ſie auf und er

E. H. Kohde. *Gotha, September 1908.*

Hamſter.

hat ſie und ſeelenvergnügt eilt er mit ſeiner Beute unter den runden Weißdornbuſch, daß die Feldſpatzen mit Wutgezeter von dannen ſtieben.

So eine Lerche iſt entſchieden etwas Feines! Das ſteht feſt. Maikäfer ſind aber auch ein gutes Eſſen. Das iſt eine alte Erfahrung. Dieſer hier, den der Arbeiter, der geſtern den Graben auswarf, an die Luft beförderte und der nun in dem dürren Graſe herumkrabbelt, kommt dem Hamſter gerade recht. Schade, daß nicht mehr davon da ſind. Nun, Drahtwürmer ſchmecken ſchließlich auch, aber der fette Engerling, der da hilflos auf der Erde liegt, noch viel beſſer. Nun aber iſt es wohl Zeit, einmal

Digitized by Google

Graf Münster. *Rittergut Linz, September 1909.*

Hamſter, ſitzend vor dem Bau.

die junge Saat zu kosten, die so dicht und hoch steht, daß es eine wahre Freude ist. Sie schmeckt ausgezeichnet, wenn auch etwas grün und fade. Der Löwenzahn dagegen, der ist herzhafter, und so ein junges Sauerampferblatt, das ist erst recht etwas Feines. Die Knollenwurzeln des Schachtelhalmes dagegen, die beim Grabenauswerfen zutage kamen, sind nicht zu genießen, wogegen die dürren Mehlfäßchen und Hagebutten, die der Sturm in das Gras warf, ganz hervorragend sind, wie denn auch lufttrockene Schlehen nicht zu verachten sind. Im Herbste gab es hier sogar noch Nüsse, jetzt leider nicht mehr. Doch, eine ist da noch. Das ist wirklich schön.

Was wollen Sie, Herr Zaunkönig, he? Glauben Sie, daß das Ihr Busch ist? Oder haben Sie es immer noch nicht vergessen, wer Ihnen im Sommer die Eier austrank? Ach so, Sie meinen mich nicht, sondern das, was da über den Weg kommt? Nun heißt es aber ausrücken! Furchtbar eilig trippelt der Hamster in der Richtung nach seinem Baue hin, aber die beiden Jungens haben ihn schon spitz und rennen hinter ihm drein. „Ein Meerschweinchen, ein wildes Meerschweinchen!" rufen sie entzückt, denn sie sind aus der Stadt und kennen wohl den Ameisenigel, den Irbis und den Wickelbären, aber einen Hamster haben sie lebendig noch nicht gesehen. Der eine läuft rechts, der andere läuft links, und so schneiden sie dem armen Hamster den Paß ab. Der ist so satt, daß er nicht mehr laufen mag und so bleibt er sitzen: „Ach, es ist ganz zahm," ruft der eine Junge, „es macht schon hübsch", und er nähert sich ihm, grunzt freundlich und hält ihm ein Kleeblatt hin. „Verfluchtiges Biest," ruft er und springt zurück, denn wütend schnarchend fuhr der Hamster auf ihn los. Der andere Junge lacht und ruft: „Feigling!" und greift fest zu. „Gemeines Luder!" schreit er dann und zieht schnell seine Hand zurück, denn beinahe hätte ihn der Hamster gebissen. Sie halten Kriegsrat. Dann zieht der eine die Jacke aus und während der andere mit einem dünnen Zweig den Hamster ärgert, wirft er die Jacke über ihn und sich darauf. „Ich hab'n, ich hab'n," schreit er. „Nun hol' ihn 'raus und faß' ihn ans Nackenfell." Das tut der andere auch, aber kreidebleich zieht er die Hand unter der Jacke hervor, steckt den Daumen in den Mund, tanzt von einem Beine auf das andere und heult dabei, daß ihm die blanken Tränen über das Gesicht laufen. Bestürzt springt sein Bruder auf. „Zeig' mal her," ruft er ängstlich und läßt sich den Daumen weisen. Schöne Bescherung, der Nagel ist glatt durchbissen und das Blut läuft nur so heraus. Behutsam nimmt er seine Jacke mit dem Stöckchen auf, aber das Ungetüm ist verschwunden. Ganz begossen ziehen die beiden Jungens ab und erzählen zu Hause eine Mordsgeschichte von einem Tiere, so groß, wie ein mittlerer Hund, mit Zähnen, ungelogen, so lang, und das brummte, wahrhaftig, wie ein Bär. Und der Vater schüttelt den Kopf und blättert den ganzen

Digitized by Google

Brehm durch und meint: „Wenn es kein Dachs war, dann iſt es wohl ein Vielfraß geweſen.“

Der Hamſter iſt wütend nach Hauſe gegangen. Der Sonnenſchein kommt ihm gar nicht mehr ſo hell und die Saat lange nicht mehr ſo grün vor,

Graf Munster. *Rittergut Linz. September 1900.*

Hamſter, ſitzend vor dem Bau.

wie vorher. Gleich beim erſten Ausgang und auf vollen Magen ein ſolches Abenteuer, das geht ihm wider den Strich, denn er liebt die Ruhe, und jede, auch die kleinſte Aufregung iſt ihm verhaßt. Wenn nur erſt der Roggen ſo hoch wäre, daß er einem über den Rücken zuſammenſchlägt,

das wäre gut. Es ſcheint wirklich ratſam zu ſein, ſich bei Tage nicht mehr ſehen zu laſſen. Aber die Nacht hat auch ihre Gefahren und wer ein einziges Mal den Griff der Eule gefühlt hat, der verzichtet gern auf eine Wiederholung. Freilich, wenn eine Eule ſo dumm iſt, daß ſie ſich

Graf Munster. *Rittergut Linz, September 1909.*

Hamſter, im Bau auftauchend.

an einem alten Hamſter vergreift, und faßt ihn dabei noch ganz hinten, dann braucht ſie ſich nicht zu wundern, daß ſie fortan die Mäuſe nur mit einem Fuße greifen muß, weil der andere für immer ſteif blieb, denn wo des Hamſters Zähne hinfaſſen, da krachen die Knochen. Das hat auch

Digitized by Google

das Hermelin im Oktober erfahren müſſen, als es den Dickkopf anfiel und ihm die Zähne in die Schlagader ſetzen wollte. Er aber zog den Kopf ein und ſo faßte es vorbei, und es gab eine wilde Balgerei, daß der Turmfalke erſtaunt in der Luft hängen blieb, und als das Wieſel abzog, ſchleppte

Graf Munster. *Rittergut Linz, September 1909.*

Hamſter, den Bau verlaſſend.

es das Hinterteil auf der Erde hin und zwei Tage ſpäter kamen die Totengräber und rodeten es ein.

Ach ja, das Leben iſt nicht ſo einfach, und am beſten iſt es, man bleibt zu Hauſe, ſolange wenigſtens, bis das Feld Deckung genug bietet. Wie

Digitized by Google

ſchön iſt es im Mai, wenn der Roggen wie eine Mauer bollwerkt und überall Neſter mit Eiern und fette Raupen und dicke Käfer und junge Mäuſe ſitzen, zart und ſüß, und ſpäterhin, wenn die Halme die Köpfe hängen laſſen, und wenn die Bohnen ſo dicht ſtehen, daß die Sonne ſich Mühe

Graf Munster. *Rittergut Linz, September 1909.*

Hamſter, den Bau verlaſſend.

geben muß, will ſie bis auf den Boden reichen, und wenn die Gerſte erſt Körner und der Hafer Milch hat, wenn der Roggen anreift und die Bohnen mehlig werden, dann iſt doch die allerſchönſte Zeit. Dann iſt der Tiſch überall gedeckt, dann trägt jeder Halm Brot und jeder Stengel Zukoſt,

Digitized by Google

und wo man hinſieht, ſitzt ein knuſpriger Grashüpfer oder eine ſaftige Heuſchrecke und junge Lerchen ſind in Hülle und Fülle da. Mürriſch kriecht der Hamſter in ſein Ausgangsrohr, denn ſeine Fluchtröhre hat er noch nicht geöffnet. Er ſchüttelt ſein Lager auf, ordnet die Grasblätter, dreht ſich achtmal darin umher, rollt ſich zuſammen und will ſeinen Ärger verſchlafen. Da iſt ihm ſo, als wenn es hinter ihm ruſchelt. Sollte da irgendein

Graf Munster. *Rittergut Linz, September 1909.*

Hamſter, ſich putzend.

Eindringling bei ſeinen Vorräten ſein? Ärgerlich ſchlüpft er in ſeine Vorratskammer hinein, ſich ſo dick machend, daß er den Ausgang verſperrt. Das fehlte noch gerade! Während er draußen Ärger und Unruhe hatte, ſitzt hier eine Maus und frißt ſich in aller Seelenruhe ſatt. Jetzt freilich fährt ſie in voller Angſt hin und her, denn das Schnarchen des Hamſters erſchreckt ſie zu ſehr, und fährt ſolange hin und her, bis ſie nicht mehr kann und am ganzen Leibe zitternd ſitzen bleibt. Und da fährt der Eigentümer zu, und mit ſchrillem Piepſen gibt ſie ihr Leben auf. Ärger zehrt, auch

Digitized by Google

beim Hamſter, und ſo frißt er die Maus auf, ſtopft ſein Ausgangsrohr wieder notdürftig zu und verſchläft die nächſten Tage, denn der Wind hat ſich gedreht und bringt neuen Froſt aus dem Oſten. Und ſo ſchläft er, bis ihn der Hunger weckt, und ſchläft wieder und frißt ſich abermals kugelrund und treibt das ſolange, bis der öſtliche Wind ſamt dem Froſte verſchwinden und die Luft wieder weich und lau über dem Felde ſteht.

Graf Münster. *Rittergut Linz, September 1909.*

Hamſter, den Eingang zum Bau durch Abbeißen von Wurzeln erweiternd.

Jetzt iſt es entſchieden ſchon beſſer draußen, als beim letzten Male. Wenn der Roggen wächſt, dann wächſt er auch gründlich, und der Klee ſchränkt ſich ſchon. Das Feld iſt nicht mehr ſo kahl, der Rain nicht mehr ſo fahl, das Gras im Graben iſt nicht mehr ſo mager und die Böſchung iſt fett von allerlei Kräutern. Der Tag war heiß, und der Abend iſt warm, der Gundermann duftet, die Taubneſſel blüht, es iſt ſo herrlich auf der Welt, daß ſogar ein alter Hamſter ſich nach Geſellſchaft ſehnt. Sonſt liegt ihm nicht viel daran. Wo zwei Hamſter ſind, wollen zwei ſatt werden;

12*

Digitized by Google

Graf Munster. *Rittergut Linz, September 1909.*

Hamſter, zu Bau fahrend.

iſt nur einer da, behält er alles für ſich. Was ruſchelt denn dort in der Saat, was krabbelt denn hier in dem Klee? Was knabbert ſo heimlich und knuſpert ſo verſtohlen?

Eine Maus iſt es nicht und keine Wühlratte. Wie geht der Wind? Der Hamſter richtet ſich auf und ſchnuppert, und dann ſchleicht er im Bogen nach links und ſchnuppert wieder, und dann wird er ſchneller, trippelt eiliger, und dann iſt er bei dem Hamſterweibchen und wird zärtlich, und ſie wird grob, und er wird zärtlicher, und ſie wird gröber, und er wird noch zärtlicher, und ſie wird noch gröber, und er wird immer zudringlicher, und wie ihr alle Grobheit nichts hilft, da rennt ſie davon und er eilt ihr nach, durch die Saat, über den Klee, den Weg entlang, in den Graben hinein, daß das Käuzchen auf dem Grenzſtein verwundert knixt und macht, daß es fortkommt, denn die beiden Liebesleute jagen ihm alle Mäuſe fort.

Oder ſind es drei? Ja, es ſind drei, denn aus der Waſſerfurche tauchte noch ein Hamſter auf und ladet ſich zu dem luſtigen Spiele ein.

M. Behr. *Cothen, 7. Juni 1909.*

Hamſter, Futter ſuchend.

Das paßt dem alten Hamſter aber gar nicht und fauchend richtet er ſich auf und erwartet den Nebenbuhler. Aber der hat Mut und bleibt hochaufgerichtet ſtehen, denn es iſt auch ein altes Männchen. Und da fällt es dem erſteren ein, daß er das Weibchen gar nicht mehr hört, und eilig trippelt er auf deſſen Spur weiter, und hinter ihm her ſchnauft der andere. Da iſt das Weibchen! Es verſpeiſt gerade eine junge Maus. Zwei Anbeter auf einmal, das iſt einer zu viel. Wer iſt wohl der Beſte? Der zuerſt da war, das iſt ein Hamſter, wie ſie alle ſind, jeder Fleck am rechten Orte. Der andere aber iſt kohlſchwarz von oben bis unten und nur ſeine Kehle leuchtet ſilbern. Aber es wird ſich ſchon von ſelber herausſtellen, wer der Beſte iſt, denn jetzt haben ſie es mit der Wut bekommen, ſie ſchnarchen beträchtlich, murren erheblich, fauchen ſich giftig an, ſpringen gegeneinander an, faſſen ſich und wälzen ſich in wildem Wirbel, daß das Käuzchen herbeifliegt, auf dem Wegweiſer fußt und Lärm über die beiden Krakehler ſchlägt, die ſich hier ſo ungeſittet benehmen.

Digitized by Google

M. Behr. *Cöthen, 8. Juni 1909.*

Hamſter am Bau.

Aber der Kampf iſt jetzt auch zu Ende; zerbiſſen und zerkratzt weicht das ſchwarze Männchen und ſchlüpft in ſeiner Beſtürzung mit dem Winde die Waſſerfurche entlang und rennt gerade der Füchſin in den Rachen, in dem ſchon zwölf Mäuſe und zwei Junghaſen baumeln. Das bunte Männchen aber hetzt ſein Weibchen ſolange im Kreiſe umher, bis es einſieht, daß alles Sträuben auf die Dauer doch keinen Zweck hat.

Am anderen Abend murkſt das Männchen wieder allein im Felde umher. Wo das Weibchen von geſtern Nacht iſt, das weiß er nicht; es iſt ihm auch ganz gleichgültig. Das erſte Wort hat der Magen, und will das Herz ſein Recht, nun, Weibchen gibt es hier genug, alte und junge, gefällige und ſpröde, und iſt es nicht das eine, ſo iſt es ein anderes. Freilich gibt es auch Männchen genug, jährige, die ſofort ausrücken, wenn der alte Hamſter auftaucht, überjährige, die nur langſam das Feld räumen, dreijährige, die es auf eine kurze Rauferei ankommen laſſen, und ganz alte, mit denen es eine gehörige Katzbalgerei gibt, ehe ſie Reißaus nehmen, wenn es nicht umgekehrt ausgeht, was auch vorkommt. Da iſt beſonders

M. Behr. *Cothen, 24. Mai 1909.*

Hamſter, Futter ſuchend.

ein ganz ſtarkes Männchen, oben rein gelb, wie reifer Roggen, und unten ſilbergrau, wie das Blatt der Bohne; als das alte Männchen mit dem um ein hübſches junges Weibchen aneinander geriet, ſetzte es tüchtige Püffe und gehörige Schmiſſe, und das blonde Männchen behauptete den Platz und behielt das Weibchen. Dafür jagte das andere Männchen dann einem Junghamſter ein altes Weibchen ab und kam ſo auch zu ſeinem Rechte.

Schließlich aber nahm dieſe aufregende Zeit ein Ende und der Hamſter war froh, daß es ſo war; die Rückenknochen ſtanden ihm durch die Haut, ſein Balg war zerzauſt, ſeine Lippen zerbiſſen, ſeine Naſe geſchunden, es war Zeit, daß er daran dachte, ſich wieder herauszufuttern. Und das beſorgte er auf das gründlichſte.

Der Ärger zehrt, die Liebe aber noch mehr; der Ärger macht hungrig, die Liebe mager, und ſo ſtrich er im Felde umher und füllte ſein Ränzlein und ſetzte Speck an, bis ihm die Haut wieder ſtramm ſaß und ſein Balg wieder glatt und blank wurde bis auf die eine Schramme über der Naſe, die ihm die Zähne des blonden Männchens riſſen. Denn von Tag zu Tag

Digitized by Google

läßt es ſich jetzt beſſer leben; es gibt ſchon junge Wurzeln und friſche Erbſen, wo man kratzt, ſitzen Käfer, wo man ſchnüffelt, ſpringen Heuhüpfer, die Lerchen haben Eier und die Mäuſe Junge, die fetten, die ſaftigen Tage ſind da! Pürſcht auch der Fuchs die Koppelwege entlang, ſchleicht auch der Steinmarder den Rain hinauf, huſcht auch der Iltis in der Waſſerfurche, ſie reißen nur die jüngeren Hamſter, den alten bekommen

E. W. Rohde. *Gotha. September 1908.*

Hamſter, in der Vorratskammer des geöffneten Baues ſich drückend.

ſie nicht, denn wenn es irgend geht, hält er ſich in dichter Deckung, und auch vor dem Habicht, der Weihe und dem Kauze weiß er ſich zu wahren.

Der Rand des Ährenfeldes wird bunt, Tremſe, Rade und Ritterſporn blühen, die Sommergerſte reift, der Roggen läßt die Ähren hängen, die Kartoffeln ſchmücken ſich mit lichten Blumen; der alte Hamſter denkt an den langen Winter. Jede reife Ähre hülſt er ſorgfältig aus und ſtopft mit den Körnern die Backentaſchen voll, daß ſie ihm weit vom Kopfe abſtehen; dann trippelt er zum Baue, ſtürzt ſich kopfüber in das Fallrohr

Digitized by Google

und leert in der Vorratskammer seine Backentaschen aus. Die halbe Nacht ist er damit im Gange und schon am Nachmittage schleicht er im Halmdickicht umher, sucht sich die reifen Halme aus, beißt sie ab und beraubt sie der Frucht; überall zeugen kleine Spreuhäufchen von seiner emsigen Tätigkeit. Aber dann kommt noch einmal die Unruhe über ihn, die ihn im Frühling packte, und er setzt hinter den Weibchen her und balgt sich

E. W. Rohde. *Gotha, September 1908.*

Hamster, in der Vorratskammer des geöffneten Baues in Verteidigungsstellung.

mit den Männchen, und wird wieder ruppig und struppig, wie im Frühling. Aber er wird dieses Mal schneller wieder rund und glatt als damals, denn reicher ist sein Tisch gedeckt und er braucht keine weiten Wege mehr zu machen, um Magen und Backentaschen vollzustopfen, und wenn es jetzt auch überall von Junghamstern wimmelt, denn es ist schon der zweite trockene Sommer, und vielerlei Arten von Mäusen in Unmassen sind da, es trägt ja jeder Halm eine Ähre, jeder Bohnenstengel viele Schoten, und so gibt es Nahrung und Vorrat genug für sie alle. Der Bauer ist freilich

Digitized by Google

anderer Ansicht; er füttert seine Katzen schon lange nicht mehr und gibt seinen Hunden nur halb satt, damit sie mausen gehen, und wo seine Söhne und der Knecht einen Hamsterbau finden, da stellen sie Schnappschlingen und legen Ratteneisen oder graben alte Töpfe davor ein, in die die jungen, dummen Hamster hineinfallen, und sie werfen Giftweizen in die Furchen und manch Hamster erliegt ihm.

Den alten Hamster bekommen sie aber nicht, denn er hat seinen Bau in der Mitte des großen Viehbohnenschlages, die so dicht stehen, daß kaum ein Feldhuhn zwischen den Stengeln durchschlüpfen kann. Sechs Fuß tief im harten Mergel liegt die Schlafhöhle; in regnerischen Zeiten, wenn der Boden weich war, grub der Hamster; jetzt ist der Boden dort wie Stein. Geräumig und sauber ist die Schlafhöhle und weich mit alten, zernagten Grasblättern gepolstert, und um sie her liegen vier große Vorratskammern, die über hundert Pfund Frucht fassen können. Eng sind die Eingänge zu ihnen, und ist der Hamster einmal in Gefahr, ausgegraben zu werden, so zieht er sich dahin zurück und verklüftet sich, bis die Luft wieder rein ist. Vorläufig hat es damit noch keine Not, denn erst muß die Gerste fort und der Roggen, und dann fällt der Weizen und der Hafer, und zuletzt kommen die Bohnen an die Reihe, und dann hat der Bauer so viel zu tun, daß er an die Hamster kaum mehr denkt. Nur von den Hunden und Katzen droht dem Hamster jetzt Gefahr, aber am Tage, wenn die Hunde im Felde herumschnüffeln, steckt der Alte im dichtesten Ährenfelde, und die Katzen scheuen den Nachttau und halten sich mehr auf den Wegen. Eine begegnete ihm morgens früh, als er mit strotzend gefüllten Maultaschen nach seinem Bohnenstücke wollte, und sie verlegte ihm den Weg. Schnell richtete er sich auf die Keulen, schnarchte gefährlich, fuhr mit den Vorderpfoten an seinen Kopfseiten entlang und entleerte seine Backentaschen, und als die Katze näher kam, sprang er so wütend gegen sie an, daß sie entsetzt zurückfuhr, denn es war erst eine halbwüchsige, und da schlüpfte er schnell zwischen den Weizen und verschwand, ehe sie sich von ihrem Schrecken erholt hatte.

Es nimmt aber alles einmal ein Ende, auch die stille Zeit, und es kommt der Tag, da die Sense nicht nur in der Frühe im Klee klingt, sondern den ganzen Tag im Gange ist. Wo die Gerste stand, glitzert die Stoppel, und der Bauer geht darüber und zeigt dem Kleinknecht die mit Spreu bedeckten Erdflecke, die die Hamsterbaue kenntlich machen, und der Knecht steckt Zweige daneben. Nachmittags fährt er die Wassertonne über das Feld, und wo ein Hamsterbau ist, da wird der Krahn aufgedreht und das Wasser pladdert in das Fallrohr, und ein pudelnasser Hamster oder eine Alte mit ihren Jungen kommen herausgestürzt und werden von den Hunden so lang gezogen, daß kein Platz mehr für das Leben bleibt. Die

Digitized by Google

Knechte freuen sich: gutes Hamsterjahr, gutes Groschenjahr, denn für jeden alten Hamster gibt es zehn Pfennige vom Bauer und für einen jungen die Hälfte, und den ganzen Sonntag sind sie mit dem Spaten und den Hunden auf der Stoppel. Heinrich, der Großknecht, versteht sich auf die Kunst; er nimmt zwei lange Enden dicken Drahtes mit und die führt er in die Röhren, damit er diese beim Graben immer wieder findet, denn oft gehen sie im Bogen oder im Winkel, wenn der Boden steinig oder die Mergelschicht zu hart ist. Das Geschäft lohnt sich allmählich; aus der Stadt kommen Teckel- und Terrierzüchter, helfen im Schweiße ihres Angesichtes graben und hinterher gibt es ein hübsches Trinkgeld von den Hundebesitzern, die froh sind, auf so bequeme Art ihre Hunde arbeiten lassen zu können. Außerdem findet sich noch ein Naturforscher ein, der von den toten Hamstern das Ungeziefer absucht und den Knechten erzählt, daß auf dem Hamster eine Milbe schmarotze, auf der wieder eine andere Milbe lebe, und er ist sehr vergnügt, als er den sekundären Parasiten findet und gibt dem Großknecht zwei und dem anderen eine Mark; und die danken schön und grinsen und denken von den Stadtleuten danach noch geringer als vorher.

Der Bauer ist kein Freund von neuen Moden, aber nachdem der Roggen und der Weizen herunter ist, sieht er ein, daß er mit Fallen, Spaten und Wasserfaß die Hamster nicht los wird, zumal die lange Trockenheit den Mergel so hart gebacken hat, daß er kaum mit der Spitzhacke zu brechen ist. So liest er denn dreimal langsam und bedächtig in der landwirtschaftlichen Zeitung den Aufsatz über Hamstervernichtung mit Schwefelkohlenstoff, holt sich mehrere Kannen von dem giftigen Zeug und geht mit seinen Leuten los. Alle alten Lumpen, die aufzutreiben sind, werden mitgenommen. Wo ein Hamsterbau ist, wird ein Lappen getränkt, mit einem dicken Draht tief in den Bau geschoben, dann wird ins Ausgangs- und Fallrohr Erde geschüttet und festgestampft, und es geht zum nächsten Bau, wo ebenso gearbeitet wird, und als siebenhundert Baue mit der Mordluft gefüllt sind, sagt der Bauer: „Dat hett battet! Nu sünd wi dat Untüg los!“

Das stimmte zum Teil; viele hundert Hamster erstickten unter der Erde und faulen dort. Als die Bohnen eingefahren waren, goß es so abscheulich, daß die Knechte, die auch sonst Arbeit genug hatten, keine Lust mehr hatten, Hamster auszurotten, und als es besseres Wetter wurde, hatte der Regen die Erdflecke und die Fährten der Hamsterbaue so verwischt, daß mancher übersehen wurde, und darunter auch der alte Hamster, der sechs Fuß tief unter der Erde bei seinen Vorräten liegt und schläft, bis daß die Lerchen wieder singen und der Huflattich blüht.

Digitized by Google

M. Steckel. *Ikenhorst, November 1908.*

Starker Elchhirsch.

Digitized by Google

Das Elch.

Von Fritz Bley.

In Alaska.

Der Yukonstrom geht mit den letzten Eisschollen wild zum Sunde. In volkreichen Flügen kehrten längst die Wildgänse vom Süden zurück, die ersten Heuschrecken zirpen und die Zeit für den Lachs beginnt. Über die Schnellen stromaufwärts wandern unabsehbare Scharen von Salmen, von denen die wenigsten das heilige blaue Meer wiedergewinnen werden. Auf schnell segelnden Schiffen sind von Frisco die Arbeiterscharen der Lachspacker-Gesellschaften heraufgekommen, die im Herbste mindestens 30—40000 Kisten eingelegten Salmes auf jedem Schiffe mit sich nehmen werden. Wenn sie scheiden, werden die Ufer des Stromes mit stinkenden Lachsen aller Größen bedeckt sein. Tausende werden nach beendeter Laichzeit zu Tale treiben und Abertausende werden im Wasser mit dem Tode ringen, den Bären eine willkommene leichte Beute. Jetzt hemmt nichts den wilden Wandertrieb der silbern schimmernden Fische. Über gurgelnde Strudel und brausende Fälle schnellen sie hinauf, immer heftiger zur Höhe strebend, je mehr der reißende Strom sich verengt. Unter dem überhängenden Gestrüpp der dichtbewaldeten Ufer des Indianerflusses, des Klondike und Bonanza, des Sechzig-Meilenflusses und Stewardstromes sowie kleiner Seitenflüsse und Bäche finden sie ihren Stand, aber auch ihre Feinde in zahlreichen flinken Fischottern und lüsternen Vielfraßen.

Wo das Ufer der Ströme sich weitet, haben sich sumpfige Teiche gebildet, und kleine Moore treten an die wilden Ströme heran, mit dunkeln Tannen und hellschimmernden Birken und Pappeln umsäumt. In der Ferne aber ragen schneebedeckte Berge und die Kristalldome der Gletscher empor, aus deren einem eine feine Rauchsäule aufsteigt, die vulkanische Natur des wilden Goldlandes verkündend. Auch dort oben in der Heimat der dickhornigen Bergschafe und Riesenbären hat es nun endlich, endlich einmal aufgehört zu schneien, und die weiße Pracht glitzert in der Morgenfrühe und erstrahlt in feiner Röte zu dem blaßgrünen wolkenlosen Himmel empor.

Bergab, zwischen der Grenze des Baumwuchses und einem See, den zwei einströmende Wildbäche hier gebildet haben, ist der weiche Boden von

Digitized by Google

zahlreichen Fährten gekreuzt. Selten nur trifft das Auge des spürenden Indianers um diese Zeit hier auf die Fährte eines Elchhirsches*), die er an den nach auswärts gerichteten Spitzen der stark abgerundeten Schalen leicht von der des Tieres unterscheidet, das nun, nachdem es gesetzt hat, nicht mehr schränkt, sondern genau in der Linie schnürt und seine Schalen nicht so stark abnutzt, wie der Hirsch, dem auch die Afterklauen weiter auseinanderstehen, wie dem leichteren Tiere. Auch an der Losung sind beide Geschlechter für das geübte Auge der Rothaut leicht zu unterscheiden. Sie ist zur Sommerszeit bei den Tieren weich und zusammenhängend, bei den Hirschen dagegen auch in dieser Zeit fester und loser. Auch sind die einzelnen Losungsstücke beim Hirsche wesentlich dicker. An der Feuchtigkeit und an der grünlichgelben Farbe ist frische Losung sicher anzusprechen. Täglich nun werden der neuen Fährten mehr und die frische Losung nimmt zu: die Elchmütter kehren mit ihren frischgesetzten Kälbern zu den Jährlingen zurück, die sie heimlich verlassen hatten, als sie ihre Stunde kommen fühlten. Auch das starke Alttier, das mit seinen beiden Kälbern auf einer von Weidicht und Espen bestandenen Insel am reißenden Strome steht und zu dem Fichtenhorste am festen Ufer hinübersichert, hat dort seine vorjährigen Kälber zurückgelassen. Leicht war es nicht gewesen, die Schmaltiere zu täuschen. Aber

*) Der Sumpfhirsch, Alces, mit seinen Spielorten A. palmatus in Asien und Europa und A. machlis, dem Moostiere in Nordamerika, bei dem man wieder die besondere Riesenform von A. gigas in Alaska und auf der Kenai-Halbinsel von dem A. americanus in Maine und Kanada unterscheiden mag, die freilich alle der gleichen Art angehören, wird in der Waidmannssprache das Elch genannt, wenn im allgemeinen von dieser Wildart gesprochen wird. Der Elchhirsch dagegen wird als der Elch bezeichnet. Wir folgen dieser nun einmal festgewurzelten Gepflogenheit der Zoologen und der Waidmannschaft, obgleich beide als falsch bezeichnet werden müssen. Nachweisbar falsch ist zunächst die Schreibweise machlis für das amerikanische Moostier. Sie ist offenbar darauf zurückzuführen, daß der von Plinius in seiner Nat. Hist. VIII 16, für das Elch gebrauchte Ausdruck: „achlin" in älteren Ausgaben fehlerhafterweise durch Wiederholung des m, mit welchem das vorhergehende Wort narratam endet, als „narratam, machlin" zu lesen steht. Wobei übrigens offenbar achlin auch verschrieben ist für alchin, den vierten Fall von alchis oder alcis, dem nordischen Namen unseres Wildes. Falsch ist auch offenbar alces anstatt alx oder alcis in der Einzahl des Wortes. Caesar schrieb in seinem Werke über den Gallischen Krieg VI, 27: „sunt item quae appelantur alces". Er hat demnach das Wort als weiblich empfunden oder doch aufgefaßt. Doch braucht im Hinblick auf die löcherlichen Fabeln, die er vom Elche berichtet, dieser Auffassung kein allzu hoher Wert beigemessen zu werden. Jedenfalls aber ist alces die Mehrzahl und setzt als Einzahl alx oder alcis voraus. Linné hat jedenfalls irrtümlich alces als Einzahlwort angesehen, und so haben wir nun leider den „Cervus alces" anstatt C. alcis. Die Zoologie behandelt nun dies Mehrzahlwort teils als männlich (A. palmatus), teils als weiblich (A. jubata). Der deutsche Ausdruck „das Elch" scheint von „das Elen" herzustammen. Denn weder das althochdeutsche elaho (sprich: elacho, das a als Einschiebsel unbetont) noch das altsächsische elo sind

im Waſſer ſtromaufwärts ziehend und dann nahe dem jenſeitigen Ufer abwärts ſchwimmend hatte die Alte dieſe kleine Inſel erreicht und frei von Feinden gefunden. So hatte ſie dort auf einer trockenen Stelle unter pfeifenden Schmerzenslauten ihr Lager gehalten und rüſtet ſich nun, die kaum zwei Wochen alten ungefleckten und rotbräunlich einfarbigen Kälber zum feſten Ufer zurückzubringen, um dort nach ihren Jährlingen Umſchau zu halten. Die ſteifbeinigen ungelenken Dinger würden ſich in der Strömung nicht zu halten vermögen. Aber das Alttier weiß Beſcheid. Es drückt mit der Naſe das Wildkälbchen in das Weidendickicht nieder und ermuntert das einen Tag ältere und bereits feſter auf den Läufen ſtehende Hirſchkalb, den Fluß anzunehmen. Ehe die Strömung den kleinen Burſchen ergreifen kann, iſt die Alte unterhalb von ihm im Waſſer und bugſiert ihn mit zärtlicher Sicherheit zum Feſtlande hinüber, um ſofort darauf zurückzukehren und in gleicher Weiſe das zaghafte Schweſterchen zu holen. Als ſie auch dies am feſten Ufer hat, führt ſie beide Kälber zu der an der Sonnenſeite gelegenen Halde empor, wo zwiſchen Tannen und Fichten auf ſteinigem Grunde ein Moor ſich aufgelagert hat, von uralten Krüppelbirken beſtanden. Da hat die Sonne Platz zum Anfaſſen, und das duftende Mooskraut weiß von ihrer Güte zu erzählen. Dort iſt nun das Heim der erſten Jugend unſerer Elche.

ſächlichen Geſchlechtes. Ob Elen von elo abſtammt, darf bezweifelt werden. Vielmehr dürfte es den ſlaviſch-littauiſchen Sprachen angehören. Littauiſch: elnis = Elchhirſch. elne oder alne = Elchtier neben briedis, lettiſch bredis. Altpreußiſch: alne. Altbulgariſch: jelen. Augenſcheinlich iſt das Wort Elen alſo als Lehnwort ins Mittelhochdeutſche gelangt und zwar in ſächlichem Geſchlechte. Luther brauchte es bereits und auch die ſpäteren Schriftſteller. Z. B. hält F. A. J. von Wangenheim in ſeiner „Naturgeſchichte des preußiſch-littauiſchen Elches, Elen oder Elendtieres", dieſe Schreibweiſe noch 1795 für nötig. Der bekannte „Elendskrug" im Samlande führte ſeinen Namen natürlich nicht von einem tatſächlich gar nicht vorhandenen Elende dieſer Gegend, ſondern der Name bedeutet ſoviel wie: Gaſthaus zum Elchhirſch. Die ſchwediſche Bezeichnung elg und engliſch elk läßt jedenfalls das Wort Elch als von germaniſcher Wurzel ſtammend erkennen, zumal es altnordiſch elgr lautet. Das ſpätgriechiſche von Pauſanias gebrauchte *ἀλκή* iſt jedenfalls aus einer nordiſchen Sprache, thrakiſch oder littauiſch, entlehnt. Das griechiſche Wort *ἀλκή*, das Stärke bedeutet, hat unmittelbar mit dem Elch nichts zu tun, zeigt aber, daß die Wurzel Gemeingut der indogermaniſchen Sprachen war und teils Glanz, teils Kraft bedeutete. So z. B. die von Tacitus erwähnten germaniſchen Dioskuren oder Alken. Dazu gehört wohl auch gotiſch alhs, althochdeutſch alah = Heiligtum. Das angelſächſiſche eolhsand = Bernſtein, entſpricht dem griechiſchen *ἤλεκτρον*, lateiniſch elektrum. Die griechiſche Göttin *Ἀλκμήνη* iſt nichts anderes als „leuchtender Mond"! Zahlreiche germaniſche Eigennamen, wie Alkuin, Alcher, Alhgis, Aihmund, Alchildis uſw. beruhen auf dieſer Wurzel. Dieſe hat alſo nicht lediglich zur Bezeichnung des Wildes Alch, wie Elch noch heute an der Oſtſee ausgeſprochen wird, gedient. Solche Doppelbedeutung iſt oft, z. B.: Stärke für das Jungrind, die Färſe, und für Kraft. Auch Wörter gleicher Bedeutung im Griechiſchen und Deutſchen ſind zu finden, z. B. der ausgeſtorbene Rieſenalk und der griechiſche *ἀλκύων* = Eisvogel. D. Verf.

Digitized by Google

Als der Abend herandämmert, ſteht die Alte plötzlich auf, als habe ſie etwas vernommen, und bleibt mit erhobenem Windfange verhoffend eine gute Weile ſtehen. Dann ſtößt ſie einen dumpfen und mäßig ſtarken Mahnruf aus, der halb ſchreckhaft, halb zärtlich klingt und mit ähnlichen, aber höher geſtimmten Schreien erwidert wird. In freudiger Erregung ermuntert die Mutter ihre Kälbchen zum Aufſtehen und zieht den erwarteten und nun ſich meldenden Ankömmlingen entgegen. Ehe die Nacht herabſinkt, ſind die

Moostiere am Waſſer.

Jährlings-Geſchwiſter bei dem Alttiere, und alle wenden ſich der guten Weidenäſung am Moorrande zu.

Vor zwei Jahren hatten durchziehende Goldſucher hier einen Moorbrand verurſacht; da ſind die Weiden nun doppelt zart und kräftig ausgeſchlagen, gerade hoch genug, daß die Elche ſie mit ihren dicken Lippen ſo abkneifen können, daß nur etwa ein Meter lange Strünke ſtehen bleiben. Auch Wollgräſer und ſüße, jetzt noch zarte, Riedgräſer munden dort gut. Stromaufwärts über den Schimmelſchnellen, in dem dunkelen Schlammſee, wächſt aber noch ein anderer Leckerbiſſen, die würzig ſaftigen Seeroſen. Oft

Digitized by Google

M. Steckel. *Henkorst, November 1908.*

Zwei ſtarke Elchſchaufler (Zwölfer), einer kurz nach Abwurf der Schaufeln.

wandert dorthin das Alttier mit seinen vier Sprößlingen. Noch ist das dunkle Wasser nicht geziert mit den weithin leuchtenden Lilienkelchen. Aber vom Grunde aus wachsen schon die gerbsäurehaltigen Blätter und Knospenstengel bis nahe zur Oberfläche empor; das ist die Zeit, in der die Elche am liebsten diese schmackhafte Äsung annehmen. Oft muß das Elch tief, tief hinabtauchen, um die Seerosenstengel oder die Knollen gelber Mummeln zu erreichen. Wenn es dann emportaucht, wirft es den Schmaltieren einige

Amerikanischer Elchhirsch, unter Wasser äsend.

der kostbaren Stengel zu, die diese schwimmend auffischen, um dann auch ihrerseits niederzutauchen. Im Eifer, der Mutter es in dieser Kunst zuvorzutun, haben sie kaum bemerkt, daß sie Gesellschaft erhalten haben. Vor ihnen taucht aus dem Wasser das vorsintflutlich urwüchsige Haupt eines starken Hirsches auf, dessen Kolbengeweih die breit ausladenden, mächtigen Schaufeln bereits erkennen läßt. Er nimmt von dem Alttiere mitsamt den Kälbern und Schmaltieren nicht die geringste Kenntnis, sondern widmet sich, bis an den Zottelbart im Wasser stehend, ganz den Seerosen; nur die heftig spielenden Lauscher verraten, wie unbehaglich ihm die Schwärme von Stechmücken sind,

die ihn mit nichtsnutzig scharfem und höhnisch klingendem „S—ſ—ſ—ſt“ umbiesen.

Gegen diese Plagegeister ist er wehrlos. Auf der weiten braunen Moorsteppe jenseits der hohen Eisgipfel ist es um diese Jahreszeit kaum besser; das Gescheiteste ist immer noch, den Stand im See zu nehmen und die blutdürstigen Musikanten durch fleißiges Tauchen zu vertreiben. Das lernen auch die Kälber bald einsehen, und mit zunehmendem Wachstume stärkt sich auch ihre Fertigkeit im Schwimmen. Trotz ihrer tiefliegenden Hinterhand werden sie bald ruhige Schwimmer und rinnen ohne Pudeln und Plunschen mit Otter und Bieber um die Wette über weite Seeblänken. Das ist gescheiter, als sich wie ein Wapiti im Morast zu suhlen!

In ihre Taucherkunststücke vertieft, haben die Kälber und Schmaltiere alles um sich herum vergessen. Aber der Hirsch ist aufmerksam, und das Alttier stößt plötzlich einen leisen Lockruf aus, der die Kälber sofort an ihre Seite bringt. Vorsichtig tritt sie mit dem ganzen Sprunge in das Röhricht zurück, und auch der Hirsch zieht unhörbar im Wasser daher. Es liegt etwas in der Luft. Weder Hirsch noch Tier wissen, was. Aber der Rohrsänger, der drüben seine Jungen im Neste hat, streicht unruhig auf und nieder. Und hatten dort kurz vor den Elchen sich nicht die Halme bewegt? Der Hirsch steht wie eine Mauer: draußen am Rohrsaume der sonderbare Rohrbusch kommt ihm verdächtig vor. Leise, ohne daß ein Plunschen oder Knacken hörbar wird, zieht er hin und holt sich Wind. Ebenso leise kehrt er zurück und schleicht davon. Erst als er das Ufer erreicht hat, warnt er die Tiere mit einem grobtiefen, kurz herausgestoßenen „Och!“ Zornig schnaubt das Alttier auf, und ein anderes, das unbemerkt in der Nähe gestanden hatte, stößt entsetzt einen kurzen, zitternden Klageschrei aus, ähnlich dem des Bären in gleicher Lage. Dann brechen alle mit krachendem Gepolter davon, beim Aussteigen ans Ufer eine wahre Wasserstaubwolke hinter sich aufwerfend.

So leise, wie er gekommen war, verschwindet der Schilfbusch am Rohrsaume. Der Indianer weiß, daß heute hier nichts mehr zu wollen ist. So gut die Elche den mit Rohr verkleideten Kahn aushalten, so ist alles verspielt, wenn eins von ihnen sich Wind geholt und gar den Warnruf ausgestoßen hat.

Dort oben zieht die Alte mit ihren Sprößlingen durch den Wald dahin. Sie wird, sobald sie sich außer Sicht weiß, den Bach annehmen und in listigen Widergängen ihre Spur verhehlen. Vielleicht zieht sie dann bergan auf die von frischeren Winden bestrichenen Halden, wo die blutsaugenden Stechmücken sich nicht zu halten vermögen. Vielleicht — wer kann die Listen und Kniffe einer Elchmutter ausdenken! Wehmütig gelassen prüft der Indianer den breit ausgetretenen Wechsel im Röhricht. Dann schaut er den Flüchtlingen nach, deren grauweise Hessen im Dunkel des Tannenwaldes verschwinden. Während Hirsch und Tiere über meterhohe Stämme mit schwingenden Schritten

Digitized by Google

Amerikaniſcher Elch, ſchöpfend.

Digitized by Google

hinwegeilen, ſcheinen ſie die weitausgreifenden Läufe kaum zu heben. Dabei iſt ihr Trott ſo leiſe, daß er ſelbſt im dickſten Buſche kaum vernehmbar iſt. Gar mancher Goldſucher, der ihnen um ihres Wildpretes willen nachſtellte, hat nichts als die noch warmen Betten gefunden, ohne auch nur vernommen zu haben, daß die Elche ſich, ſobald ſie mit ihrer außerordentlich feinen Naſe ihn witterten, lautlos wie die Katzen davongemacht hatten.

Nur ſelten fliehen übrigens die Elche gleich, wenn ſie geſtört werden, blindlings davon. Es muß ſchon ein beſonders gefürchteter Feind, wie dieſer Seeindianer ſein, der ſie zu ſo eiliger Flucht veranlaßt. Sonſt treten ſie meiſtens im trotzigen Gefühle ihrer Kraft nur eine kurze Strecke weit weg und ſichern nach dem Eindringling hinüber, um zu ermitteln, welche Gefahr ihnen droht, und zu überlegen, ob ſich überhaupt die Flucht der Mühe verlohnt. Führt aber ein Jäger einen Hund bei ſich, ſo nimmt das Alttier dieſen faſt regelmäßig mit wütend geſträubten Haaren an. Und in Wäldern, die von Pferden betreten werden, in Unterkanada und Maine z. B., bilden ſolche Elchmütter mit ihrer Kinderſtube einen wahren Schrecken der Indianerponies und Farmerpferde, von denen gar manches durch ſie zu einer unförmigen Maſſe zerſchlagen iſt.

Auch der Indianer dort in ſeinem mit Rohr verkleideten Boote weiß von der Angriffsluſt der Elche zu ſagen. Als er vor Jahren ſich zur Nachtzeit mit einem brennenden Kienſpane am Spriete an einen ſchöpfenden Hirſch leiſe herangerudert und dem neugierig Herüberäugenden eine Kugel aufs Blatt geſetzt hatte, fand dieſer noch Kraft genug, um das Boot zu kentern und den Jäger anzunehmen, der nur durch blitzgeſchwindes Tauchen ſich zu retten vermochte, aber noch lange an den Denkzettel ſchmerzhaft erinnert wurde, den ihm der Elch mit einem Schlage ſeines Vorderlaufes verſetzt hatte. —

Die Scheu vor der Gefahr trübt die Fröhlichkeit unſerer Kälber nicht. Bei Rainfarren und bitterem Wurmkraute, Jungbirkenborke und dünnen Zweigen der Kornelkirſche und des herben Wintergrün, in tieferen Lagen auch des Eſſigbaumes, gedeihen ſie, und Brüderchen und Schweſterchen ſpielen und tollen munter miteinander umher. Bald ſcherzen ſie, auf den Hinterläufen ſich aufrichtend, bald verſucht das Hirſchkalb ſein Schweſterchen im Nacken niederzudrücken, wie die Mutter junge Kiefernſtämme niederreitet. Oder Brüderchen nimmt einen Anlauf, fährt mit dem Nacken unter den Leib des Schweſterchens und wirft dies über den Haufen, um dann außer ſich vor Freude umherzuſpringen, wenn ihm der Spaß gelungen iſt. Und hat es ihm dabei wehgetan, ſo daß es heftig klagt, ſo tritt er herzu und leckt ihm zärtlich die Wange oder den Hals hinter dem Lauſcher, bis das Wildkalb ſich ſchüttelt und mit ihm wieder munter umherſpringt.

Inzwiſchen liegt die Mutter wachſam im warmen Moosbeerkraute oder Riedgraſe, in dem ſie ſich niedergetan hat, ohne nach Art der Renhirſche und

Digitized by Google

Amerikaniſcher Schaufler zur Kolbenzeit.

Digitized by Google

Edelhirsche ein Bett auszuscharren. Ihr warmer Pelz läßt ihr das selbst zur Winterszeit überflüssig erscheinen. Denn dann ist die graubräunliche Wolle unter den schwarzbraunen Grannenhaaren dicht wie bei einem Bären. Jetzt ist die Decke etwas heller; nur die Läufe sind, vom Moorwasser gefärbt, dunkler als im Winter, wenn der Schnee sie blitzweiß auswäscht. Das Haar der Kälber ist jetzt noch kurz und wollig, auf dem Rücken mit einem hellbraunen Streifen und am Bauche und an den Läufen hellgrau. Im ersten Winter verschwindet der Rückenstreifen, und das Haar nimmt einen mehr rötlichbraunen Ton an.

Auch das Schmaltier schaut behaglich dem Spiele der jüngeren Geschwister zu, nicht unlustig, sich ab und zu noch daran zu beteiligen. Seinen Zwillings-

Amerikanischer Elch, einen See durchrinnend.

bruder, der als ersten Hauptschmuck bereits ein Sechsendengeweih trägt, dünkt diese Neigung seiner Schwester unsagbar kindisch und albern. Dagegen kost er sie gleichfalls mit dem Lecker und hält sich sehr in ihrer Nähe, um sie gegen die Wölfin zu beschützen, die lungernd jetzt herumschleicht, um einen günstigen Augenblick zum Angriffe auf das Schmaltier zu erspähen, da sie die Kälber von dem Alttier behütet weiß. An die Alte wagt sich die Wölfin einzeln nicht heran, denn sie kennt die furchtbare Kraft ihrer Vorderlaufschläge, die jeden Wolf mit zerschmettertem Schädel in hohem Bogen sechsmal um seine eigene Rute herumwirbeln würden. Und zum Rudeln ist jetzt nicht Zeit, denn die Wölfin hat selbst nun für ihre Brut zu sorgen, deren Geheul Nacht für Nacht von den Bergen widerhallt. Die Kälber lernen auch bald, sich ihrer Haut zu wehren, denn sie wachsen ungewöhnlich schnell heran. Bei ihrer Geburt maßen sie kaum mehr als 80 Zentimeter Länge und 70 Zentimeter Schulterhöhe. Dagegen brauchen sie sechs Jahre, bis

Digitized by Google

ſie das Längenhöchſtmaß von 2,36 Metern erreicht haben werden. In die Breite und Stärke wachſen ſie freilich auch dann noch. Aber jedenfalls verlangſamt ſich ihr Wachstum ſehr, ſobald ſie die Mutter verlaſſen haben, und unſer Spießkalb iſt dann bereits ein ſtrammer Burſche, der ſich ſeiner Feinde zu erwehren weiß. Freilich wird er wohl ſchwerlich die Körpermaße ſeiner Artgenoſſen auf der Kenaihalbinſel erreichen, die es bis zur Länge von drei Metern, in ſeltenen Fällen bis zu 3,20 Metern und einer Schulterhöhe von 2,20 Metern bis zur ſeltenen Höhe von 2,35 Metern bringen, bei einer Aus-

Amerikaniſcher Kolbenhirſch, rinnend.

lage des Schaufelgeweihes bis zu 1,97 Metern. Es beſtehen hierüber recht fehlerhafte Angaben, die wohl hauptſächlich darauf zurückzuführen ſind, daß die Maße von der Spitze der Schale des Vorderlaufes bis zur Spitze des Nackenhaares genommen ſind. Da der Hirſch mit dem Ballen auftritt und nicht mit der Schalenſpitze und das Haar an der Wurzel gemeſſen werden muß, kommt ein Unterſchied von 40 Zentimeter heraus. Das von Dombrowsky angegebene Längenmaß von vier Metern beruht auf einem ganz unerklärlichen Irrtume.

In Maine und Kanada erreichen die Schaufelgeweihe ſelten eine weitere Auslage als 1,50 Meter. Aber die Jäger, namentlich die Herrenjäger unter ihnen, meinen, das ſei auch ſchon ein ruhmreiches Haupt. Es gehört die

Stille, Weltabgeſchiedenheit und feierliche Einſamkeit des rauheſten und ſchönſten Landes der bewohnten Erde dazu, um den Elch noch dieſe Form

Amerikaniſcher Kolbenhirſch, rinnend.

erreichen zu laſſen, die an den Rieſenhirſch der Alten Welt erinnert. Und wo gäbe es für dies freiheitsliebendſte Wild eine wildere und freiere Heimat als in dem weiten Hochlande, das der Yukon und Stachelſchweinfluß brauſend

Digitized by Google

Amerikaniſcher Kolbenſchaufler, ans Ufer ſteigend.

Digitized by Google

durchſtrömen, und in dem ſchlangenförmig hinzuckende Nordlichter und roſige Gletſcher in der ewigen Winternacht auf nebelſchwarze Täler hinableuchten, in dem „Großen Lande“, wie ſchon die Chimpſeanindianer es nannten, in Al—ay—ek—ſa!

* *
*

Verkämpft.

Im hohen Unterwuchſe des ruſſiſchen Urmoorwaldes fand der alte Buſchwächter bereits ſeit einigen Tagen friſche, von ſtarken Elchhirſchen ausgeſchlagene Gruben. Ein ſicheres Zeichen, daß die Brunſt begonnen hatte. Die Tiere fühlen ſich von der ſtarken Witterung angezogen, die beim Ausſcharren dieſer Gruben die Klauendrüſen des Hirſches ausſcheiden, die zur Brunftzeit noch ſehr viel ſtärkeren Stoff abgeben, als ſonſt, wo ſie nur dazu dienen, die Fährte ſtehend zu halten. Mit hocherhobener Naſe zieht das Alttier dieſer Witterung entgegen, und ſelbſt das ſpröde Schmaltier kann ſich dieſem ihm noch unbewußten und völlig neuen Reize nicht verſagen. Auf den alten Stellen, die jahraus, jahrein den Tummelplatz von Kampf und Liebe bilden, ziehen ſich die Tiere zuſammen. Unruhig brechen die Hirſche in der kühlen Morgenfrühe durch das Gewirr von Kalinkenholz, Faulbaum, Spillbaum, Wachholder und Salweiden. Und nachts ließen ſie bereits ihren wilden und zornigen Brunftſchrei hören, riſſen mit dem Geweih Gebüſch und Farren aus der Erde, zertrampelten knackende Äſte und ſtöhnten wütend hinter den anſcheinend noch immer ſpröden Tieren her.

So war es. Aber der ſtarke Schaufler, der jetzt hier im Walde von Prolyſſowo gebot, liebte keine Lauſcher und hielt ſich der Beobachtung fern. Mit wild rollenden Lichtern und geſträubter Mähne vertrieb er alle ſchwächeren Hirſche von ſeinen Tieren. Aber er brachte ſie nicht auf den Trab, ſondern drängte ſie auf eine enge Blöße ſeines Waldortes, die er ſich als Platz des Zweikampfes ausgeſucht hatte. Dort hatte er geſtern einen ſtarken Zwölfender abgeſchlagen, der, zu Tode wund, ſich ſchweigend davongeſchlichen hatte. Und heute nahm er den Kampf mit einem ungeraden Zwölfender auf, der frech genug war, ihm nicht weichen zu wollen. Seit den Nachmittagsſtunden hielt er den Gegner feſt, ohne anzugreifen. Zur Verwunderung des Wildes, das, wie immer, teilnahmslos dieſem Kampfbeginne zuſah, deſſen Ausgang ihm vollſtändig gleichgültig war, da ja doch der Sieger den Platz des Beſiegten einnahm und nach der Brunft ohnehin kein Hirſch ſich mehr um die Tiere kümmerte. Immerhin ließ der Platzhirſch zuweilen von ſeinem Gegner ab und ſuchte mit ſchmeichelndem Belecken oder mit plumpen Zärtlichkeiten des Geweihes den

Amerikaniſcher Kolbenſchaufler, verhoffend.

noch immer versagten Beschlag bei einem Schmaltiere zu erzwingen. Kaum aber sah er, daß der Zwölfer diese Gelegenheit dazu benutzte, sich einem anderen Tiere zu nahen, als er sofort das Schmaltier aufgab und wieder den Gegner stellte, um ihn nicht vom Platze kommen zu lassen. So kam der Abend heran, und der zunehmende Mond schien bereits durch das Gitterwerk der moosigen Erlen und Föhren. Das am Nachmittage getriebene Schmaltier hatte, in Erinnerung an die Zärtlichkeiten des Hirsches eben einen leisen, sehnsüchtig klingenden Brunftlaut ausgestoßen, der den Hirsch sofort herbeilockte. Das Geäse windend erhoben, zog er heran, mehrmals aus tiefster Brust stöhnend. Und als die Spröde abermals sich ihm entziehen wollte, trieb er mit heftigen Schlägen des Geweihes sie in die Enge und erzwang den Beschlag, den das Schmaltier mit lautem Klageschrei erdulden mußte, während der Hirsch ein wildes Wiehern ausstieß. Kaum abgefallen, wiederholte er unter abermaligem Wiehern den Beschlag und trat dann langsam zurück, um sofort wieder dem Zwölfer sich zuzuwenden, der ein anderes Tier zu treiben begann. Glitzernd flimmerte das Mondlicht bereits auf die Waldblöße nieder, und von drüben herüber tönte der dumpfe Schrei eines heranziehenden, gleichfalls starken Hirsches. Da nahm der Platzhirsch den bisherigen Gegner an. In heftigem Satze fuhr er auf den Zwölfer ein, der ihm indes gewandt auswich. Beide erhoben sich wie kämpfende Hengste und schlugen mit den Vorderläufen aufeinander los. Dann fielen sie zurück, um wieder mit den Geweihen aneinanderzuprallen. Heiß dringt der Atem aus den Nüstern der Kämpfer, aber kein Schrei oder Stöhnen wird laut. Nur das Stampfen der Läufe und das Knacken zertretenen Holzes und das Reiben und Wetzen der Geweihe ist wie der Schlag gebundener Klingen weithin vernehmbar. Endlich bricht der Zwölfer nieder, und der Platzhirsch versetzt ihm einige Stöße in die Seite, um dann zu seinen Tieren sich zurückzuwenden. Kaum aber sieht er den schwerverwundeten Gegner sich erheben, als er nochmals wütend auf ihn einstürzt und abermals wuchtig auf ihn anprallt. Von dem langen Augensprosse des Platzhirsches mitten in die Hirnschale getroffen, bricht der Zwölfer zusammen, aber in seinem Falle reißt er auch den Sieger mit sich nieder, der den Augensproß nicht schnell genug aus der tiefen Wunde herauszuziehen vermochte. Über einen Baumstumpf stürzen Sieger und Besiegter hin, beide nahezu auf den Rücken geworfen. In blitzschnellem Ende hat den Zwölfer der Tod ereilt, er sinkt welk und kraftlos in sich zusammen. Aber gegen das Hebelgewicht dieser Last kann der Sieger nun erst recht nicht aufkommen; wie er auch ringt und kämpft — er kann den tief eingedrungenen Augensproß nicht mehr aus der Hirnschale des ihn über den Baumstumpf hintenüberziehenden Gegners befreien, obwohl er selbst völlig unverletzt ist. In der Kraft der Verzweiflung schlägt er mit den Hinterläufen; aber je mehr er damit unter sich den Boden

Digitized by Google

Oberförster J. Petersen.

Verkämpfte Elche.

Brassowo, Forstei Prolyssowo (Rußland) 1904.

aufwühlt, desto tiefer nur sinkt das Hinterteil hinab in die selbstgeschaufelte Grube und desto wilder werden seine Qualen.

Er sieht nicht mehr, daß der hergezogene fremde Hirsch nun sein Wild zusammentreibt, und hört nicht mehr den wiehernden Schrei, mit dem er den Besitz des Schmaltieres begrüßt, das sich widerstandslos dem neuen Gebieter hingegeben hat. Und sähe er auch oder hörte er, wie das Rudel nun mit dem neuen Platzhirsche davonzieht: ihn würde es nicht mehr kümmern in seiner Not. Er hat nur noch einen Willen, in den er seine ganze Hünenkraft nun gießt: loszukommen von dem Toten, an den er hier gekettet ist. Zuweilen verschnauft er, um neue Kraft zu sammeln; dann wirft er sich wieder, drückt mit der Hinterhand nach oben, um doch nur desto tiefer zurückzufallen, bis endlich seine Riesenkraft ermattet, die rot unterlaufenen Lichter allmählich starr werden und nur noch ein leises Schlagen der Flanken zeigt, daß er noch lebt, der gestern dieses Platzes Gebieter war. Der Mond geht unter und die Sonne vollendet ihren Lauf, um wieder dem Monde Platz zu geben. Noch immer lebt der hoffnungslos Verlorne. Ein Uhu hakt über ihm auf im breiten Geäste der alten Kiefer. An dem Leichnam des Verendenden schwärmen bereits die Fliegen; aus den Flankenwunden, die ihm der Platzhirsch beim ersten Niederwerfen zugefügt hatte, tritt übel witternder Weidwundschweiß aus. Noch immer aber spiegelt sich der zum dritten Male heraufziehende Abendstern im lebenden Lichte des qualvoll verendenden Hirsches. Erst als die Nebel des dritten Frühmorgens die Gräser und Nesseln des dunkeln Waldes tränken, ist es still, totenstill geworden im Walde von Prolyssowo*).

Nur aus weiter Ferne dringt der dumpfe Schrei des fremden Hirsches herüber. Qualvoll, wutunterdrückt, würgend und stöhnend: Uu—ooch! Uu—ò!

Über den Leichen der Gefallenen reckt sich das taubenetzte Farrenkraut auf, und die Wipfel der Föhren flüstern im Morgenwinde.

---

*) In der Literatur war bisher nur ein Bericht über verkämpfte Elchhirsche aus Amerika bekannt, nämlich in Richardsons „Fauna bor. americana". Ein in anderer Hinsicht sehr eigenartiger Fall wurde mir von Herrn Schloßverwalter Reck in Bjelowjesch erzählt. Im Jahre 1902 haben dort zwei starke Gabler sich wechselseitig geforkelt. Sie standen Kopf an Kopf nebeneinander und stießen jeder dem anderen das Vorderende der rechten Gabel in die Brust. D. Verf.

* * *

Digitized by Google

An der Oſtſee.

Vor acht Tagen war der ſtarke Hirſch aus dem Bledauer Forſt nach der Kuriſchen Nehrung hinüber quer durch das dort dritthalb deutſche Meilen breite Kuriſche Haff geronnen. Das iſt ein alter Lieblingswechſel: vom Feſtlande nach der blendend herübergrüßenden Düne, hinter der die See brauſt, und zurück von dort in die düſteren Erlenwälder. Oft genug geht das ſchlecht aus. Im März 1901 wurden an der Roſſitter Haffleuchte drei Elche angeſchwemmt, die offenbar trotz des Treibeiſes das Haff zu durchrinnen verſucht hatten; und ſchon anfangs der achtziger Jahre mußte der alte Düneninſpektor Epha mehrere Elche beſtatten laſſen, die von der littauiſchen

Oberförster J. Petersen. *Brassowo, Forstei Prolyssewo (Rußland) 1904.*

Schaufeln der beiden verkämpften Elche.

Seite herübergeronnen waren, aber das hohe Lehmufer bei Roſſitten dermaßen mit Eis bepackt fanden, daß ihnen das Landen unmöglich ward und ſie ertranken. Unſer uralter Hirſch weiß Beſcheid mit dieſer Gefahr. Und er hat auch gelernt, wie unratſam es iſt, das weite Haff anzunehmen, wenn die Fiſcherboote darauf kreuzen. Vor langen Jahren, als er noch ein junger Hirſch war, trieb ihn eines ſchönen Morgens in der Brunftzeit die Sehnſucht zuſammen mit einem Gefährten, dem ſtarkbärtigen Achtender, hinüber nach dem Bledauer Walde. Hoch ragten ihre Häupter und Schultern aus dem Waſſer heraus, und ſie würden das Feſtland mit Leichtigkeit erreicht haben, wenn nicht der Unverſtand von Fiſchern geweſen wäre, denen ſie den Kurs kreuzten. Um ihnen die Reiſe bis zur Landſpitze von Puſterort zu erleichtern, warfen die guten Leute ihnen Stricke um die Geweihe und nahmen ſie ins Schlepptau. Dagegen ließ ſich nichts tun, ſolange das Boot durch

tiefes Waſſer ſegelte. Als aber die Hirſche feſten Boden unter den Füßen fühlten, raſten ſie mitſamt dem Boote davon, ſo daß die Fiſcher ſchleunigſt ihre Taue kappen mußten. Den Achtender hatte dieſer Liebesdienſt ſo ſehr aufgeregt, daß er vor Ermattung niederbrach und von zwei Fiſchern eines anderen Dorfes gefangen und abgeſchlachtet wurde. Unſer Hirſch aber hatte kurz Kehrt gemacht und war durch das Röhricht auf den Brunftplatz gewechſelt und von dort nach allerhand Abenteuern zurück auf ſeine liebe Nehrung, wo die Fiſcher beſſer erzogen ſind, als drüben auf der dunkeln Seite.

Sogar ihre Pferde ſind hier verſtändiger. Den ganzen Sommer über leben ſie im Walde auf der Weide, wie die Elche, und laufen nicht gleich wie die Gäule dort drüben halbverrückt davon, wenn einmal ein Alttier mit ſeinen Kälbern an ihnen vorüberzieht. Vor Jahren war auch ein Trupp Schafe in der Geſellſchaft des Hirſches, denen es hier draußen ſo gut gefiel, daß ſie den ganzen Winter in Schneeſturm und Eis blieben und allen Verſuchen, ſie einzufangen, widerſtanden. Sie waren bei dieſer Lebensweiſe ſchon faſt ſo verſtändig wie die Elche geworden, namentlich der Widder, der ihre Führung übernommen hatte und es an kluger Vorſicht mit dem älteſten Hirſche aufnehmen konnte. Aber die Menſchen ſind ſchlecht, zumal die mit den grünen Röcken. Als der Sommer kam, haben ſie bei einer verräteriſchen Zibbe den verliebten Widder abgeſchoſſen. Und darauf verdummten die anderen Schafe und ließen ſich ſchließlich wieder einfangen, um im Stalle weiterzublöken wie anderes Herdenvieh.

Zuweilen, wenn unſer Hirſch beim Scheine des Vollmondes auf der Höhe des Bruchberges ſteht, ſchaut er hinab auf ſein weites, ſchönes Reich: auf das Möwenbruch zu ſeinen Füßen, auf das in weißen Brechern anrollende Meer zur Linken und das träumeriſch glänzende Haff zur Rechten und dazwiſchen auf den dunkelen Wald, der ſich unter den in ſammetweichem Glanze liegenden nackten Wanderdünen hinſchlängelt. Dort drüben in dem kuppigen Vorlande der kahlen weißen Berge iſt ſein Lieblingsplatz; und wie herrlich könnte dies Einödparadies ſein, wenn nicht ſo viel Menſchen auf die Nehrung kämen! Im Winter läßt es ſich ja zur Not hier noch leben; aber jetzt im Sommer, im Sommer, wenn das puſtende und qualmende Schiff immerzu von einem Ende des Haffes zum anderen läuft und jedesmal am Roſſitter Stege pfeifend und heulend Menſchen auswirft, die alle ſofort an die See laufen und dort Elch ſpielen — jetzt iſt es nicht zum Aushalten! Die alten Hirſche unter den Menſchen baden auch zuſammen und die Alttiere und Gelttiere nehmen nur die ganz kleinen Hirſchkälbchen mit ins Waſſer; aber ſie benehmen ſich viel unverſtändiger als die Elchtiere. Vom Seetang verſtehen ſie nichts. Sie grabbeln immer darin herum und ſuchen kleine gelbe blanke Steinchen heraus. Aber wie gut er ſchmeckt und wie bekömmlich er iſt, ſcheinen ſie nicht zu ahnen. Außerdem ſcheinen ſie eine lächerliche Angſt vor dem Ge-

Digitized by Google

witter zu haben. Denn sobald von Schweden ein Bullkater heraufgezogen kommt, raffen sie ihre abgelegten Häute zusammen und laufen, als ob sie von der Rachenbremse verfolgt würden, in das widerliche Dorf zurück zu ihren schmutzigen Schafen und Kühen. Eben verschwindet der letzte Trupp dort in kälberhafter Hast um die Ecke bei der Lunk!

Jetzt gehört die Nehrung und die Welt wieder dem alten Hirsche. Gemächlich trollt er durch die Dünenkiefern hinab zum Erlenwalde und zieht dann über die Vordüne hinab zur See. Die läuft hohl auf und wirft ihre Brecher gegen die Vordüne an. Jagt oben einer schnaubend daher, zieht unten der andere saugend ins Meer zurück. Das kennt der Elch, aber es hindert ihn nicht. Er läßt sich die Brander um das Kolbengeweih spritzen und, wenn eine schöne Ladung frischduftenden Seetangs herangeschwemmt kommt, so springt er hinzu, wirft sich das ganze Bündel über und läßt sich die würzigherbe und salzige Lieblingsäsung munden. Was kümmert ihn der bleigraue, mit wilder Eilung herantosende Gewittersturm? Der schützt ihn vor der entarteten Menschenbrut und freut ihn wie die kreischend aufjagenden Möwen! Was stören ihn bei seinem fröhlichen Mahle die herabzuckenden Blitze? Ihre Spur erlischt im Regen, der prasselnd nun herabrauscht und dem Elche die Decke wäscht. Besser freilich wäscht das Salzwasser der See, das alle Lausfliegenbrut wegbeizt, und das so unbeschreiblich mollig ist, wenn es lustig mit weißem Sommerschnee im Lockenhaare angetanzt kommt und hineinbrüllt in den wilden Gesang von Donner, Sturm und Regengeprassel als das Hohelied der ernsten Ödeinsamkeit. Wohlig sinkt der alte Hirsch hinein in die See und läßt sich von den Wellen treiben, die immer wilder und hohler auflaufen. Dann arbeitet er sich kämpfend an den Strand heran, schüttelt sich die Decke aus, und noch einmal. Und dann steht er inmitten von Sturzregen und Gewittersturm und starrt, wie traumverloren, regungslos hinaus auf das wildbewegte Urbild seiner stolzen über alle Erbärmlichkeiten des Menschen erhabenen Welt.

* * *

Litauen. — Starrsinnige Elche. — Schaktarp.

Ein trüber Spätwinterabend auf dem Kurischen Haffe. Die Nehrunger Fischer haben guten Fang gemacht und traben nun nach hartem Tagewerke mit Fischen und Netzgeschirr auf den schwerbepackten Schlitten der Rossitter Haffleuchte zu, deren Licht zuweilen, wenn der Nebel sich etwas entschleiert, verschlafen aus der Ferne aufblinzelt. In Rossitten werden die Fische sortiert.

Digitized by Google

Die „Zandchens“ und „Hachtchens“ und Barſche werden beſonders verpackt und heute nacht noch über Eis auf flinken Segelſchlitten nach Cranzbeek zur Bahn fahren. Plaugſties von Pillkoppen wartet ſchon am Roſſitter Stege mit ſeinen beiden Jungen, um die Fuhre zu übernehmen. Von dem Reſte werden die beſten ausgeſucht, um zunächſt dem gnädigen Herrn Oberförſter, dem Herrn Pfarrer und dem Herrn Kantor und der Elchmutter an der Cunk das beſtellte Gericht zu geben. Früher wurde jeder beteilt, der

Gottheil. *Rossitten, September 1893.*

Geforkelter Elch (ungerader Zehner) auf der Kuriſchen Nehrung.

an die Schlitten kam und Korb oder Schürze hinhielt. Das iſt vorbei, ſeitdem auch hier ſich Händler angeſiedelt haben und ein Gericht Fiſche zur koſtbaren Leckerei geworden iſt. Der alte „Kaninchenſtall“, in dem einſt Vater Epha beim Gläschen alten Portweins ſeine Schnurren zu erzählen liebte, hat einem „Hotel zum Kuriſchen Haff“ Platz gemacht, und an Stelle des langen alten Stalles auf Krauſes Hofe, wo die fremden Fiſcher ſonſt auszuſpannen pflegten, ſteht eine gebildete „Villa Nehrungsluſt“, die im Sommer Königsberger Nehrungsſchwärmer als Feriengäſte beherbergt, aber während der Winter-

Moschler. *Rossitten, Januar 1900.*

Eiche hinter der Vordüne auf der Kurischen Nehrung.

monate außer den eingeborenen Roſſittern und den am Stege anlegenden Fiſchern von der kuriſchen oder der litauiſchen Seite höchſtens einmal einen Händler oder Bernſteinſchmuggler ſieht. Zur Sommerszeit, wenn der Memel-Cranzbeeker Dampfer hier angelegt, wird auch das Fiſchverſandgeſchäft hier am Strande beſorgt. Denn mit den hergereiſten Kopſchellern laſſen die Nehrunger ſich nur ungern ein.

Das Geſchäft dieſer Aufkäufer blüht mehr bei den Fiſchern von der litauiſchen Seite. Im Sommer ſind ſie, wo immer ein Fiſchzug eingeholt wird, ſofort wie Habichte auf dem Haffe zur Stelle, um gleich den ganzen Fang zu übernehmen. Und im Winter, wenn die ſchweren Netze auf dem Eiſe von den kleinen ſtruppigen Fiſcherpferdchen gezogen werden, verſorgen ſie die Fiſcher mit allen Koſtbarkeiten der Welt. Der Pfarrer Broſcheit, der ſelbſt ein Fiſcherſohn iſt, tut ſein möglichſtes, um den Schnaps durch Kaffeegenuß zu verdrängen. Aber er hat wenig Glück damit und muß noch dazu mit anſehen, wie die wenigen, die er zur Enthaltſamkeit bekehrt hatte, den Grumadki und anderen Sektenpredigern zulaufen, die in den Fiſcherhäuſern Sonntags mehr Andächtige finden als er in ſeinem alten Kirchlein. Der vorteilhafte Tauſchhandel muß auch heute auf dem Haffeiſe wohl flott gegangen ſein; denn drei Kopſchellerſchlitten ſegeln ſchwerbeladen auf Schaaksvitte zu, während die Fiſcher jubelnd und ſingend auf ihre müden Pferdchen einhauen, um ihr Dörfchen am Griebefluſſe zu erreichen. Heiſer und in hohen Tönen klingt das Liedchen, das ſie anſtimmen:

Ui Ui Ui Dewe,
melas Deweli,
ne tropyjau berneli.

(Ui, ui, ui Gottchen,
mein liebes Gottchen,
ich traf kein gutes Mannchen!)

Und während vor ihnen ſchon die Umriſſe ihrer ſchilfbedeckten Häuschen auftauchen, klagt ihr weinerliches Lied:

Ey toli toli
mano namelei
perdu szimtu mylaczû.

(Ach, ferne ferne
iſt meine Heimat,
mehr als zweihundert Meilen!)

Bei der jagenden Fahrt über das Eis verloren ſie noch ein gut Teil von den zurückbehaltenen Fiſchchen, noch ein Bündelchen Heu, das für die Pferdchen mitgenommen war. Ui Gottchen, ui Gottchen; die Fiſchchen wird nun der Fuchs ſich holen, das Füchschen, das nachts auf dem Eiſe Fiſchereiaufſeher

ſpielt, und das in jedes Lochchen ſeine Naſe ſteckt. Tai sawo darbas; 's iſt ſeine Arbeit! Und das Heuchen, das ſchöne ſüße Heuchen nimmt der große Halch, der jetzt auf dem rauhen Eiſe jeden Abend einen Spaziergang von ein paar Meilen macht! Sollte nur mal Glatteis ſein, dann wollten ihn die Fiſcher

Moschler. *Rossitten, Januar 1900.*

Geringer Elchhirſch auf der Kuriſchen Nehrung.

ſchon! So auf Schlittſchuhen mit Pieken bewehrt, wie die Väter es in alten Zeiten getan haben. Ui, ui Brüderchen, das war luſtige Jagd! Auf dem Glatteiſe ſchurrt der Halch; und dann iſt es leicht, Brüderchen, ihn anzulaufen und ihm die Pieke in die Seite zu treiben, daß er fällt, heheh, Brüderchen!

Digitized by Google

So schwatzend und singend sind sie am Dorfe angekommen. Nur Jonu Kerschkallies muß noch ein Stückchen weiterfahren, als die anderen. Aber das macht nichts. Seine Reise geht nun auf dem Schlittenwege am Neuen Graben hin, da kann er nicht fehlen. Links ist das tiefe Wasser und rechts der schräge Damm. Die breite Grabenbank, die im Winter schönen Schlittenweg bietet, hat Pone Oberförster bei Anschüttung des Dammes freigelassen, damit die Elche, wenn sie den Graben durchrinnen, leichter ans Ufer klettern können. Von dort aus nehmen sie dann den schrägen Damm und ziehen in die großen Polder hinunter, wo sie vor Hochwasser sicher sind. Jonu setzt sich zum Schlafen zurecht. Seine Pferdchen finden schon den Weg. Langsam zotteln und klingeln sie auf dem wohlbekannten schmalen weißen Grabenrande dahin, auf dem es kein Ausweichen gibt. Der Nebel ist jetzt ein bißchen dünner geworden; denn der Mond ist aufgegangen und frißt den Nebel. Jonu sieht nicht die Schatten im glitzernden weißen Walde. Der Kopf ist ihm auf die Brust gesunken. Er hört auch das Schnauben seiner Pferdchen nicht. Das Sattelpferd hat schon lange die Ohren gespitzt und geht Schritt. Es ist eine alte Stute, die Bescheid weiß im Walde. Das Handpferd ist ihr nun vierjähriges Fohlen; es folgt ihr vorsichtig. Denn da vorn ist's nicht geheuer. Mißtrauisch bleibt die Stute stehen. Aber sie hat den Wind im Rücken und kann nichts wittern. Erst als sie um die Ecke am nächsten Quergraben biegt, wo der Weg auf die mit Kopfweiden bepflanzte hochwasserfreie Straße führt, an der Jonus Hof liegt, stutzt sie. Vor ihr ziehen gespenstische Schatten vorüber. Und jetzt wendet sich der eine und kommt geradewegs auf den Schlitten zu. Noch immer sind die Pferde vorsichtig vorwärts gegangen. Da hebt sich im Lichte des aus dem Gewölke heraustretenden Mondes die schwarze Gestalt eines alten Elchtieres auf, das hier bei seinen beiden langsam ziehenden Kälbern mitten auf der als Weg dienenden Grabenbank gesessen hatte. Das Fohlen zuckt zurück; und, von dem Stoße des Schlittens unsanft gerüttelt, knurrt der Jonu. Wenn er nicht wie ein Bär schnarchte und schliefe, würde er verstehen, was die Glocke hier geschlagen hat. Denn schon legt die Alte da vorn die Lauscher zurück und leckt sich die Lippe. Aus ihrer Sprache ins Menschliche übersetzt, heißt das soviel wie: Nun aber kehrt marsch! Und die alte Stute versteht schon; sie wartet nicht erst auf Hiebe mit den Vorderläufen des Alttieres. Im Bogen saust sie an der schrägen Dammböschung herum, gerade noch weit genug, um nicht die Deichsel zu zerbrechen. Freilich gehen die Fischtonnen und der sonstige Inhalt des Schlittens dabei koppheister. Aber der Jonu hält sich an den Zügeln fest und ist, als die Fahrt nun im sausenden Galopp davongeht, mit einem Male nüchtern und munter. Unter seiner Kapuzenmütze hat er das Gefühl, als ob seine Haare sich sträubten. Ui, ui Gottchen; was hat sich das Pferdchen, das liebe Stutchen? Was ist geschehen? Aber bald merkt er, daß die Fahrt zum Dorfe zurückgeht, und ist's

Digitized by Google

zufrieden, diesmal mit einem blauen Auge davongekommen zu sein. Als er aber am nächsten Morgen desselben Weges fährt und an derselben Stelle wieder von dem Alttiere zum Umkehren gezwungen wird, zieht er es doch trotz des eingetretenen schlechten Wetters vor, auf dem Strome hinauf bis

H. Kallmeyer. *Perwelk, September 1909.*

Elch im Weidicht auf der Kurischen Nehrung.

zur großen Straße und dann auf dieser hin zur Försterei zu fahren und dort die „alte Halchkuh" wegen nächtlicher Wegelagerei zu verklagen. Der Förster scheint zwar taub auf dem Ohre zu sein und meint, Kerschkallies solle nur nüchtern und zur rechten Zeit heimkehren, dann werde er schon unbehelligt

Digitized by Google

bleiben. Aber als der Jonu gegangen iſt, kratzt der alte Grünrock ſich doch hinter dem Ohre. Und dann nimmt er bekümmerten Herzens ſeine Büchſe, um trauriger Pflicht zu genügen. Der Klagen über dieſes Alttier ſind ſchon zu viele. Ihn ſelbſt hat es im Herbſte einmal zornig zum Rückzuge gezwungen, und des Hilfsjägers kurzhaarigen „Hektor“ hat es kürzlich auch erſchlagen. Der Hund ſollte die Elche von dem Wege hinunterjagen, auf den ſie wie verſeſſen ſind. Die Kälber ſtellten ſich ihm aber und feuerten, als er ihnen in

H. Kallmeyer. *Pirsch, August 1909.*

Elch im Weidicht auf der Kuriſchen Nehrung.

die Hinterläufe fahren wollte, quiekend hintenaus, daß die Schalen und Afterklauen gegeneinander klapperten. Da brach das Alttier blaſend und praſſelnd durch das Unterholz, warf ſich auf den Hund und ſchlug dieſem, ehe er ausweichen konnte, in geſchickter Wendung die Schale des Vorderlaufes unter das Kinn, daß er aufheulend beiſeite flog. Dann bearbeitete das gereizte Tier ihn mit den Läufen, bis nur eine unförmige blutige Maſſe von dem treuen Hunde übrig war. Trotzdem hat der alte Weidmann Nachſicht mit der Alten geübt. Aber es geht nicht länger; er hat gemeſſenen Befehl, jedes Stück abzuſchießen,

Digitized by Google

H. Kallmeyer. *Preil, September 1909.*

Palwa auf der Kuriſchen Nehrung: Im Hintergrunde vor dem Walde zwei Elche.

Digitized by Google

das den Verkehr hindert. Auch die Kälber ſolcher bösartigen Tiere ſollen abgeſchoſſen werden, denn ſie ſehen derartige Untugenden der Mutter ab und ſetzen dann, ſobald ſie heranwachſen, in deren Ausübung einen beſonderen Ehrgeiz. Um den Elchen auf den ſchmalen Waldwegen, Deichen und Grabenbänken das Ausweichen vor Wagen und Fußgängern zu erleichtern, ſind mit vieler Mühe umfangreiche Aufſchüttungen neben ſolchen Wegen angelegt worden. Dieſe Ausweichſtellen ſind mit Mandelweiden und Grauweiden bepflanzt, deren behaarte Blüten und würzige Rinde das Elch ſo ſehr liebt, und werden deshalb gern angenommen. Aber dies Alttier hat geradezu einen trotzigen Abſcheu vor ſolchen „goldenen Brücken", die man ihm gebaut hat. Wenn es ſich wirklich einmal zum Ausweichen entſchließt, ſo trollt es wütend das ganze Geſtell entlang bis zum nächſten Querdamme und ſtellt ſich dann meiſtens gerade auf der Seite wieder, die der Vorüberfahrende gleichfalls nehmen muß. Es würde auch nicht anders handeln, wenn ein Eiſenbahnzug hinter ihm hergeſauſt käme; man hat ja in Gegenden, wo die Bahn durch Elchgebiete gebaut wurde, ſchon oft Elche überfahren, die durch keinen Dampfpfiff von ihrer einmal eingeſchlagenen Richtung abzubringen waren. Dieſer Eigenſinn liegt nun einmal in ihrer Art. Dies Alttier hier aber hält nichts vom Ausreißen, ſondern wird meiſtens über die Störung ſeines Waldfriedens böſe und bringt, da es nicht mehr ausweichen kann, die Pferde, die ohnehin vor dem Elchwilde eine ſtarke Scheu hegen, kehrtmarſch auf den Trab, wie Kerſchkallies zottige Fiſcherpferdchen. Bei alledem iſt es bis jetzt noch immer gut abgegangen. Aber der Fall des armen Hektor zeigt, daß die Gefahr nicht länger zu verantworten iſt. Alſo ruft der Förſter ſeinen Sohn und den Hilfsjäger Mickoleit und gibt ihnen entſprechende Weiſung. Ruhig herangehen, als wolle man vorüber. Jeder nimmt dann ein verabredetes Stück, damit nicht etwa ein hilfloſes Kalb übrig bleibt und Not und Schmerzen leidet. Bis drei wird gezählt. Dann Feuer!

Als Kerſchkallies am nächſten Tage wieder desſelben Weges fährt, tant ihm der Schnee unter den Schlittenkufen weg, und die Dſchurke, der alte verwachſene Waſſerlauf zu ſeiner Rechten, iſt mit Schollen matſchigen Eiſes gefüllt. Das Wetter iſt umgeſchlagen. Wenn nur das Herrgottchen gibt, daß kein Schaktarp kommt! Wäre gut, wenn Haffeis noch hielte, eine, zwei Wochen lang! Aber der Wind iſt Weſt, ui, Gottchen, gerade von der Nehrung herüber! Von dieſer betrüblichen Wahrnehmung gefangen genommen, hat Jonu ſich der ſchlimmen Ecke genähert. Und richtig: fängt die Stute wieder an zu ſchnauben! Mit einem Satze iſt Jonu vom Schlitten herunter und am Kopfe des Pferdes. Da merkt er die Beſcherung. Ui, ui, ui! Da liegt Blut über Blut; und da ſind Schlittenſpuren. Aha, ſteht die Partie ſo? Der Förſter hat alle drei Elche geholt! Befriedigt klopft Jonu ſeinem Stutchen den ſtruppigen, niemals geputzten Hals — wer putzt Haske, das liebe Häschen? —

und führte es mit freundlichem Zureden über die ſchlimme Stelle fort. Und als die alte Mähre leiſe wiehert und das Fohlen einſtimmt, ſteigt der Jonu wieder auf und ſingt ſeinen munter dahintrabenden Pferdchen ein Liedchen vom böſen Elch, das nun hat ſterben müſſen mitſamt ſeinen böſen Kindern und von goldenem Hafer für die beiden lieben Rößlein. Ui, ui Dewe! Ach Gottchen, Gottchen, mein liebes Gottchen!

M. Steckel. *Ackmenischken, November 1908.*

Elche im Revier Ibenhorſt.

Der aber, unſer Herrgott droben im Himmel, ſingt ſein Lied in der alten wilden Weiſe des Eis brechenden Tauwindes: wie der Mond im erſten Frühlinge die Sonne heimführte, dieſe aber, da ſie ſo früh ſchon aufſtand, verließ und ſich in den Frühſtern verliebte. Ei, daina, daina!

Perkun's didey supykes
ji kardu perdalyjo.

(Da ward Perkunas zornig
zerhieb ihn mit dem Schwerte.)

Digitized by Google

Das Herz voll Trauer zieht der kranke Mond nun dahin. Da jagt mit wehendem Barte Gott Bangputys, der Wogenbläser, heran und schnaubt mit aufgeblasenen Backen über das Meer, wilder und wilder aus West die Wogen fegend, das Eis auf Haff und randvollen Strömen brechend. Dann springt er steif auf Nord um und treibt die Sturzwellen der brandenden See gegen das Memeler Tief an, daß sie zum Haffe hineindrängen, während Mütterchen Memel aus Rußland immer neue, immer wildere Wassermassen herabführt und sie durch den Rußstrom, den Skirwith, den Griebefluß, Gilgestrom und unzählige Dschurken in das mit gurgelnden Eisschollen bedeckte Haff hineindrückt. Wie nach Hilfe verlangende Arme recken die alten Erlen aus diesem grauen Meere von morschen Schollen nur noch ihre Kronen auf; die Traften, die in der Mündung des Gilgestromes weithin gelagert waren, zerbrachen, und ihre Stämme treiben nun einzeln dahin, oft hochaufgebäumt oder kopfüber wild sich überschlagend. Anfangs hatte man mit Booten noch den Verkehr aufrechterhalten. Aber der Sturm trieb die schmutziggelbgraue Eisflut bald in wilden Brechern durch die Ortschaften. Bei Nacht und Finsternis mußten die Fischer ihr Vieh, die ärmeren unter ihnen ihr ein und alles, ihr Schwein, ihr Schweinchen, das liebe Schweinchen, aus den leichtgebauten Holzställen in das Wohnhaus treiben. Und als die Flut immer wilder und hohler aufgurgelte, rettete man alle, Menschen und Vieh, auf die Hausböden. Draußen auf dem verrückten Wasser trieb — ui Gott, ui Gottchen, du liebes Gottchen! — der ganze schöne Wintervorrat von Kartoffeln und gehacktem Holze, das gegen die Winterkälte schützen sollte. Und das Heu, das Heuchen, das schöne Heu, das auf Kähnen zur Bahn geführt werden sollte, das jagte Bangputys nun in hohen Haufen fort in die weite, aus Rand und Band geratene Welt! Und immer wilder gluckste die steigende Flut. In die Wut des Sturmes mischten sich die Verzweiflungsschreie der Menschen, das Brüllen des Viehs, das Quieken der Schweine. Wer hört sie in dieser öden Wasserwüstenei? Gestern ist eine der kleinen Hütten auf dem Neuen Werder zusammengebrochen unter dem furchtbaren Eisdrucke und verschwunden. Kein Nachbar hat die Hilferufe der Verzweifelnden und Versinkenden erhört. Aber Laima, die Schicksalsgöttin, ruft dort nun laut und unaufhörlich bei Tage und Nacht und klagt um die im Eise Ertrunkenen.

Und dann wieder kommt Stillstand in dieses wüste Durcheinander. Gegeneinander gepreßt stocken die Schollen, und der überschwemmte Wald wird noch dazu von wiedereintretendem Froste in Bann geschlagen. Aber die trügerische Decke trägt kein lebendes Wesen mehr: der Schrecken der Litauer, die Stockung aller Bewegungsfreiheit für Mensch und Tier, die sie „Schaktarp" nennen, ist da!

Was ist alle Wehmut einer vom Nebel in Haft geschlagenen Hochgebirgslandschaft gegen das herzbeklemmende, atemversetzende Grauen dieses Niede-

Digitized by Google

rungsbildes! Totenſtille ringsherum. Kaum daß einmal das Bellen eines Hundes das bange Nebelſchweigen durchbricht! Draußen liegt nun auf unerreichbaren Eisſchollen das Heu, das dem vor Hunger vergehenden Vieh zur Nahrung dienen ſollte, und das Holz, das die feuchten eiskalten Hütten erwärmen könnte, in denen die armen Fiſcher frieren und hungern müſſen, wenn ſie nicht ihr Schweinchen abſchlachten wollen, ihre Sparkaſſe, ihr

M. Steckel. *Akmenitschken, November 1908.*

Elchſpießer und Schmaltier am Moorrande.

liebes Schweinchen! Dieſe lebendige Sparkaſſe nützt ihnen auch nicht einmal. Denn wie wollen ſie es verkaufen, da kein Ausweg geblieben iſt aus dieſer nun gewiß wochenlang währenden Gefangenſchaft? Kein Boot, kein gutes Bootchen vermag dies Morſcheis zu durchbrechen, kein Flachkahn darf ſich auf das gefährliche Schollenwirrſal wagen, kein Segelſchlitten trägt darüberhin!

Die Frauen ſitzen ſtill und weinen. Nur die Kinder ſpielen lärmend, wenn ſie nicht krank im Bettchen liegen mit fiebernden Wangen und böſer

Halsbräune. Was Sturm und Waſſer verſchont haben, das holt nun der Würgengel. Stumm und ergeben, die Hände in den tiefen Hoſentaſchen, ſteht der Fiſcher am Fenſter, und kein Zucken der Lippen verrät, wie es in ihm arbeitet und wühlt. Sein Schweigen iſt kalt und düſter wie der Nebel, der über der Eisöde lagert. Das iſt der Schacktarp!

Als das Wetter umſchlug, ergriff das Wild eine drangvolle Angſt. Alles ſtrebte zu den Poldern hin und auf die mit Weiden bepflanzten Elchberge, die meiſtens mit kleinen Dämmen untereinander verbunden ſind, damit nicht etwa ein einzelner Elch dort ſich zum Alleinherrſcher mache und alles andrängende Wild vertreibe. Aber den Rehen ſchien auch diesmal dieſe Zuflucht zu unſicher. Sie ſtrebten den Deichen zu, die in regelrechtem Netzwerke alle auf die hochwaſſerfreien Straßen führen, die mit Kopfweiden bepflanzt ſind. Dieſe werden in ſolcher Notzeit geköpft, und die abgeſchnittenen Ruten bieten den Elchen willkommene Äſung. Die Rehe aber ziehen ſich von hier aus mühlos auf die Hochmoore, namentlich das Große Moosbruch, wo ſie ſich in Sicherheit fühlen. Und bald folgen ihnen die Elchtiere mit ihren Kälbern dorthin nach. Und doch iſt manches Stück gerade bei dieſer Wanderung verendet. In dem alten verwachſenen Seitengraben des Griebefluſſes, der voller Morſcheis iſt, blieb ein durchwechſelnder Gabler ſtecken, der offenbar noch nichts von der ſicheren Knüppelbrücke wußte, die kaum tauſend Schritte weiter oberhalb von dem fürſorglichen Oberförſter als Übergang für die Elche angelegt iſt. Ein hochbeſchlagenes Alttier ertrank, das vergeblich bemüht war, an dem eisglatten ſteilen Rande eines Grabenaufwurfes hinaufzuklettern und immer wieder in das Morſcheis zurückſank. Andere wurden, ehe das Eis zum Stehen kam, im Gilgeſtrome von der ſtarken Strömung fortgeriſſen. Erſt wenn das Frühjahr eingezogen ſein, der Birkhahn balzen und der Kuckuck rufen wird, werden die bleichenden Gebeine des verunglückten Wildes den Verluſt überſehen laſſen. Und leider wird die Liſte auch von manchem guten Hirſche vermelden.

Wo der Gilgeſtrom in das Haff mündet und zur Sommerszeit bei flachem Haffſtande auf den ſeichten Uferwerdern die Pfuhlſchnepfe ſticht, rang einer der beſten Schaufler des Reviers in ſtundenlangem Verzweiflungskampfe mit dem Tode. Durch die krachenden Schollen hatte er ſich hindurchgearbeitet und die freie Waſſerbahn gewonnen, in der freilich auch noch viel Eis trieb. Aber mit Aufbietung aller ſeiner Kräfte gelang es dem Hirſche, das jenſeitige Ufer zu gewinnen, ohne allzuviel von der Strömung abgetrieben zu werden. Drüben hoffte er, den hohen Deich zu erreichen und damit in Sicherheit zu kommen. Vor ihm lagen in langer Reihe Traften, die er überklettern mußte. In mächtiger Anſtrengung warf der Hirſch ſich vorn hoch; aber der Baum, auf den er aufgreifen wollte, war losgeriſſen und rollte unter ſeinen Läufen fort. Freigekommen verſuchte es der Hirſch

Digitized by Google

M. Steckel. *Ackmenischken, November 1908.*

Zum Hochwald ziehender Elchspießer auf dem Moore.

mit dem zweiten, dritten und vierten ebenso vergebens. Endlich gelang es ihm, ein festverbundenes Floß zu finden und sich hinaufzuarbeiten. Ein Zittern überlief seinen von der Anstrengung bis zum Letzten erschöpften Körper. Wild schüttelte er die schwarze Decke mit der zottigen Mähne und dem breiten Schlackerbarte. Dann prüfte er das vor ihm lagernde Holz und schritt vorsichtig, Baum für Baum antastend, dem Ufer zu. Aber kaum hatte er die dritte Trift betreten, da rutschte ein starker, eisigglatter Baum ihm unter den Schalen fort. Der Hirsch trat durch und brach, als der schwere Baum im Wasser wieder hochschlug, den rechten Vorderlauf kurz unter dem Blatte. Lange versuchte er vergebens, den eingeklemmten gebrochenen Lauf zu befreien. Als ihm dies endlich unter grimmen Schmerzen gelungen war, humpelte er auf drei Läufen weiter. Aber kaum war er über zehn, zwölf Stämme hin, als er wieder durchtrat und nun auch den anderen Vorderlauf brach.

Diesmal waren alle Versuche zur Befreiung vergebens. Die schreckliche Fessel hielt fest bis zum letzten bitteren Ende. Ohne Klage trug der Hirsch die Pein. Er sah den Mond über den gurgelnden, grauen Schollen und den Rohrwäldern aufgehen und dann nach qualvollen Stunden hinter wild einherjagendem Gewölke verschwinden; aber kein Laut drang aus seiner Brust. Er sah die Sonne kommen und sah den trüben Tag, den sie heraufgeführt hatte, einer dunkeln Sturmnacht weichen. Immer matter ward der Blick der blutig unterlaufenen Lichter; aber keine Klage ward laut. Erst als die Sonne des zweiten Tages tiefrot über dem düstergrauen Niederwalde heraufstieg, entrang sich ein zitterndes Röcheln und dumpfes Stöhnen seiner gequälten Brust. Dann ward er still. Noch einmal hob er sterbensmüde das Haupt, und ein Blick voll namenloser Sehnsucht flog über die empörte Wasserwildnis, sein weites, schönes Reich. Dann sank er zurück, und ein letztes Zittern lief über ihn hin. Klatschend und gurgelnd brach sich die Flut in dem vom Sturme gepeitschten Rohre.

Als das gebrochene Licht des Hirsches erlosch, quorkte schon über ihm ein Kolkrabenpaar. Da lief eine mächtige Woge auf. Die hob die Triften, daß sie knirschend sich bäumten, und spülte mit ein paar losgekommenen Langhölzern den Riesen des Niederwaldes von seiner Bahre hinunter.

Niemals haben die Raben ihn gefunden. Die saugende Unterströmung riß ihn fort in Bangputys wogendes Reich. Kein Klageschrei der Laima sagt, wohin!

* *
*

Digitized by Google

M. Steckel.

Schwache Elchhirsche.

Ackmenischken, Oktober 1908.

Der schwere Irrblock war auf dem Eise des langsam fortrückenden Gletschers mit Tausenden seinesgleichen von Skandiens hohen Bergen in die weite Tiefebene Germaniens hinabgetragen. Hunderte waren auf dieser langsam fortfließenden Fahrt in grüne Spalten gestürzt, wo ewige Nacht sie bedeckte und das Eis sie zu weichem Ton zermalmte und zerrieb — er war,

M. Steckel. *Askmenischken, November 1908.*

Elchtier am Moorrande, äsend.

zwar spiegelblank geputzt und mit groben Schrammen gezeichnet, nach Jahrhunderten zerschunden unten angekullert und sank nun in weichen Kiesboden ein. Rings um ihn her floß aus smaragdgrünen, in tausend glitzernden Strahlen funkelnden, Gletschertoren das milchtrübe Eiswasser ab; und in demselben Maße als der Boden vom Eise frei wurde, tauchten die Köpfe anderer Irrblöcke hervor. Schon waren die ältesten mit Moos und Schwarzalgen bewachsen. Aber kein anderer Laut drang in die stille Himmelsruhe ihrer Eiswüste, als der Schrei des Windes und das trübe Murmeln des

Schmelzwaſſers, keine Botſchaft als das Kommen und Gehen der ſelten nur leuchtenden Sterne, die ſegelnde Fahrt der milchweißen Sonne und des bleichen Mondes, das Fallen und Steigen der Nebel und das Tropfen der Gletſcher, das die Pulsſchläge der Ewigkeit zählte. Bis eines Tages ein Vogel

M. Steckel. *Ibenhorſt, November 1908.*

Geringer Elchſchaufler, windend.

vom Sturme herauf verſchlagen ward. Er kam aus dem Tieflande des Stromes, der am Rande des Gletſchergebietes in breiter Einſenkung zum Meere hinrollte. Weite nebelbedeckte Moore bildeten ſeine Ufer, und im Unterlaufe mußte er ſich durch feſten, einſt von den Gletſchern zermahlenen und ab-

geſchwemmten Lehm hindurchwühlen, wobei mancher Findlingsblock nach langer Zeit wieder ans Tageslicht gewaſchen wurde.

Der Vogel ſchwang ſich, als der Sturm nachließ, wieder auf. Aber dann kamen mit der langſam zunehmenden Erwärmung mehr ſeiner Art und ſchließlich ihrer viele mit kreiſchendem Geſchrei. Sie bauten ihre Neſter zwiſchen den hohen Blöcken und düngten den Boden mit ihrer Loſung. Und

M. Steckel. *Ackmeningken, November 1908.*

Bett mit Loſung eines ſtarken Elchſchauflers.

ſie brachten der langſam abtrocknenden Halde bald andere Geſellſchaft mit. Auf vier Läufen zog das Rentier her, das Haupt mit vielſproſſigem mächtigem Schaufelgeweih geſchmückt. Es äſte mit Begierde die breitblättrigen Flechten an den Findlingen, und bald war die weite Mooſsteppe von Herden ſeiner Art bevölkert. Weiterhin, der immer wärmer ſcheinenden Sonne zu, ſiedelt nun Kriechholz ſich an, Krüppelkiefern und buſchige Birken, dazwiſchen Haſelſtauden und weiche Laubhölzer. Sie ſchließen ſich zu dichten Waldungen zuſammen und ſenden ihre beſcheidenen Vorpoſten immer weiter gegen Norden

15*

vor. Auf allen Blößen sprießt unter ihrem Schutze süßes Gras empor und alle Hänge der Flußufer sind mit blühenden Faulbaum- und Schneeballbüschen bedeckt.

Dort herrscht das Leben. Im kühlen Schatten lenzgrüner Birken ruht der Wildhengst dort bei seinem weidenden Rudel und wehrt mit dem Schweife kleinem Geschmeiße, das ihn umschwirrt. Im Grase neben ihm hüpfen zierliche kleine Zikaden. Draußen aber auf der grünen, im Mittagslichte der Sonne schwirrenden Steppe lagern gewaltige Herden des Riesenhirsches und des Wisent, während der starke Ur den dunklen Wald durchzieht auf Pfaden, die das rauhhaarige Mammut mit seinen kreisrund geschweiften Stoßzähnen gebrochen hat. Wo der feuchte Waldesgrund Kerfen und Schlangen birgt, bricht das starke Wildschwein den Boden, und am Ufer errichtet Meister Biber seine kunstvollen Dämme und Burgen mit der Einfahrt unter Wasser. Das büschelhaarige Nashorn grub sich am Rande des schattigen Waldes sein Bett und suhlt sich nun im dunkeln Weiher. In den Sümpfen aber und auf den Grassteppen neben Wisent und Riesenhirsch lebt das Breitstirnelch, das einsamste und scheuste von all diesem Urwilde. Ihm folgt nicht der gewaltige riesenhafte Höhlenbär, der Schrecken alles Wildes in der Runde oder die gefräßige gefleckte Höhlenhyäne. Und selten nur springt der Löwe es an, der gleich dem Bären bei Tage in dunklen Felshöhlen haust.

Nur der grimme Mensch folgt ihm und bringt es zu Falle, um dann mit Feuersteinsplittern seinen Schädel zu zertrümmern und das warme Hirn als köstliche Leckerei zu schlürfen. In wilden Horden streift dieser gefährliche Jäger durch die Gegend, nachdem er den Höhlenbären in tiefer Grube gefangen und mit Feuer getötet hatte, um alsdann seine Höhle zur eigenen Wohnstätte zu nehmen, deren Eingang er mit Feuer gegen eindringendes Raubzeug verteidigt. Die Haut des Wisent lieferte ihm schützende Decke gegen Wind und Wetter und die Hörner herrlichen Kopfschmuck. Auch den Kopf und Hals des erlegten Wildhengstes streifte er und benutzt sie als Hauptschmuck, der ihm mit der wallenden strähnigen Mähne ein seiner Wildheit entsprechendes Aussehen gibt. Das Horn des Ur gab ihm Trinkgefäß und Lockruf, die warme Decke des Breitstirnelches aber bietet ihm köstliche Lagerstatt, die zottige Mähne ein weiches Kopfkissen. Am hölzernen Spieße über dem mit Steinen umgrenzten Feuer brät der Schlegel vom Ur, Wisent, Wildpferde, Elch oder Riesenhirsch, nachdem mit dem langen und scharfen Eckzahn des Bärenkiefers die Röhrenknochen aufgeschlagen wurden und das Mark herausgeschlürft ward.

Die wundersame Kraft, die dies aufrecht schreitende furchtbarste Raubtier der Erde trotz jeglichen Mangels natürlicher Waffen allen anderen überlegen machte, war das Feuer, das der Urmensch bald völlig in seinen Dienst zwang.

Dann allmählich wich der Wald und das feuchtmilde Klima Germaniens wieder einer ſtarken Abkühlung. Das Land hob ſich langſam, aber ſtetig aus dem Meere heraus, deſſen früher buchtenreiche Küſte nun zurücktrat

M. Steckel. *Askmenischken, November 1908.*

Elchhirſch. Schaufeln vor kurzem abgeworfen.

und der Steppe Platz gab, die nur im Lenze noch ſaftiggrüne Weide bot, bald aber unter der glühenden Sonne ausdorrte. Heftige Stürme trieben den Staub in wilden Wolken dahin und lagerten ihn ſchichtweiſe ab über Gras und Geſträuch, das in der Dürre nun verdurſtet und verdorrt. Noch

Digitized by Google

immer leben auf dieser Steppe neben zahlreichen Nagetieren und Stelzvögeln die Rudel der Wildpferde und des Wildrindes. Aus den Wäldern wechselt noch immer das Mammut und das wollhaarige Nashorn über die graue Einöde, die zur Frühsommerszeit auch von Heuschreckenschwärmen abgegrast wird. Und noch immer durchschweifen Jägerhorden vom sicheren Schutze ihrer Höhlen aus das weite Land, um das Ren- und das Breitstirnelch auf der Moossteppe, den Ur und den Wildhengst am Waldesrande auf ihren Wechseln in sorgfältig verdeckte Fallgruben zu treiben. Aber sie sind von anderer und herrlicherer Art als die von ihnen besiegten und vertriebenen Horden. Sie sind gleichfalls langköpfig, aber von höherem Wuchse und edlerer Gesichtsbildung. Sie leben im Sommer in Zelten, die aus den Häuten des Großwildes verfertigt wurden, im Winter kehren sie in die Höhlen der vertriebenen Horden oder Erschlagenen zurück. Neben dem Wildbret dienen ihnen Karpfen und Barsche, die sie zu greifen verstehen, zur Speise; wilde Früchte und würzige Kräuter sind ihre Zuspeise, und aus dem Trinkbecher, den die Dickschädel des Breitstirnelches und Renntieres oder das Horn des Ur ihnen liefern, wird das schäumende Blut frischerlegten Wildes getrunken.

Und als die Vereisung weiter fortschreitet, als die Grassteppen verschwinden und die eintönige Kälte nur noch Flechten, Moos und geringes Zwergkraut duldet, dazwischen höchstens Birke und Kiefer von kümmerndem Wuchse sich scheu und verzagt ducken, als der Sand weithin alles überlagert und verweht, an seinen Grenzen aber die unübersehbaren Moossümpfe und Seen sich hindehnen, die von abschmelzenden Gletscherwässern gespeist werden, als die wilden Rudel hungriger Wölfe zugleich mit Bär und Vielfraß dem Menschen die Beute streitig machen, da ergreift von den freigebliebenen Teilen Nordeuropas eine aus höheren Breiten vom Eise vertriebene blondhaarige Horde Besitz, die schon aus ihrer nordischen Heimat hohe Anlagen mitbringt. Aus ihren blauen Augen sprüht ein anderes Feuer, als die äußerliche Flamme, die der wollschädelige Urmensch zuerst zu entfachen verstand: den furchtbar kühnen Blick dieses überlegenen Jägervolkes fürchtet der Riesenbär ebenso wie der grimme Löwe. Und der Mensch erkennt mit seinem Scharfsinne, was ihm an Stein, Holz und Knochen zu täglichem Werkzeuge und scharfem Gewaffen dient. Im Kampfe gegen die Tierwelt, deren Riesen er zu seiner Nahrung erschlägt, aber auch im Kampfe mit Genossen minderen Wertes, den er zur Verteidigung seiner Plätze führte, stärkte sich sein Scharfsinn; und die Freude an der Jagd wurde die gewaltigste Leidenschaft seiner Art, die unausrottbar in seinen Nachkommen nachzittert, zugleich aber die Quelle seiner geistigen Kraft. In Not und Gefahr der letzten Eiszeit, im wilden Ringen um das Dasein mit Wetter und Wogen hebt sich dieser zuletzt aus dem Norden, dem Schöpfungsherde des Menschengeschlechtes, nachgerückte Mensch in harter Auslese zur Höhe geistiger

Digitized by Google

M. Steckel.

Skirwith, November 1908.

Ziehendes Elchtier.

Eigenſchaften empor, für die es hinfort keinen Stillſtand mehr gibt und die den ſchöpferiſchen Geiſt der nordeuropäiſchen Raſſe von Erfindung zu Erfindung, von Entdeckung zu Entdeckung treibt — bis zur ſchwierigſten aller Entdeckungen, der Entſchleierung des großen Geheimniſſes ſeiner eigenen Art.

Unzertrennlich iſt dies mit der Frage nach der Urheimat des einzigen Wildes verknüpft, das aus jener Zeit uns geblieben iſt: des Elches! Von keinem einzigen der großen Säuger der Steppenzeit, deren letzte Ausläufer mit oder neben dem Menſchen ſich über die Erde verbreitet haben, kennen wir die Urheimat: nicht vom Mammut und Nashorn, nicht vom Löwen und Bären, nicht von unſeren heutigen Haustieren, Pferd, Rind, Hund, Schaf und Schwein. Aber keins von dieſen berührt uns in dieſer Hinſicht ſo unmittelbar wie das Elch, das allein in ſeiner eiszeitlichen Urform uns überkommen iſt.

Soviel Fragen, ſoviel Welträtſel! Stammt unſer heutiges Elch von dem Breitſtirnelche, wie wir ſelbſt von den vermutlich ſchon blauäugigen und lichthaarigen Jägern der Eiszeit, deren Reſte bei Cro-Magnon in einer Höhle an der Vezère entdeckt wurden? Oder iſt das Breitſtirnelch ausgeſtorben und müſſen wir unſer heutiges Elch als Einwanderer aus Aſien, wohl gar aus Amerika betrachten? Sollen wir annehmen, daß ſeine Heimat unter Meereswogen oder in einem von ewigem Eiſe begrabenen nordiſchen Lande zu ſuchen ſei?

Die Funde gaben uns bisher keine Antwort auf dieſe oberſte Frage nach dem Woher! Auch hier heißt es: wir wiſſen Nichts. Aber die Antwort iſt nicht auf ewig hoffnungslos verloren. Die Nordſee und das Atlantiſche Weltmeer, deſſen Untiefen uns von der Zeit erzählen, da England, Irland, Grönland keine Inſeln waren, ſondern Europa mit Nordamerika verbanden, werden nicht ewig unſerem Forſchen ſtumm bleiben; auch der ewige Eisboden der ſibiriſchen Tundra und die Höhlen des Altai werden nicht ewig ihre Geheimniſſe uns verbergen. Aber ob der Hochnorden des aſiatiſchen und europäiſchen Rußlands uns jemals Beweiſe dafür liefern wird, daß dort die Urheimat des Elches zu ſuchen ſei, erſcheint fraglich, obgleich nachweislich zwiſchen der Haupteiszeit und der letzten Eiszeit die Waldgrenze ſich bis zum heutigen Eismeere ausdehnte. Auch dort lebten damals Mammute und büſchelhaarige Nashörner, deren gefrorene Leichen an den Ufern von Flüſſen und Seen aus dem eiſigen Boden aufgetaucht ſind und zwar in einem Zuſtande, der die genaueſte Unterſuchung geſtattete. Aber man hat dort bis jetzt keine Elchreſte gefunden. Und ſolange nicht durch ernſthafte Nachforſchung, an der es bis jetzt gefehlt hat, doch noch ſolche Reſte zutage gefördert werden, wird man die Vermutung nicht von der Hand weiſen dürfen, daß das Elch im europäiſchen und aſiatiſchen Rußland erſt nach der letzten Eiszeit allmählich eingewandert iſt.

Digitized by Google

Denn die lange Zeit zahlreiche Gelehrten beschäftigende Annahme, daß das Elch erst ein Schöpfungsergebnis der Überschwemmungszeit, sog. Diluvialzeit sei, kann wohl nach dem heutigen Stande der Forschung ausgeschaltet werden. Das plötzliche Auftauchen so riesenhaften Wildes, wie das Elch es ist, als Ersatz anderer untergegangener Arten erscheint von vornherein undenkbar. Und mit Recht hat der russische Akademiker Joh. Fr. Brandt schon 1870*) darauf hingewiesen, daß ein bereits so rauhes Klima, wie es zur Überschwemmungszeit herrschte, eine so große Tierform nicht habe bilden können, daß diese vielmehr unter günstigeren Bedingungen sich entwickeln mußte. Da das Elch aber sich durch seinen eigentümlichen Bau**) und seine Lebensweise gleich dem Rentiere als eine ausgeprägt nordische Urform der Hirsche kennzeichnet, so wird man eine Umformung wesentlicher Art bei ihm als ausgeschlossen betrachten und annehmen müssen, daß es gleich dem Mammut, Nashorn, Ur, Wisent und Riesenhirsche zur wärmsten Miozänzeit seine Form gewonnen und diese dann in der rauhen Eiszeit auf den Randmooren der Gletscher so sehr gefestigt hat, daß alle Wanderungen, zu denen es durch Klimawechsel gezwungen wurde, ihm die Einheitlichkeit dieser Form nicht mehr zu beeinträchtigen vermochten.

In dieser Auffassung wird man besonders bestärkt durch die von O. Heer nachgewiesene Übereinstimmung der hochnordischen, insbesondere der Spitzbergener, Isländer und Grönländer Pflanzenwelt mit derjenigen in den heutigen Heimatländern des Elches! Alle für die jetzige Umgebung des Elches so bezeichnenden Pflanzen, wie Schachtelhalme, Espe, Eberesche, Weiden, Krüppelkiefer, Zitterpappeln u. a. m. finden sich auch schon in der ausgestorbenen hochnordischen Pflanzenwelt. Wirft man nun einen Blick auf die Karte der Meerestiefen, so wird man leicht erkennen, daß das in der Nordsee noch nicht völlig verschwundene Land das europäische Festland über Groß-

*) Memoires de l'Académie Impériale des Sciences de St. Petersbaurg VIIe Série. Tome XVI, Nr. 5.

**) Die äußerlichen Merkmale, durch die sich das Elch van den sanftigen echten Hirschen unterscheidet, sind: 1. plumpere und gedrungenere Farm, 2. der sehr hahe Widerist, 3. der unverhältnismäßig große Kopf, 4. die dicke, fast viereckige, über die Unterlippe hervarragende Oberlippe, die mit Ausnahme des dreieckigen Mittelteiles stark behaart ist, 5. sehr graße Nasenlöcher, 6. das gänzliche Fehlen der Eckzähne, 7. die breite in der Mitte vertiefte Stirn, 8. die kleinen sehr hoch sitzenden Lichter, 9. die kleinen Tränengruben, 10. der Kehlsack oder Bart, 11. die über der Mitte des Griffelbeinrestes befindliche etwa 3 cm lange äußere Haarbürste, mit entsprechenden Drüsen. Außer dieser besitzt das Elch an den Innenseiten der Sprunggelenke auch die etwa 8 cm lange Fersenbürste, 12. der Hirsch trägt Schaufeln von besonderer Form, 13. das Kalb ist ungefleckt. Van den Edelhirschen unterscheidet sich das Elch nach besanders dadurch, daß es die Griffeldeinreste nur unten hat.
D. Verf.

britannien, die Far-Oer, Island, Grönland und Baffinsland hinweg mit Nordamerika verbunden haben muß. Und in allen diesen Ländern findet sich, soweit sie nicht unter dem Einflusse der Vereisung ausgestorben ist, ein breiter Gürtel der alttertiären Pflanzenwelt, die nur zu einer Zeit des Zusammenhanges sich weiter verbreitet haben kann.*)

Unwillkürlich wendet sich unser Blick, einmal in diese Richtung gelenkt, den neuesten Forschungen der Anthropologen zu, die das Ursprungsland des weißen Menschen im alten Nordlande der „Arktogäa" suchen; insbesondere Dr. Ludwig Wilsers ergreifender Untersuchung über „die Germanen". **)

Aber eher wir dieser lockenden Spur folgen, die ins Land der sagenhaften „äußersten Thule" führt, müssen wir einen Blick auf die bisherigen Funde von Elchresten werfen und zunächst andere Auffassungen nach Gebühr und ohne Voreingenommenheit würdigen.

Die Zahl der Funde ist durchaus nicht gering und weist ein ungeheures Verbreitungsgebiet des Elches nach. Indessen gehören weitaus die meisten Funde geschichtlicher Zeit an. In der neuen Welt ist das Elch unter dem Einflusse der letzten Eiszeit Standwild gewesen noch südlich des 40. Breitengrades, der Neuyork mit San Franzisko verbindet. Selbst in Virginien und Kentucky hat es gelebt. Zahlreiche Namen, wie der Moossee und Moosestrom sprechen von seiner noch in frischer Menschenerinnerung stehenden Geschichte im Staate Neuyork.

In der alten Welt reicht der Gürtel seiner Verbreitung in Ostasien vom 40. bis 70. Breitengrade***), in Westsibirien vom Altai bis zu der gleichen Höhe, in Europa von den nördlichen Grenzen der Mittelmeertierwelt bis zum Polarkreise.

Durchweg läßt das starke Vorkommen von fossilen Elchgeweihen im südlichen Teile dieses Verbreitungsgebietes und das ebenso starke Vorkommen von Funden aus geschichtlicher Zeit im nördlicheren Teile den Schluß zu, daß nach dem Ablaufen der Überschwemmungszeitfluten mit der dann beginnenden neuen Erwärmung das Elch aus seinen südlichen Gebieten sich wieder dem Norden zugewandt hat. So kommt es, daß es in

*) Dr. Osw. Heer: Flora fossilis arctica. Zürich bei Schultheß, 1868.

**) Thüringische Verlagsanstalt. Eisenach und Leipzig.

***) Aus dieser Begrenzung darf wohl mit ziemlicher Sicherheit gefolgert werden, daß es unzulässig war, das Siwatier, dessen Reste am Fuße des Himalaya im Siwa-Lande gefunden wurden, als Stammvater des Elches und gleichzeitig der Giraffe zu bezeichnen, wie ältere Schriftsteller getan haben. Das Geweih des Siwatieres zeigt ein Bündel von Sprossen, und sein Knochenbau hat Ähnlichkeit mit dem des Elches. Aber es stellt zweifellos eine sehr frühzeitig nach Süden gewanderte Unterfamilie der Geweihträger dar, die den Hirschen nur entfernt verwandt ist und eine selbständige Stellung einnimmt. D. Verf.

fossilen Resten gefunden wird: in Frankreich, der Schweiz, Tirol, im Salzkammergute zusammen mit Wisenthörnern, im Schwemmlande des Po und der Lombardei, in Ungarn und der Türkei. Südlich der Pyrenäen und des Balkan, sowie in Mittelitalien, also im Gebiete der Mittelmeertierwelt fehlt es. Dagegen finden sich Reste aus geschichtlicher Zeit in England, wo auch noch zahlreiche Ortsnamen das Wort Elk enthalten, sowie in Irland,

M. Steckel — Ackmenischken, November 1908.

Starker Elchhirsch (Schaufeln eben abgeworfen) in Fichtenunterwuchs inmitten des Hochwaldes, bei der Äsung gestört.

Holland, Mecklenburg, Pommern und Mitteldeutschland. In Rußland ist das gleiche zu beobachten: im heutigen Verbreitungsgebiete des Elches fehlt es an fossilen Funden, während diese in den früheren Elchgebieten häufig sind. Doch steht das Elch immer noch ziemlich weit südlich: sogar in den Schilfmooren am Kuban, also auf gleicher Höhe wie in seinem ehemaligen oberitalienischen Wohngebiete, was sich aus dem festländischen Klima Rußlands hinreichend erklärt. Andererseits ist bis jetzt noch nicht als erwiesen zu betrachten, daß das Elch zur Tertiärzeit im hohen Norden

Digitized by Google

am heutigen Eismeere in den Wäldern gefehlt habe. Das bisherige Fehlen jeglicher Funde von Elchschaufeln in diesem Gebiete kann ja recht wohl aus mancherlei russischen Eigentümlichkeiten erklärt werden: insbesondere dadurch, daß man etwaige fossile Reste als die von Elchen der lebenden Art angesprochen und gleichgültig fortgeworfen hat. F. Schmidt hat bei seiner hochnordischen Mammutexpedition ein noch von der Hornscheide bedecktes Horn des Wisent gefunden, der so häufig als Landgenosse des Elches auftritt. Aber das Horn kann eben auch aus geschichtlicher Zeit stammen und bewiese dann nichts für die Zwischeneiszeit.

Die sämtlichen russischen und südeuropäischen, irländischen und süddeutschen fossilen Funde rührten nun aber alle, wie Joh. Fr. Brandt a. a. O. S. 21 ff. unter Vergleich der Schaufeln überzeugend nachgewiesen hat, von Elchen her, die mit den lebenden durchaus übereinstimmen. Selbst H. v. Meyers seinerzeit vielberühmter Alces fossilis ließ sich nach dieser Untersuchung als besondere Art nicht aufrecht erhalten, da selbst das stärkste Beispielgeweih sich bei geringer Sonderung des Augensprosses und starker Breitenentwicklung von den guten derartigen Schaufeln der Gegenwart nicht unterscheidet. Insbesondere sind die Tragstangen dieses Geweihes genau so kurz wie bei allen heutigen Elchen! Ebenso ist die Unhaltbarkeit der Spielarten erwiesen, die von Pusch, Pictet u. a. als Alces leptocephalus, A. savinus, A. resupinatus oder A. fellinus bezeichnet werden.

Dagegen fand Scott im amerikanischen Pliozän das nach ihm benannte Hirschelch, das als eine ausgestorbene Art gilt. Das Geweih steht im Gestänge weit vom Schädel ab, ehe es die Schaufelbildung beginnt, die in einer zwiewandigen Krone gipfelt. Es stellt eine Übergangsform zwischen Elch und Riesenhirsch dar.

Eine gute Art zeigt der Schädel des Breitstirnelches, das zuerst von Johnson im Pliozän von Norfolk und dann mehrfach auch in Deutschland gefunden wurde. Der beste Fund lag unweit Wiesbaden über dem Taunusschotter bei Knochenresten von Mammut, Nashorn, Wildpferd und Biber. Der eine, ziemlich vollständig erhaltene Schädel, jetzt im Mainzer Museum, zeigt eine Breite des Stirnbeines von 27 cm und an der Stirnwulst eine Dicke der Schädeldecke von 5 cm. Das Geweih zeigt kreisrunde Tragstangen, die über den Rosen einen Umfang von 27 cm und von den Rosen bis zu den Schaufeln die auffallende Länge von 50 cm haben. Die Auslage beträgt 2,50 m, also etwa 50 cm mehr als die des stärksten heutigen Elchgeweihes von der Kenai-Halbinsel. Dem entspricht die Stärke und Länge der gefundenen Knochen, die das Breitstirnelch als würdiges Seitenstück zu seinem Zeitgenossen, dem Riesenhirsche, und gleich diesem als Bewohner der weiten offenen Moore und Eiszeitsteppen erscheinen lassen, als den wir es kennen gelernt haben.

Gemeiniglich wird dies Rieſenwild als ausgeſtorben bezeichnet. Es gibt aber eigentlich keinen rechten Grund hierfür. Denn ebenſowohl kann man annehmen, daß es ſich dem veränderten Klima angepaßt hat und aus einem Bewohner der offenen Steppe ein Waldwild geworden iſt. Als die Grasſteppe verſchwand, die Mammut und Nashorn zur Weide gedient hatte, äſte das Breitſtirnelch gleich dem Rentiere die Flechten der Moorſteppe. Und als dann nach dem Verſchwinden der Eiszeit die Föhre vordrang und als

M. Steckel. *Skirwith, November 1908.*

Elchtier und Kalb bei der Weidenäſung.

dieſer langſam der hochſtämmige Wald nachfolgte und geſchloſſene Beſtände von Birken und Kiefern aufkamen, wurde naturgemäß auch das Geweih des Breitſtirnelches kürzer und gedrungener. Dieſer Vorgang entſpräche dem beim Löwen und Bären, die gleichfalls etwas kleiner geworden ſind, als ihre foſſilen Vorläufer Höhlenbär und Höhlenlöwe. Wenn dieſe Annahme gerechtfertigt wäre, ſo müßte man die hochnordiſchen Gebiete der Tertiärzeit, das Umland von Grönland, Island und England als Urheimat des Elches, die norddeutſche Tiefebene aber als ſeine Heimat nach der Überſchwemmungszeit

annehmen. Aus seiner hochnordischen Heimat hätte das Elch sich dann auch über Amerika verbreitet; das dortige Moostier unterscheidet sich ja von unserem altweltlichen Wilde nur durch größere Schwere, stellt aber sonst durchaus die gleiche Art dar. Aus Amerika wäre es alsdann nach Asien, vielleicht aber aus Norddeutschland nach Skandinavien und Rußland gelangt, wo es nie seine Urheimat gehabt zu haben scheint.

Diese Annahme würde allerdings den bisherigen Auffassungen widersprechen; aber sie würde sich auf starke Gründe stützen, während für die asiatische Urheimat eigentlich nichts spricht als der ganz haltlose Hinweis auf das zahlreiche Vorkommen von Elchen in der Gegenwart und allerjüngsten Vergangenheit! Sehr auffallend ist übrigens, daß keine einzige litauische daina oder Sage sich mit dem Elche beschäftigt, obwohl die dainos auf dem Grunde der alten Göttersage beruhen. Hält man dem gegenüber, daß auf Grund alter Göttersagen im deutschen Nibelungenliede noch die Kindheitserinnerungen der Germanen an das Elch als Zeitgenossen des „ungefuegen lewen" nachklingen, so scheint das Fehlen des Elches in dem ältesten litauischen Volksbewußtsein zu bestätigen, daß das Elch dort seine Urheimat nicht gehabt hat.

In die von dem Weltmeere überflutete Urheimat unseres Wildes wird nie eines Menschen Fuß dringen, es wäre denn der des Tauchers in schwerer Rüstung. Aber die Nachkommen des Jägervolkes, das einst mit dem Urelche aus den Breiten seines Werdelandes nach den Gefilden Germaniens herabdrang, werden nicht ruhen und rasten, ehe sie das große Rätsel der Lage des alten Sagenlandes gelöst haben. Wie sie die Luft erobert haben, werden sie der Tiefe ihre Geheimnisse entlocken. Denn die alte versunkene Thule ist das Land ihrer eigenen Sehnsucht, die Heimat ihrer eigenen, immer fester die Erde umspannenden und beherrschenden Eiszeitrasse!

Heutige Verbreitung. — Die preußischen Elche.

Wie wenig wir vom Elche noch wissen, beweisen am besten die seltsamen Urteile, die noch immer über die geistigen Fähigkeiten dieses Wildes gefällt werden, die selbst A. Brehm in seinem „Tierleben" als „dem plumpen und dummen Aussehen des Elches entsprechend" bezeichnete. Wer nur ein einziges Mal in das listige, in der Erregung tückischwilde Licht eines Elches geblickt hat; wer nur ein einziges Mal ihm durch das hohe Röhricht oder Kunigundenkraut Ostpreußens oder die Birkenbüsche des niederkanadischen Moores nachgebirscht ist und die ungewöhnliche Vorsicht eines geräuschlos wie ein Fuchs sich davonstehlenden alten Hirsches beobachtet oder mit erlebt hat, wie er sich durch die Treiberkette zu drücken versteht; wer sah, wie er sich zur Wahrung seines

M. Steckel. *Skirwith, November 1908.*

Elchtier und Kalb im Birkendickicht; rechts abgebrochene Birke, beim Äsen abgeknickt.

Wohlbefindens ſtets den richtigen Platz wählt; wer die Widergänge feſtſtellte, die er zur Verheimlichung ſeines Bettes, abſtehend von ſeiner Fährte zu machen liebt; wer ihn auf der Flucht im Waſſer zur Täuſchung ſeiner Verfolger kurze Bögen ſchlagen ſah oder feſtſtellte, wie das Rudel nach Art der Wölfe in der Fährte des Leittieres ſchnürte: der wird mit Recht das Elch zu den umſichtigſten und ſchärfſten Denkern der Tierwelt rechnen und ſchon hieraus verſtehen, warum dies Wild ſich in unſere Zeit hinübergerettet hat, während ſeine Gefährten aus der Vorzeit verſchwunden ſind. Deshalb iſt auch die landläufige Auffaſſung nur bedingungsweiſe zutreffend: das Elch rage als ein unrettbares Stück Urwelt in unſere Zeit hinein, die in ihrer Überkultur keinen Platz für es laſſen und es zwingen werde, den Weg des Mammuts, Rieſenhirſches, nordiſchen Nashornes, des Urſtiers und anderer Urbewohner unſerer Breiten zu gehen. Das findet zwar in der urwüchſigen und abenteuerlich anmutenden Erſcheinung des Elches eine ſehr ſtarke Unterſtützung, iſt aber doch nur eine Fabel, kaum beſſer als jene des ſonſt ſo nüchtern beobachtenden Cäſar, der

behauptete, das Elch habe keine Kniegelenke, könne sich infolgedessen nicht niedertun und sei gezwungen, sich im Schlafe an Germaniens Bäume zu lehnen; pfiffige Jäger sägten deshalb diese Schlafbäume an, um die dann mit den Bäumen umfallenden Elche zu fangen.*) Tatsächlich verdankt das Elch seine Erhaltung bis auf diesen Tag einer ganz einzig dastehenden Anpassungsfähigkeit. Es ist ein Irrtum, das Elch ausschließlich als Sumpfwaldbewohner zu bezeichnen. Wenn auch seine hohen, weitspreizenden Läufe und der Bau seiner Schalen es vorzüglich zum Betreten der Moore befähigen, so liebt es doch, namentlich zur Winterszeit, sehr die trockenen Kiefernwaldungen mit Wacholderunterwuchs und eingesprenkelten Brüchern. Bei zusagender Äsung steht es aber auch im Hochgebirge: auf Norwegens ewigfeuchten Hochfeldern und Geröllhalden, auf den schluchtreichen Bergen des sibirischen Waldes und in den Felsengebirgen Nordamerikas, wo es bis zur Höhe von 3000 Metern hinaufzieht. Es erträgt die flimmernde Sommerglut der sibirischen Moossteppe ebensogut als die furchtbare Kälte von Alaska und fühlt sich auf dem Sande der kurischen Nehrung ebenso wohl als in den grundlosen Rohrwaldungen am Helena-Werder an der Mündung des Skirwith. Diese Vielseitigkeit unseres Wildes ist um so erstaunlicher, als es sich dabei, von der größeren oder geringeren Stärke der Schaufeln und des Körpergewichtes abgesehen, in Form und Zeichnung, sowie in der Lebensweise durchweg die gleiche Erscheinung bewahrt hat. Kein einziger Hirsch, kein Rind, keine Antilope hat ein so gewaltiges Gebiet der Erde in Besitz genommen wie das Elch. Und gerade weil wir in ihm neben dem Wisent die vorsintflutlichste Erscheinung in der Tierwelt unserer Heimat erkennen, ist es nötig, auf diese beispiellose Anpassungsfähigkeit des Elches und auf die wirklichen Gründe, die zu der Verschiebung seiner Wohnsitze geführt haben, einen prüfenden Blick zu werfen.

Als mit dem Verlaufe der Schwemmzeit das Wetter im Norden der alten und der neuen Welt wieder wärmer wurde, verließ das Elch die südlichen Gebiete. Daher wir seine Reste dort nur in Erdschichten aus vorgeschichtlicher Zeit finden, während die nördlichen Funde meistens aus der Jetztzeit, im geologischen Sinne, stammen. Bei solcher Unterscheidung zwischen vorgeschichtlichen und geschichtlichen Funden zeigt sich, daß das amerikanische Elch, dessen Schädel nach zuverlässigen Messungen keine wesentlichen Unterschiede von dem des Elches der alten Welt erkennen läßt, und das daher trotz seiner größeren Körperschwere und dunkleren Färbung höchstens als geographische Spielart, nicht aber als besondere Unterart angesprochen werden darf, ehemals seine Heimat hatte bis südlich des 40. Breitengrades, der Neuyork und San

*) De bello gallico. Lip. VI. Cap. 27. — Welcher übermütige Sohn des Harzes mag dem Römer diesen Hauptbären aufgebunden haben! D. Verf.

Digitized by Google

M. Steckel. *Skirwith, November 1908.*

Elchtier und Kalb, äsend.

Franzisko nahezu berührt. Allmählich zog es sich nordwärts; denn die Funde von Kentucki und Virginien ruhen auch noch in älteren Schichten. Dagegen beweisen sowohl die Funde als zahlreiche Namen wie „Moose-See" und „Moose-Fluß", daß das Elch im Staate Neuyork erst nach der Ansiedelung der Pilgerväter verschwunden ist. Im Norden dieses Staates hielt es sich sogar bis vor einem Menschenalter, namentlich in den unzugänglichen Wäldern von Essex, Hamilton, Herkimer, Franklin und Warren.

Wie die Büffel ist auch das Elch nicht von dem Indianer verdrängt, trotzdem dieser jetzt, mit der besten Winchesterbüchse ausgerüstet, mehr schießt wie früher. Auch die Fallensteller tun dem Elche keinen allzugroßen Abbruch; sie haben zuviel mit ihren Fallen zu tun und schießen nur, was sie zur Nahrung gebrauchen. Die Herrenjäger schießen, auch in Kanada, wo nicht wie in den Vereinigten Staaten eine Beschränkung der Stückzahl herrscht, doch nur starke Hirsche und schonen das Wild. Aber seit der Strom der Goldsucher sich über das ganze Yukongebiet ergossen hat, bildet sich dort eine Bande von gewerbsmäßigen Fleischschießern heraus, denen jedes Tier oder Schaf so lieb ist wie

der ſtarke Hirſch oder Bergwidder. Nach Mitteilungen, die der bekannte Afrikajäger Selous in ſeinem Werke „Recent hunting trips in British North-America“ gibt, ſind im Winter 1903/1904 von ſolchen Fleiſchjägern 1500 Stück Karibu am oberen Klondyke geſchoſſen und hartgefroren auf Schlitten nach dem 180 engliſche Meilen weit entfernten Dawſon-City gebracht. Im Herbſte 1904 ſchoſſen einige ſolcher Raubſchützen am Mc Millan-Fluſſe, wo Selous jagte, wahre Mengen von Elchen, die ſie auf Flößen nach Dawſon hinabbrachten, wo ihnen dreißig Cents für das Pfund gezahlt wurden, ſo daß jedes Elch ihnen 20—25 Pfd. St. einbrachte. Aber ſchließlich beſchränkt ſich dies doch auf verhältnismäßig enge Gebiete. Und noch immer gibt es auch in Britiſch Nordamerika weite Strecken, wo Karibu, Elch, Bergſchaf und Bär vor derartigen Schießern ſicher und ſelten nur durch einen Indianer gefährdet ſind.

In der alten Welt konnte das Elch ſich ſchon aus Witterungsgründen länger im Oſten mit ſeinem feſtländiſchen Wetter halten, als im Weſten mit ſeinem von den Meeresküſten ſo ſtark erwärmten Wetter. Daher in den Sümpfen des Kuban im Küſtengebiete des Aſowſchen Meeres das Elch heute noch lebt, während unter dem gleichen 45. Breitengrade in der Lombardei ſeine Reſte nur im Pliozän noch gefunden werden. Daher Cäſar erſt von den Germanen unſer Wild kennen lernte, von deſſen vorzeitlichem Daſein in Italien ihm freilich keine Kunde geblieben ſein konnte. Deshalb müſſen wir, wenn vom heutigen Elche geſprochen wird, die foſſilen Reſte zunächſt außer Betracht laſſen, die ſich im Schwemmlande des Po und der Lombardei, in der Schweiz, in Tirol, im Salzkammergute, dort neben Wiſenthörnern, in Ungarn und der Türkei finden. Dagegen beweiſen in Irland und England zahlreiche Funde in jungen Mooren und das Vorkommen zahlreicher Namen, die das Wort „elk“ enthalten, daß unſer Wild dort noch nicht allzulange verſchwunden iſt.

In Rußland fällt ſein wechſelndes Schickſal weſentlich zuſammen mit dem des Waldes. Wie dieſer iſt es mit der nach der Schwemmzeit wieder beginnenden Erwärmung langſam gegen Norden vorgedrungen; wie dieſer iſt es aus weiten Gebieten durch den Schachergeiſt der Waldverwüſter verdrängt worden. Während dies Zurückweichen allmählich erfolgt, haben die großen Waldbrände in Sibirien oft wahre Völkerwanderungen von verdrängten Elchen zur Folge gehabt. Immerhin kommt das Elch heute noch häufig vor in den Uralgebieten und den nördlichen Regierungsbezirken, beſonders in Archangel, Wologda und Petersburg, aber auch in Wilna, Grodno, Minsk und Niſchny-Nowgorod. In Sibirien hauptſächlich in den nördlichen Waldgebieten. In den Oſtſeegebieten haben die Waldbrüder zur Zeit der Revolution ihrem Namen durch das Niederbrennen alter Schlöſſer kaum mehr Ehre gemacht als durch das Niedermetzeln der Elche. Kurland hat darunter ſehr gelitten und beherbergt nach Angabe des Freiherrn E. v. Kapherr heute höchſtens noch 150

bis 200 Stück. Beſſer ſteht es noch in Livland und namentlich in Eſthland. Finnland hat ſich mit ſeinem Elchſchongeſetze einen Ruhmestitel erworben, und auch Norwegen hat mit der Verſchärfung ſeines Schongeſetzes dem ſtolzen Wilde eine gewiſſe Bürgſchaft ferneren Verbleibens geboten. Schweden hat ſich in ſeinen königlichen Revieren und auch in großen Guts- und Hüttenwerkswaldungen einen guten Elchſtand erhalten, namentlich in Norbotten, in Geſtrikland und Dalekarlien und in Upland.

M. Steckel. *Ibenhorſt, Oktober 1908.*

Im Elchrevier: Birſch im Niederwaldröhricht.

Leider entwickelt ſich nach norwegiſchem Vorbilde auch in Rußland neuerdings das Gewerbe der Elchabſchuß-Makler neben dem Handel mit Bärenlagern in immer unerquicklicherer Weiſe; und was Wetter und Eiſenbahn nicht bewirkt haben, wird bald genug auch dort die Schießerei der Losgelaſſenen bewirken, ſobald dieſe die Wirkung und Handhabung weittragender Büchſen kennen gelernt haben werden. Unglücklicherweiſe iſt in Sibirien und dem öſtlichen Teile des europäiſchen Rußland, z. B. im Permſchen Regierungsbezirke den Eingebornen eine ebenſo unbegrenzte wie ungerechtfertigte Jagdfreiheit

16*

erlaubt. Es ist dadurch ein Jagdgesindel herangewachsen, dem jedes Mittel zur Vertilgung der Elche recht ist. Nach Angabe von L. Sabanejew wurden im Jahre 1872 im Permschen Bezirke jährlich 1500 bis 3000 Elche erlegt, seit den neunziger Jahren aber nur noch wenig über 200 Stück. Ähnlich liegt es in den Bezirken Archangel, Wologda, Olonetz, Wjätka und Kostroma, wo gleichfalls die Eingeborenen von jeder Jagdsteuer befreit sind.

Gegen die Schießwut dieser Jagdschinder und jene der von der Jagd lebenden Sträflinge in Sibirien sollte die russische Regierung gesetzliche Bürgschaften schaffen, ehe es zu spät sein wird! Aber es besteht geringe Hoffnung, daß die russische Gesellschaft sich zu der Höhe weidmännischer Auffassung hindurchringen wird, die allein die Regierung zu einem wirkungsvollen Schutze bestimmen könnte.

Ganz und gar anders liegen die Dinge in den baltischen Landschaften, wo ein seiner hohen Pflichten sich vollauf bewußter Adel für die Vertiefung weidmännischen Geistes mit deutscher Treue gesorgt hat. Aber eben darum wurde dort längst erkannt, daß das weitgehende jagdliche Gastrecht, die sogenannte „fliegende Jagd", nach der jeder kurländische Edelmann jagen durfte, „soweit die Erde rund und der Himmel blau ist", mit größerer Zurückhaltung ausgeübt werden müsse, wenn das Elch nicht in Kurland gleich den Krebsen verschwinden solle. Mit Fug und Recht ist jenes alte Gesetz seit einem Jahrzehnt aufgehoben. Die Zeiten sind leider auch für die schönen Ostseegebiete vorüber, da man jagdlich unaufhörlich aus dem Vollen schöpfen konnte. Der fortgesetzte Abschuß der starken Hirsche hat naturgemäß zu einem bedauerlichen Rückgange der Geweihbildung geführt.

Trotz alledem darf man ganz zuversichtlich hoffen, daß auch in Rußland das Elch die Zeit überdauern wird, die notwendig erscheint, um das russische Volk in seinen weidmännischen Anschauungen soweit zu heben, wie die Wildwesterner in Amerika gehoben sind. Der Waldbruder mit der rauchschwachen Büchse wird dem Elche nicht gefährlicher werden, als der mit Feuerwaffen ausgerüstete Indianer oder Grenzer ihm geworden waren.

Denn da etwa zwei Millionen Quadratkilometer Wald das europäische und etwa zwölf Millionen das asiatische Rußland bedecken, die meist in ursprünglicher Weise wachsen, so sind für das Elch dort die natürlichen Lebensbedingungen doch noch immer recht gute. Martinson schätzt in seinem Werke über das Elch denn auch den gegenwärtigen Gesamtbestand in ganz Rußland noch immer auf mindestens zwei Millionen Stück. Dazu kommt nun, daß das Elch außerordentlich wertvolle Eigenschaften besitzt, um den Kampf mit der im Vollbesitze der technischen Vollkommenheit trunkenen Roheit zu überstehen. Zunächst ist seine Vermehrung bei fast jährlich zwei, oft drei Kälbern eine recht gute. Dann lebt es nicht in so starken Rudeln wie der Edelhirsch oder gar in Herden, wie das Ren. Es steht meistens in kleinen

Digitized by Google

Trupps: ein Alttier mit ſeinen diesjährigen Kälbern und den Schmaltieren vom vorigen Jahre, daneben allenfalls ein Gelttier oder ein geringer Hirſch. Die ſtarken Hirſche führen nicht, wie die Rothirſche, zur Winterszeit und Frühjahrszeit Beihirſche bei ſich, ſondern ſtehn jahraus, jahrein allein, bis die

M. Stockel. *Ibenhorst, Oktober 1908.*

Elchwechſel im Röhricht des Niederwaldes.

Brunſt ſie alle auf den Plan ruft. Der brunftende Elchhirſch wandert nicht wie der Rothirſch meilenweit, um in wilder Erregung ebenbürtige Gegner zum Kampfe zu ſuchen. Dies mag inſofern einen Nachteil für die Art bedeuten, als der Inzucht dadurch nicht ſo ſehr wie beim Rotwilde vorgebeugt

wird; es schützt aber andrerseits die einzelnen starken Hirsche mehr. Eine große Gefahr läuft das Elchwild freilich in den regelmäßigen Wanderungen, die es zur Frühjahrs- und Herbstzeit unternimmt, um Gebiete mit besseren Lebensbedingungen aufzusuchen. So ziehen die sibirischen Elche im Taimyrlande im Frühjahre aus dem Waldgebiete bis zu 700 Werst weit nordwärts auf die Moossteppe, die ihnen dann in ihren Kriechweiden, Porsch und Beerenkräutern und dem armseligen aber nahrhaften Rentiermoose willkommene Äsung und im Sommer bei erbarmungsloser Tagesglut und frischen Abendwinden Schutz gegen die blutdürstigen Stechmücken bietet, und kehren im Herbste auf ihre Winter-Standorte zurück. Im Regierungsbezirke Perm nehmen zahlreiche Elche ihren Sommerstand westlich vom Ural und kehren im Oktober, wenn die starken Schneefälle beginnen, in ihre milderen Winterstände am Ostfuße des Ural zurück, ohne im Gebirge selbst zu verweilen. Nur in Wintern mit geringerem Schneefalle bleibt ein Teil dieser Elche in den Sommerständen westlich des Ural stehen.

Zu langsamerem Abwandern wird das Elch durch die anrückende Zivilisation veranlaßt. Während aber diese es hauptsächlich von Westen gegen Osten drängt, wird es in Rußland durch das Abholzen der Wälder und die dadurch bedingte Dürre, sowie durch fortschreitende Feldwirtschaft, die ihm, namentlich zur Winterszeit, gleichbedeutend mit Äsungsmangel ist, nun wieder gegen Süden getrieben. Alles dies bringt aber dem Elche nicht so viel Schaden als dem Rothirsche der dunkle unbezähmbare persönliche Wandertrieb. Zumal das Elch außer dem Menschen und kleinen Schmarotzern eigentlich kaum Feinde hat. Den Wolf fürchtet es unter gewöhnlichen Umständen wenig. Und in den kurzen schlimmen Zeiten des Krustenschnees und Glatteises weiß es im allgemeinen sich vor Meister Nimmersatt und Ewigfraß durch Auswechseln in Waldteile mit tieferem und losem Schnee zu hüten. Unter gleichen Kampfverhältnissen wird der Elch sowohl in Amerika wie in Rußland mit mehreren Wölfen spielend fertig. Der starke Hirsch namentlich steht wie eine Mauer, um dann mit blitzesschnellen Hieben der Vorderschalen einen der frechen Angreifer zu erledigen. Kuguar und Grislybär versuchen stets das Elch zu überrumpeln, mit dem schwarzen Bär aber macht ein guter Hirsch oder ein starkes Alttier wenig Federlesens. Und Mischka, der russische Bär, wagt sich selten an erwachsene Elche heran. Auch den Luchs streift ein starker Elch ab, wenn er wirklich wagen sollte, ihm an die Drossel zu springen. Auf dem Gute Vaucluse in Livland ist dies 1898 nach den Spuren im Schnee festgestellt. In Sibirien dürfte der Tiger dem schnellen Elche weniger Schaden tun als Rehen und namentlich Wildschweinen, die im Ussuri- und Amur-Gebiete, wo dieser König der nordasiatischen Tierwelt haust, sehr häufig sind. Was aber an krankem und schwächlichem Kruppzeuge dem Raubwilde zur Beute fällt, mag um der Auslese willen diesem gegönnt sein. Die Nähe des Menschen scheut das Elch

Digitized by Google

nur in der eigentlichen Wildnis und weltabgeſchiedenen Einſamkeit, die allerdings ſeine natürlichſte Heimat bildet. Wo es aber gezwungen iſt, in der Nähe menſchlicher Anſiedelungen zu wohnen, findet es ſich auch damit ab und wird namentlich gegen die Eiſenbahn bald ebenſo vertraut wie alles andere Wild. In engen Gattern der Zoologiſchen Gärten verkommt es allerdings, weil ihm

M. Steckel. *Ackmenischken, November 1908.*

Segeſtelle eines Elchhirſches.

dort die nötige Bewegung fehlt. Aber bei der nötigen Bewegungsfreiheit gedeiht es jung gefangen und groß gezogen als Hofgenoſſe ganz ausgezeichnet. Karl XI. von Schweden hat zur Beförderung von Kurieren gezähmte Elche benutzt, die im Winter an einem Tage 36 ſchwediſche Meilen zurückgelegt haben ſollen. In Dorpat verbot eine Verordnung des Rates aus dem

17. Jahrhundert das Fahren mit Elchen in der Stadt, weil diese die Pferde scheu machten! Derartige Elchgespanne müssen also damals häufig gewesen sein.

Dank dieser Anpassungsfähigkeit hat das Elch sich in Norddeutschland sehr lange gehalten. Altmeister Döbel bemerkt in seiner Jäger-Praktika 1752, daß das Elch in Sachsen, in der Mark Brandenburg und in Dessau noch vorkomme. Graf Christian von Haugwitz erwähnt, daß in Schlesien von 1726 bis 1772 Elche erlegt wurden, und daß das letzte einheimische Elch 1772 im Kreise Lublinitz, im Königreiche Sachsen der letzte Hirsch 1746 und in Galizien der letzte 1760 geschossen seien.

In Ostpreußen war das Elchwild durchweg verbreitet, noch bis in das 18. Jahrhundert hinein. Unter Friedrich Wilhelm I. wurden 1718 in der Kaphornschen Haide vierzig Schaufler erlegt! Dann aber scheint der Bestand schnell, vielleicht infolge irgendwelchen großen Unheiles, zurückgegangen zu sein, denn 1728 zählte man nur noch 705 Stück in ganz Preußen. Freilich muß man dabei wie bei späteren Zählungen stets berücksichtigen, daß kleine Restbestände von wenigen Stücken oft und leicht übersehen wurden. Daher wird man die Angabe auch nicht zu wörtlich nehmen dürfen, daß 1848 nach der berüchtigten Jagdfreiheit der gesamte Elchbestand Ostpreußens auf elf Stück zusammengeschrumpft sei, die in der Oberförsterei Ibenhorst standen. Es haben höchstwahrscheinlich im Lande herum noch einzelne spärliche Reste gelebt. Im Jahre 1874 zählte man bereits wieder 74 Stück und zwar besserte sich der Bestand nicht nur der Zahl nach. Prinz Friedrich Karl schoß in Ibenhorst einige recht gute Hirsche, darunter einen starken Schaufler. Ein im Jahre 1882 unternommener Versuch, das Blut mit schwedischen Hirschen aufzufrischen, schlug dagegen fehl. Zwar wurde Nachwuchs erzielt, dieser ist indessen eingegangen, ohne zum Beschlage gekommen zu sein. Das Revier Ibenhorst hat in jener Zeit hinsichtlich der Elchjagd allein die politischen Ehrenpflichten gegenüber fremden Fürsten übernommen; doch trug gerade dies dazu bei, daß fast jeder gutversprechende Hirsch zum Abschusse gelangte, während den Gablern und kümmernden Schneidern die Brunft überlassen wurde. Dagegen erholte sich der Bestand im Regierungsbezirke Königsberg. Im Jahre 1881 zählte man dort bereits 80 Stücke Elchwild, und dies hatte damals auch bereits auf der Kurischen Nehrung, die zum Königsberger Regierungsbezirke gehört, Stand gefaßt. Das Wild wurde im Königsberger Regierungsbezirke sehr geschont, insbesondere auch in den Privatforsten.

Im Jahre 1896 wurde der ostpreußische Gesamtbestand auf 300 bis 350 Stück geschätzt. Dann wurde das Schongesetz vom 13. 8. 1897 erlassen, durch das der Abschuß von Hirschen auf den September beschränkt, der von Tieren aber ganz verboten wurde. Das Schonzeitgesetz vom Jahre 1904 aber

Digitized by Google

M. Steckel. *Ackmenischken, Oktober 1908.*

Elchgabler und näſſendes Tier.

brachte die heute in einem zu ſtarkem Widerſpruche herausfordendem Sinne gedeutete Ausnahme, daß der Miniſter für Landwirtſchaft aus Rückſichten der Landeskultur oder der Wildpflege den Abſchuß weiblichen Wildes für die Zeit vom 16. bis 30. September geſtatten darf. Unter dem Schutze des Geſetzes von 1897 wuchs der Beſtand zur Freude der ſehr pfleglichen oſtpreußiſchen Waidmannſchaft von 1897 bis 1904 auf 800 Stück einſchließlich der Privatforſten an. Aus den kleinen Sprüngen, die hier und dort noch geſtanden hatten, wurden nun wieder feſte Beſtände. Das Elchwild verbreitete ſich in die Tawellningken benachbarten Reviere Schnecken und Wilhelmsbruch, aber auch ſüdwärts bis in die bei Gerdauen belegene Oberförſterei Aſtrawiſchken, ſowie nach Drusken und Gertlauken, insbeſondere aber in die Oberförſtereien Alt- und Neu-Sternberg, Pfeil und Klein-Naujok. Einzelne Hirſche kamen bis Kobbelbude, kurzum das Elchwild ſtand im Begriffe, ſeine alte natürliche Heimat in den vor Hochwaſſer geſchützten Revieren wieder in Beſitz zu nehmen, die es zur Zeit des alten Soldatenkönigs bewohnt hatte.

Inzwiſchen aber hatten ſich die Zeiten geändert und mit ihnen die Forſtwirtſchaft in den preußiſchen Staatsforſten. Gerade in den trocken gelegenen beiden Sternberger Revieren ſowie in Pfeil, Druskен, Gertlauken, Klein-Naujok, Papuſchinen, Leipen und einem großen Teile von Greiben ſind mit hohen Koſten, zum größten Teile in Löcher-Kulturen, Eichenbeſtände hoch gebracht worden, und dieſen fügt das Elchwild nach der heute maßgebenden Anſchauung zu großen Schaden zu, als das es in ſolchen Revieren geduldet werden könnte. Nun läßt ſich ja nicht beſtreiten, daß das Elchwild dem Walde dort durch Verbiß, insbeſondere aber durch das Schälen der Eſchen- und Eichenſtangen, ſobald dieſe etwa Armſtärke erreicht haben, großen Schaden tut. Junge Stämme reitet es nieder und an älteren ſchlägt es ſeine Zähne meißelförmig ein, erfaßt von unten nach oben zu mit der Oberlippe einen Rindenſtreifen und reißt dieſen dann ſo hoch hinauf ab, als es reichen kann. Auch den Kiefernkulturen ſchadet das Elchwild hauptſächlich erſt im Dickungsalter durch Schälen bis auf die Markröhre, wodurch der ganze obere Teil des Stammes abſtirbt und ein unter der Schälſtelle ſtehender Quirlaſt die Führung übernimmt. Dadurch entſtehen ſtatt Nutzholzſtangen Kiefer-Kollerbüſche. Solche blendenden Zeugniſſe ſeines Waldfrevels erheben freilich laute Anklage. Aber es iſt ja bekannt, daß dies ſehr gemildert wird, wenn dem Elche zur Winterszeit, in der es aus Mangel an gerbſäurehaltigen Sumpfpflanzen und Beerenſtauden ſich auf Holznahrung angewieſen ſieht, gefällte Eſpen, Pulverholz, Birkenwipfel und dergleichen zur Äſung geboten werden.

Nun iſt ja zweifellos, daß ſich auf Kiefern und Fichten allein in Oſtpreußen die Waldwirtſchaft nicht aufbauen kann, ſchon des Nonnenfraßes wegen. Neben den Nutzhölzern, die nur eine beſchränkte Rolle ſpielen, muß der Eſche um ſo mehr Aufmerkſamkeit gewidmet werden, als ſie auf weiten Strecken

Digitized by Google

faſt koſtenlos dadurch hochzubringen iſt, daß man dem natürlichen Anfluge mit der Axt Luft ſchafft. Auch bei Eichen iſt dies in freilich recht beſchränktem Umfange möglich und dort natürlich ſehr empfehlenswert. Dagegen iſt bekannt, daß ſchon ſeit Jahren ſeitens erfahrener Forſtmänner die erzwungene

M. Steckel. *Ackmenischken, November 1908.*

Mit dem Geäſe umgeknickte Fichte.

Kultur von Eichen bitter und hart mit dem Hinweiſe bekämpft wurde, daß ſie allzu koſtſpielig und künſtlich ſei. Und ſo fehlt es durchaus nicht an Stimmen, die für eine mäßige Schonung des Elchwildes durch die ganze Provinz Oſtpreußen hin mit der Begründung eintreten, daß das Elchwild

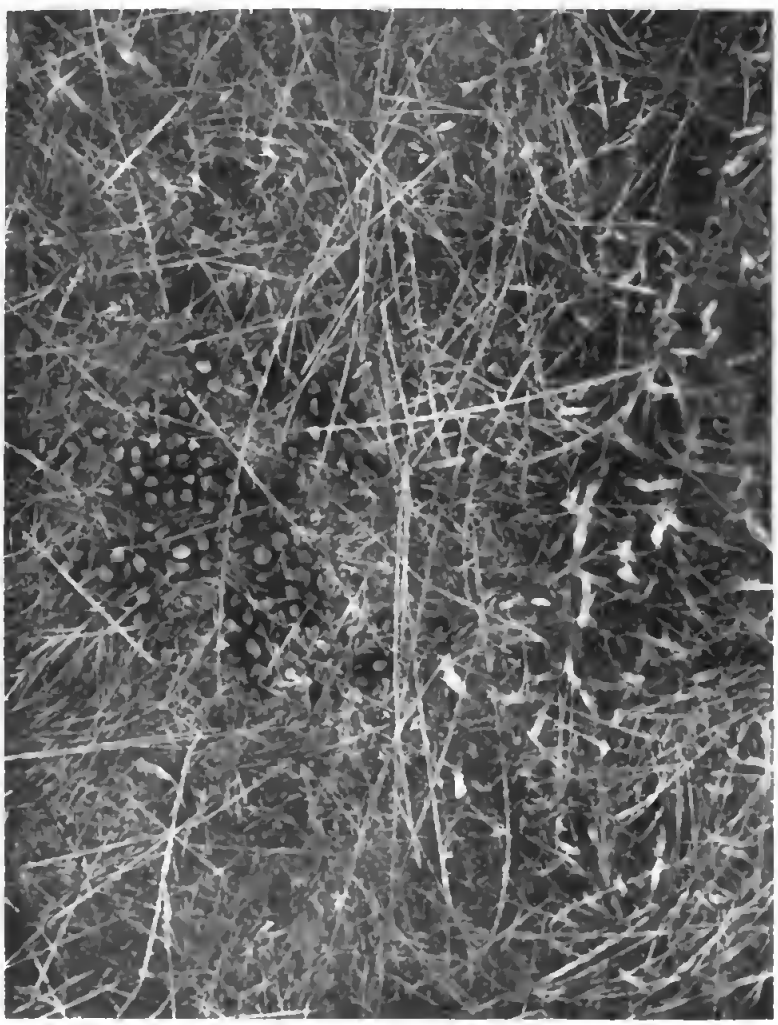
bei hinreichender Äsung von Weiden, Espen, Schneeball, Traubenkirschen, Spillbaum und anderen Weichhölzern keinen übermäßigen Schaden tue und jedenfalls weniger als das Rotwild. Die Vertreter dieser Auffassung betonen nachdrücklich, daß nicht das Elch entartet sei, sondern jene Waldwirtschaft, die den natürlichen Anforderungen der Gegend nicht Rechnung getragen habe, niemals lohnen könne und nun gar zur Vernichtung des Urwildes der Heimat führe. Hier wie immer räche sich die in ihrem Gleichgewichte gestörte beleidigte Natur! Und sie meinen, daß selbst dort, wo ein wesentlicher Schälschaden durch Elchwild festgestellt sei, der Abschuß gewisser in dieser Unart sich besonders auszeichnender Stücke genügen würde, daß es aber ganz ungerechtfertigt hart erscheine, dieserhalb nun gleich den ganzen Bestand in solchen Revieren abschießen zu lassen. Mit Nachdruck wird von dieser Richtung darauf hingewiesen, wie schmerzlich heute ganz Ostpreußen die aus gleicher Ursache anbefohlene Ausrottung des herrlichen Rotwildbestandes von Warnicken bedauert. Ganz bestimmt wird übrigens die Auffassung vertreten, daß südlich des Pregels das Elchwild bis zur Stunde überhaupt nicht schäle, vermutlich, weil ihm dort hinreichende Weichholzäsung geboten sei. Es steht deshalb zu hoffen, daß wenigstens der Frischingsforst vor der Ausrottung des dort am Zelabruche die besten Lebensbedingungen findenden Elchstandes bewahrt und daß Ostpreußen der Stolz erhalten bleibt, dort alle vier deutschen Hirscharten, Elch, Rothirsch, Damhirsch und Reh neben dem wehrhaften Keiler erhalten zu sehen!

Alle jene Einwände fanden keine Berücksichtigung. Vielmehr vertrat man an leitender Stelle die Ansicht, daß sich der Elchstand in den Staatsforsten unzulässig vermehrt habe, indem er von 300 Stück im Jahre 1896 bis auf 577 Stück im Jahre 1904 gestiegen war. Die Verwaltung glaubte die Verantwortung für diese Vermehrung des Wildes nicht übernehmen zu können, und so wurde der Abschuß befohlen. Von der Waidmannschaft wurde dieser bitter beklagt mit dem Hinweise, daß die Privatforsten den durch das Elchwild zugefügten Schaden willig ertragen hätten, und daß der Staat doch nicht hinter jenen Privatforsten in einer solchen Ehrenfrage zurückstehen sollte. Es wurden im Jahre 1905 in den Staatsforsten 98 Stück, 1906 = 87 Stück abgeschossen. Trotzdem wurde der Wildstand im Jahre 1907 in den Staatsforsten auf 592 Stück angegeben. Der Abschuß war also bis dahin geringer als der Zuwachs. Daher erfolgte im Herbste 1907 ein verstärkter Abschuß von 127 Stück. Der Wildstand betrug darauf im Sommer noch 300 Stück in den Staatsforsten. Aber in den Privatforsten war er nahezu vernichtet, weil bei dem Abschusse in den Staatsforsten naturgemäß Grenzwild abgeschossen war. An der maßgebenden Stelle scheint dies allerdings keineswegs gewünscht zu werden; und so steht zu hoffen, daß in Zukunft solche

Digitized by Google

Hirſche geſchont werden, die gelegentlich einmal aus Privatrevieren in die Staatswaldungen hinüberwechſeln!

Es muß auch ausdrücklich anerkannt werden, daß der Abſchuß eine ſehr gute Auslese bewirkt hat. Die zur Strecke gebrachten Hirſche waren



M. Steckel. *Ackmeniſchken, November 1908.*

Elch: Tierloſung.

faſt durchweg alte Krüppler. Nach dem aufgeſtellten Plane ſoll nun ein Elchſtand von annähernd 400—450 Stücken in den Staatsforſten gehalten werden, der durch zweckmäßigen Abſchuß in der Art gehoben werden ſoll. Hiervon ſtehen etwa 300 Stück in den drei Oberförſtereien Ibenhorſt,

Tawellningken und Nemonien, die zu einem Schongebiete für Elche erklärt wurden. Ein kleiner Bestand wird auf der Nehrung und im ganzen Königsberger Bezirke ein Bestand von etwa 100 bis 150 Stück als Teil des genannten Gesamtstandes geduldet werden. Hierdurch glaubt man der Gefahr der Inzucht genügend vorgebeugt zu haben, zumal durch die Eindeichung ganzer Schutzbezirke, Anlage von Poldern, Elchbergen, Ausweichstellen, hochwasserfreien, zu den Hochmooren führenden Straßen und Anlage von schwimmenden Brücken über versumpfte alte Flußläufe, das Wild in dem 24000 Hektar großen Niederungsgebiete von Ibenhorst bis Nemonien vor Wassergefahren immer besser beschützt wird. Von der anderen Seite wird diese Auffassung mit voller Entschiedenheit als durch die Tatsachen nicht gerechtfertigt bezeichnet. Es wird darauf hingewiesen, daß der Bestand des jetzigen Schongebietes nach dem in Ibenhorst früher betriebenen unzweckmäßigen Abschusse sich nur dadurch habe bessern und erholen können, daß aus den Königsberger Revieren gute Hirsche über Wilhelmsbruch und Schnecken nach dem Moosbruche gewechselt seien und daß der Rückgang in der Art nicht ausbleiben könne, sobald dieser wertvolle Zuwechsel durch den Abschuß des Elchwildes in den Höhenbodenrevieren vernichtet sei.

An eine Einzäunung des Schongebietes wird selbstverständlich nicht gedacht und kann bei der Ausdehnung auch wohl niemals gedacht werden. Man hat nur stellenweise, z. B. im Ibenhorster Belaufe Ackmenischken, den Wald gegen gewisse Feldmarken abgezäunt und dort natürlich durch Einsprünge dafür gesorgt, daß ausgewechselte Elche zurückkehren können. In solchem, ihrem ursprünglichen Zwecke entsprechendem Falle sind Einsprünge durchaus berechtigt, während sie bei vollständig eingeschlossenen Gattern dauernd fängisch gestellte Fallen darstellen, die ein Raub an der Gesamtheit sind und daher gesetzlich verboten werden sollten.

Der Hauptzweck ist in dem Schongebiete auf eine verständige Hege mit der Büchse gelegt. Auf Blutmischung hat man verständigerweise verzichtet; insbesondere auf solche mit amerikanischen Elchen. Die Einführung schwedischen Blutes hat man nach den Mißerfolgen von 1882 nicht wieder versucht. Und das Ergebnis hat auch durchaus bewiesen, daß solche bei verständiger Hege mit der Büchse gar nicht nötig war. Solche Auslese aber hatte gefehlt, weil in früherer Zeit unter der Herrschaft der Altumschen Lehre von der Geweihbildung die irrtümliche Meinung verbreitet war, daß jeder Spießer oder Gabler ein hoffnungsvoller und liebevoller Schonung bedürfender junger Anfänger sei. Die Revierverwalter forderten schon damals den Abschuß der schlecht veranlagten Hirsche, drangen aber mit ihrer Forderung nicht durch. Jetzt, nachdem man nun vier Jahre lang planmäßig alle zur Nachzucht ungeeigneten Hirsche, im ganzen 46, nebst der entsprechenden Anzahl Tiere, abgeschossen hat, ist die Besserung bereits unver-

kennbar. Und dieſe Seite der 1904 verfügten Maßnahmen findet überall rückhaltloſe Anerkennung. Es ſtehen ſchon jetzt im Geſamtſchongebiete etwa zwanzig gute Schaufler. Darunter wurden ſchon 1908 gemeldet: ein Achtzehnender und drei Sechzehnender, ſowie eine Anzahl Zwölfender mit guten Vollſchaufeln. Daß bei dieſem verſtändnisvollen Abſchuſſe das Verhältnis der Geſchlechter gut geregelt iſt, verſteht ſich von ſelbſt. Es dürften jetzt auf je zwei Hirſche drei Tiere gerechnet werden.

M. Steckel. *Skirwith, Oktober 1908.*

Von Elchen unten abgeäſte Fichten.

Die ſtärkſten Hirſche ſtehn in Nemonien. Sie ſind auch an Körpergewicht denen von Ibenhorſt ſehr überlegen; doch wird ſich das vorausſichtlich mit der Zeit ausgleichen. Der ſchwerſte in den letzten Jahren geſchoſſene Hirſch hat, etwas abgebrunftet wie er lag, 1016 Pfund, aufgebrochen aber mit Geweih 809 Pfund gewogen; und das höchſte Gewicht, das z. Zt. vorkommen dürfte, wird aufgebrochen ohne Geweih auf 810 Pfund geſchätzt. Das iſt jedenfalls weſentlich höher als das Gewicht der Nehrungs-

hirsche. Von diesen wog einer der besten, der am 28. September 1899 vom Grafen Lehndorf-Preil gestreckte Zwölfender, wie er lag 820 Pfund.

Mit dieser Verbesserung der Art wird man sich einstweilen trösten müssen. Ob dann eine Zeit kommen wird, die das Elch für alle ihm zusagenden Waldungen Ostpreußens zurückfordert, wird abzuwarten bleiben. Der Widerstreit in den hier gekennzeichneten Auffassungen wird in weiten Kreisen, keineswegs lediglich in denen der betroffenen Besitzer, als ein Herzenswiderstreit von unleugbarer Tragik empfunden. Denn gerade die Besitzer dieser Reviere sind es gewesen, deren waidmännisch treuer Hege und schonender Zurückhaltung es zu danken war, daß das ostpreußische Elchwild sich in der schlimmen Zeit wieder erholen konnte!

Das Stangler-Elch eine besondere Rasse?

Bereits bei den Gabelgeweihen tritt eine Verschiedenheit hervor, die in der weiteren Geweihbildung des Elches von immer größerer Bedeutung wird: manche zeigen die Gabelung gleich nahe der Rose, andere erst am Ende des Geweihes. Die erstere Form entspricht dem Augensprosse der übrigen Hirsche, soweit sie einen solchen besitzen. Nun sieht man Geweihe, bei denen die Augensprossen sich kurz herum und senkrecht aufwärts richten, und wieder andere, bei denen die Augensprossen sich noch besonders gabeln und damit die Neigung zur Stangenbildung deutlich verraten.

Von dem Beginne der Schaufelbildung, bei gutveranlagten Hirschen also schon vom vierten Kopfe ab, bleibt der Augen- und Eissprossenteil, die Vorderschaufel, bei den Geweihen der ersteren Art deutlich von der Hauptschaufel unterscheidbar. Selbst ganz schwere und geschlossene Schaufeln von uralten Hirschen, die nur noch kurze Randzinken, aber keine Enden mehr aufweisen, lassen doch im Geäder der muldenförmigen Innenfläche noch die geschilderte Zweiteilung erkennen. Eine andere Form umfaßt alle die Geweihe, an denen der Augensproßteil sich von Anfang der Schaufelbildung an so vollständig mit dem Hauptteile vereint, daß der Geweihstock eine einzige geschlossene Schaufel ohne Vorderschaufel darstellt. Diese Form darf als die am meisten vorgeschrittene bezeichnet werden, namentlich wenn auch die Enden sich verkürzen und die Schaufel nur noch eine Ränderung aufweist. Es fehlt natürlich nicht an Versuchen, aus dieser und anderen Verschiedenheiten der Geweihe bestimmte Rassen des Elches „festzulegen". Aber dies ist solange als Spielerei zurückzuweisen, als nicht andere und wichtigere Rassemerkmale nachgewiesen werden können. Denn die geschilderten beiden Formen der Schaufelbildung bieten um so weniger ein Rassekennzeichen, als sie oft an einem und demselben Hirsche in verschiedenen

M. Steckel. *Ibenhorst, November 1908.*

Die drei beſten 1908 gemeldeten Hirſche in der Oberförſterei Ibenhorſt (zwei Zwölfer und ein Achter).

Jahresaufsätzen zu beobachten sind. Ja, gar nicht selten trifft man Geweihe, die auf einer Seite eine geschlossene Schaufel, auf der anderen eine Schaufel mit Augensprossteil zeigen.

Ganz insbesondere muß aus diesem Grunde auch die Lehrmeinung zurückgewiesen werden, als ob das Stanglergeweih eine besondere Rasse des Elches der alten Welt bezeichne. Es mag zugegeben werden, daß sich diese Form in den letzten Jahrzehnten immer häufiger zeigt; und es könnte sich ja dabei sehr wohl um die allmähliche Herausbildung einer festen Abart handeln. Aber jedenfalls ist die Entwicklung einstweilen noch weit von Beständigkeit der Vererbung entfernt. Und obwohl der Stanglerelch seit den sechziger Jahren des 19. Jahrhunderts die Jägerwelt lebhaft beschäftigt hat, ist noch kein einziges Rassezeichen eines besonderen Stanglerelches sicher nachgewiesen. Als einziger Unterschied bleibt also die Geweihform, die sich als sekundäres Geschlechtsorgan bekanntlich sehr leicht verändert. Als Merkmal zeigt sie sich auch hier ungemein unsicher, und man trifft auch Hirsche, die links ein Schaufel- und rechts ein Stanglergeweih tragen. Von einer festen Vererbung der Stanglerform kann noch nirgends die Rede sein. Diese Abweichungen in der Geweihbildung bewegen sich durchaus innerhalb des natürlichen Abänderungsspielraumes der Art, und es hat also einstweilen noch gute Wege, bis ein Alces euramosus Schultzii oder Muellerii der Unsterblichkeit überliefert wird. Der Stangler ist ein Elch, wie jeder andere auch!

Da sich unter den vorzeitlichen Elchgeweihen keine Stangler befinden, hat man diese Form oft als eine Verkümmerung der Schaufelform bezeichnet. Das kann nicht ohne weiteres zugegeben werden; denn es gibt Stanglergeweihe von sehr wuchtiger, klobiger und eindrucksvoller Form. Aber daß volle Schaufeln die ursprünglichere und weit edlere Form des Elchgeweihes darstellen, dürfte wohl unbestritten bleiben.

Deshalb liegt die Frage nach den Ursachen der Stanglerbildung sehr ernst für den Heger. Insbesondere dann, wenn man der Auffassung beipflichten muß, die Freiherr G. von Vietinghoff in den „Neuen Baltischen Weidmannsblättern" dargelegt hat: daß das Stanglergeweih seinem Träger im Kampfe gegen Hirsche mit schweren Schaufeln eine große Überlegenheit gibt und deshalb die Stanglerelche bei der Brunft begünstigt. Freiherr von Vietinghoff weist zur Unterstützung dieser sehr beachtenswerten Ansicht darauf hin, daß die Mehrzahl der Beobachter (neuerdings auch der bekannte Elchjäger Kammerherr D. Naryschkin in seinem 1901 erschienenen Werke „Ochota na lossei") dem Stanglerelch gegenüber dem Schaufler eine durchschnittlich massigere und kräftigere Körperbeschaffenheit zuweisen. Jedenfalls erscheint diese Erklärung des immer häufigeren Vorkommens von Stanglerelchen glaubhafter, als die, daß die veränderte Forstwirtschaft mit der Austrocknung der Wälder usw. zu der Veränderung der Geweihform führe. Diese Lehr-

Digitized by Google

M. Steckel. *Ibenhorst, November 1908.*

Zwölfer und ungerader Zwölfer nach Abwurf. Stärkste 1908 gemeldete Elche.

Digitized by Google

meinung wurde schon 1845 vom Oberförster Schultz-Skallischken gegenüber Professor Dr. B. Altum in Eberswalde und dann auch vom Oberförster Ulrich in Ibenhorst vertreten. Auch könnte die Äsungsveränderung doch nicht unmittelbar zu einer Umbildung des Geweihes führen. Die ganze Frage ist, wie man sieht, eben erst angeschnitten und keineswegs durchforscht. Es wird insbesondere darauf ankommen, die Gewichte von erlegten Stanglern mit denen guter Schaufler derselben Gegend zu vergleichen, ferner die Farbe und sonstige Körperbeschaffenheit. Es wird ferner zu untersuchen sein, was denn gerade in letzter Zeit und gerade in den Ostsee-Landschaften und bei uns in Litauen zu der Begünstigung des Stanglers geführt habe, von der man früher nichts wußte und in anderen Elchgebieten nichts weiß. In dieser Hinsicht äußert Freiherr E. von Kapherr eine sehr wertvolle Ansicht. Er nennt den baltischen Stangler geradezu den Kulturelch, im Gegensatze zu den schweren Schauflern von Nordrußland, Finnland, Sibirien und Nordamerika. Während dort das Elchwild über große unwirtliche Gebiete verhältnismäßig einsam zerstreut lebe, werde es in Kulturländern auf immer engere Gebiete zusammengedrängt.

Das ist leider zutreffend; und Freiherr von Kapherr hat wohl noch viel mehr Recht, als er ausspricht. Die Schattenseite der großen Anpassungsfähigkeit des Elches wie unseres heutigen Wildes überhaupt tritt hier hervor. Erst die Kultur hat unsere Gamsbestände ebenso wie unsere Elchbestände zu so hohen Ziffern vermehrt, wie wir sie vor Augen haben. Aber der Art leistet sie mit übersetzten Revieren einen wahren Bärendienst. Solange Gamsgeier, Bär, Wolf und Luchs das Krickelwild auseinanderjagten, wußte dies wenig von Räude, Blasenwurm und dergleichen mehr; zumal jedes ermattende Stück vom Raubwilde vertilgt wurde, ehe es andere anstecken konnte. Solange der Wolf jedes an Rachenbremse schnarchende und heruntergekommene Stück Rotwild und Rehwild zerriß, konnte dies Schmarotzerzeug zu der Seuche nicht ausarten, als die es jetzt unsere Rotwildbestände bedroht. Und solange das große Raubzeug nachbarschaftlich mit dem Elche lebte, konnte die Mörderform des Stanglergeweihes unter den dünn versprenkelten Beständen nicht die verhängnisvolle Wirkung ausüben, wie in den übersetzten Brunftgebieten.

Dazu kam aber der entscheidende Umstand, daß in den dem Menschen leicht zugänglichen Revieren die Büchse durch eine in allerübelstem Sinne gehandhabte Auslese der ohnehin schon durch das Mördergeweih begünstigten Herrschaft des Stanglers auf dem Brunftplatze und damit der Herausbildung dieser unerwünschten Form noch zu Hilfe kam: weil fortgesetzt jeder halbwegs annehmbare Schaufler abgeschossen und der Abschuß der Stangler verschmäht wurde.

Man darf nicht voreilig in Schlüssen sein bei einer Frage von so verhängnisvoller Tragweite wie der, ob wir tatsächlich in dem Stangler einen

Schadelch vor uns haben. Sollte dies aber auch nicht zutreffen, so ſtellt das Stanglergeweih doch ganz gewiß eine minderwertige Form dar und verdient deshalb ſo wenig Duldung wie die „Mörder“ unter den Rothirſchen. Denn es

M. Steckel. *Ackmenischken, November 1908.*

Zwei Elchſchaufler (links ungerader Zwölfer, rechts ungerader Achter) im Bett am Hochwaldrande.

iſt nur die falſch verſtandene Kultur, die das Wild in der Art herunterbringt. Die richtig verſtandene, zu der wir uns in mancher Hinſicht erſt durchringen müſſen, beſtrebt ſich, das Gleichgewicht in der Natur wieder herzuſtellen und die dem Wilde entzogenen natürlichen Bedingungen zu erſetzen. Auf

unſeren Fall angewandt: die früher vom Raubzeuge bewirkte Ausleſe muß nun von der Büchſe beſorgt und dem Elche muß anſtatt überſetzter Reviere ein hinreichend weites Gebiet als Heimat überlaſſen werden!

Die Geweihbildung.

Über die Geweihbildung des Elches haben bisher Anſichten geherrſcht, die noch viel falſcher waren, als Altums Lehre von der Geweihbildung der Rothirſche, und die daher in dem, was man „Hege mit der Büchſe" nannte, zu Maßnahmen führten, die der Art unſerer Elche geradezu verhängnisvoll geworden ſind. Allerdings ahnte die Mehrzahl der Schriftſteller, die ſich mit dieſer Frage beſchäftigten, bereits, daß es bei den ſtarken Einflüſſen der örtlichen Lebensbedingungen und der Kraft einzelner Elchhirſche nicht gut angängig ſei, eine feſtſtehende Reihe von Entwicklungsſtufen anzunehmen, wie das noch Dr. Narnſchkin getan hatte. Dieſer verdiente ruſſiſche Schriftſteller erlaubte in ſeinem ſonſt ſo trefflichen Werke „Die Elchjagd" dem Elche alljährlich nur ein neues Ende anſtatt eines Endenpaares. Alſo auf erſtem Kopfe zwei Enden, dann drei — nämlich auf einer Seite eins, auf der anderen zwei — und dann vier, fünf, ſechs, ſieben uſw. Das war zwar ſehr pünktlich gedacht. Aber das Elch iſt nun einmal kein Freund von Ordnung und ſetzt ſeine Gabeln oder angehenden Schaufeln unter jeglicher Verachtung aller noch ſo ſchönen Lehrmeinungen auf. Trotzdem hat auch dies natürlich ſeine Grenze; nur daß bei dieſer zahlreiche andere Merkmale in Betracht zu ziehen ſind: Geſundheitszuſtand, Äſung, Ruhe, Vererbung, Einzelkraft, Überwinterung, Witterung uſw. Der erfahrene Jäger erfaßt alle dieſe ſozuſagen mit einem Blicke; denn in der Regel entſpricht das Geweih der Kraft der körperlichen Erſcheinung. Wo das Gegenteil der Fall iſt, wird die Entartung auch meiſtens auf den erſten Blick erkannt, aus einer Summe von einzelnen Anzeichen in ihrer Urſache erfaßt, und — die Pflicht der Büchſe beginnt. Daher war unter den Männern der grünen Farbe allgemein bereits ſeit zwei Jahrzehnten die Auffaſſung in Geltung, daß wie beim Rothirſche auch beim Elche die Endenzahl für die Altersbeſtimmung nicht maßgebend ſein dürfe, da ſchlecht veranlagte Hirſche mit Vorliebe lange Jahre hindurch auf der Gablerſtufe ſtehen. Unter den in Oſtpreußen zum Abſchuſſe gelangten Elchen waren früher recht gute Geweihträger geweſen. Noch im Jahre 1880 wurde im Belaufe Kerſchkallen der Oberförſterei Ibenhorſt am 19. September ein recht ſtarker Schaufler von ungeraden vierzehn Enden gefunden, der in der Brunft von einem ſtärkeren Gegner niedergekämpft war — anſcheinend mit den Schalen, da keine äußere Verletzung erkennbar war. Später aber ſchoß man in Ibenhorſt öfters zehnjährige Hirſche mit breitem Kehlſacke und dickem Barte, die gleichwohl nur

ein recht geringes Geweih von kümmerlichen Gabeln oder ſechs Enden trugen. Man ſchob dieſen ſeitdem immer deutlicher beobachteten Übelſtand, ſicherlich mit Recht, dem bereits erwähnten Umſtande zu, daß dort jahraus, jahrein die

M. Steckel. *Ibenhorſt, November 1908.*

Elchſchaufler (Zwölfer) im Bett.

beſten Hirſche, ſofern ſie auch nur angehende Schaufler waren, zum Abſchuſſe gelangten. Ähnliches erfuhr man auch aus den baltiſchen Revieren.

Nun hatte zwar Prof. Dr. Nitzſche in Tharandt in ſeinen „Studien über das Elchwild" im Zool. Anzeiger ſchon 1891 darauf aufmerkſam gemacht, daß der Elch nicht nur hinſichtlich der Stellung der Griffelbeinreſte an den Vorder-

läufen, sondern auch in dem zeitlichen Verlaufe seines Zahnwechsels*) dem Rehe sehr viel näher stehe, als dem Rothirsche. Er wies nach, daß bei dem Elchhirschkalbe der Wechsel der Schneidezähne und mit diesem die Bildung des Rosenstockes im siebenten Lebensmonate beginne; aber er ließ sich anscheinend durch den Vergleich mit dem Rehbocke zu der Ansicht bestimmen, daß auch der junge Elchhirsch mit dem Wechsel der Backenzähne, also im fünfzehnten bis sechzehnten Lebensmonate, sein zweites Geweih schiebe. Diese Auffassung erfuhr eine wesentliche Berichtigung durch Beobachtungen, die Baron A. von Kruedener-Wohlfahrtslinde an einem jung eingefangenen Elche des Oberförster Walter machte und in „Wild und Hund" veröffentlichte. Das betreffende Elchhirschkalb war am 1. Mai 1894 gefangen, höchstens eine Woche alt. Im Herbste des Geburtsjahres traten die Rosenstöcke hervor, bis zur Höhe von zwei Zoll. Aber erst vom Februar ab begann das Geweih zu wachsen, anfangs sehr langsam, dann vom Juni ab schneller. Am 30. August 1905 gefegt, wurden beide Spieße am 28. März (alter Zeitrechnung) 1896 abgeworfen. Nach einer Woche begann das neue Geweih sich zu bilden, das ebenso wie alle folgenden dieses in Gefangenschaft gehaltenen Hirsches nur Gabeln aufwies.

Diese ungemein wichtige Feststellung wurde in ihrer hauptsächlichen Bedeutung indessen von dem Beobachter selbst noch gar nicht erkannt. Am Schlusse

*) Das Gebiß des Elches weist am Schlusse des dritten Lebensjahres zweiunddreißig Zähne auf. Zwei weniger als das des Rathirsches, da dem Elchhirsche die Granen fehlen. (Zuweilen kommen diese übrigens vor. So schaß Verf. am 9. September 1909 im livländischen Ritterschaftsforste van Wiezemhof einen alten Hirsch, der links eine Grane trug.) Wie bei allen Hirschen sind im Oberkiefer keine Schneidezähne, dagegen zwölf Backenzähne. Im Unterkiefer stehen acht Schneidezähne und zwölf Backenzähne. Die Zahnformel ist also nach Vollendung des Gebisses folgende:

3. 3. 0. 0. — 0. 0. 3. 3.
3. 3. 0. 4. — 4. 0. 3. 3.

Dagegen enthält das fertige Milchgebiß nur 20 Zähne, nämlich:

3. 0. 0. — 0. 0. 3.
3. 0. 4. — 4. 0. 3.

Je nach dem Stande der Entwicklung des Milchgebisses oder dem Zahnwechsel und der Fertigstellung des Dauergebisses ist das Ansprechen des Lebensalters also bis zum dritten Jahre leicht. Für spätere Altersbestimmung der Elche ist nicht nur die Abnutzung der Backzähne, sondern auch die der Schneidezähne von Bedeutung. Schon Nitzsche hatte darauf aufmerksam gemacht, daß sich zuweilen nicht nur die Schneidezähne allmählich abschleifen, sondern daß außerdem eine seitliche rinnenartige Ausschleifung der äußeren Schneidezähne eintrete, die schließlich zum Abbrechen des Zahnes führe, worauf dann die Ausschleifung bei dem zweitäußeren Zahnpaare beginne, bis auch diesem die Krane abbreche und so schließlich alle vier Schneidezahnpaare bis auf die Wurzeln abbrechen. Dr. Ernst Schäff nimmt an, daß dies Ausschleifen, das sich übrigens nicht bei allen alten Elchen zeigt, wahrscheinlich eine Folge von seitlichem Reißen beim Abbrechen von Zweigen sei. D. Verf.

M. Steckel. *Ackmenischken, November 1908.*

Zwei ſtarke Elchſchaufler (Zwölfer), der ſitzende kurz nach Abwerfen der Schaufeln.

seines Aufsatzs sprach nämlich Herr von Kruedener-Wohlfahrtslinde die trügerische Hoffnung aus, daß der Hirsch „demnächst ein endenreicheres Geweih aufweisen" werde. In der gleichen als ganz unbegründet zu verwerfenden Hoffnung wiegte man sich damals an den entscheidenden Stellen in Preußen wegen der Krüppelgabler und Krüppelsechsender von Ibenhorst. Daher zog man aus Baron Kruedeners Veröffentlichung nicht die ungemein wichtige und unzweifelhaft begründete Lehre, daß der Hirsch im Alter von 15 Monaten nicht sein zweites, sondern erst sein erstes Geweih vollendet, dessen Wachstum über Winter geruht hatte und auch vom Februar ab sich zunächst nur langsam entwickelte, um erst vom Juni ab seiner Reife zuzueilen. Andrerseits ließ man durch Nitzsches Hinweis auf die Ähnlichkeit im Bau der Vorderläufe und in der Zahnentwicklung zwischen Rehbock und Elch sich auf ganz falsche Geleise locken. So wurde von einem hochverdienten Zoologen noch 1907 betont, daß es noch nicht aufgeklärt sei, ob sich auch beim Elche wie beim Reh in kurzer Zeit ein winziges Spießchen ohne Rosen bilde, um zu Anfang des zweiten Kalenderjahres abgeworfen zu werden oder ob der Elch sich in dieser Beziehung anders verhalte. Das war doch tatsächlich durch Baron Kruedeners Feststellungen sehr einwandfrei aufgeklärt: die Spieße von „Tschuck" waren unter Bast entwickelt und erst Ende August a. St., also am 11. September n. St. gefegt. Dagegen ließen die Mitteilungen über „Tschuck" freilich weitere Angaben über die Beschaffenheit oder das Fehlen von Rosen an dem Erstlingsgeweih vermissen.

Inzwischen aber war eine andere und weit wichtigere Frage in den Vordergrund getreten. Infolge der vom Allgemeinen Deutschen Jagdschutzverein auf Veranlassung des Forstmeisters Grafen Bernstorff-Hinrichshagen eingerichteten Wildmarkenkontrolle war festgestellt, daß gut veranlagte Rehböcke bereits im ersten Lebensjahre nach Abwerfen der Erstlingsspieße ein Sechsendengeweih schieben, während schlecht veranlagte Böcke es im dritten Jahre erst zu einem solchen bringen. Gerade auf Grund der von Prof. Dr. Nitzsche betonten starken Verwandtschaft von Elch und Reh ergab sich nun die Frage: ob etwa auch der junge Elch als Erstlingsgeweih ein stärkeres als Spieße zu schieben vermöge. Gegen diese Vermutung sprach die vom Baron Kruedener nachgewiesene Tatsache, daß er nicht wie der Rehbock bastlose Erstlingsspieße schiebt, um diese dann frühzeitig abzuwerfen. Dafür aber sprach die Beobachtung so vieler Gabler von unreifer Körpererscheinung. Die Beantwortung dieser für die Erkenntnis der Lebensbedingungen grundstürzenden Frage wurde erst durch das Eingreifen des preußischen Landforstmeisters Wrobel möglich, der den in dieser Richtung aufmerksamen Oberförstern die bis dahin versagte und schmerzlichst vermißte Freiheit im Abschusse schlecht versprechender Hirsche erwirkte. Insbesondere hat daraufhin der Verwalter des Reviers Tawellningken, Herr Ober-

M. Steckel. *Ackmenischken, November 1908.*

Zwei ſtarke Elchſchaufler (Zwölfer), der ſitzende kurz nach Abwerfen der Schaufeln.

förſter Ernſt Meyer, ſehr eingehende Beobachtungen gemacht; und er äußert ſich darüber*) wie folgt:

Das Elchhirſchkalb ſchiebt je nach ſeiner Veranlagung im September des erſten Kalenderjahres oder ſpäter ſeine Roſenſtöcke, die ungefähr 2 cm lang ſind, ſich nach oben ſtark verjüngen, flache Form haben und unter der Decke liegen. Nach einer längeren Ruhepauſe, in der kein Wachstum zu bemerken iſt, in der insbeſondere keine Knöpfe zum Vorſchein kommen, beginnt im Mai des zweiten Kalenderjahres das Schieben des Erſtlingsgeweihes, das je nach der Entwicklung des Stückes Anfang bis Ende September gefegt wird.

Dieſes erſte Geweih kann nach den hieſigen Erfahrungen ein Spieß-, Gabel- oder Sechſergeweih ſein. Für dies erſte Geweih ſcheinen an Stelle der Roſe oft perlenartige Wucherungen, kantige und verdrehte Form der Stangen charakteriſtiſch zu ſein.

Im dritten Kalenderjahre, das noch ſicher durch das Gebiß beſtimmt werden kann, trägt der Hirſch zumeiſt Gabeln, aber auch ſechs Enden. Daß auch Spießer vorkommen, iſt unzweifelhaft. Bildung von acht Enden konnte bisher durch Zähne belegt nicht nachgewieſen werden. Für unmöglich halte ich ſie nicht.

Vorausſetzung für ſtarke Geweihbildung iſt hier reichliche Weidenäſung. Kapitalſchaufler entſtehen aber nur durch individuelle Veranlagung. Der Rehbock ſchiebt hier ausweislich der Gebiſſe durchſchnittlich ſchon im Alter von zwei und drei Jahren ſein beſtes Gehörn und läßt ſodann hier bald nach. Vom Elche glaube ich, daß er ungefähr um das achte oder neunte Lebensjahr, alſo früher als gewöhnlich angenommen wird, ſein ſtärkſtes Geweih ſchiebt, ohne aber längere Jahre hindurch in der Geweihſtärke nachzulaſſen.

Die Hege mit der Büchſe iſt beim Elche beſonders ſchwierig. Das Elchgeweih iſt ſchwer anzuſprechen; die Hirſche tragen ihr gefegtes Geweih hier kaum zwei bis drei Monate, ſie ſind alſo ſchwer kennen zu lernen, dazu iſt die Jagdzeit zu kurz.

Wir ſchießen hier nach folgenden Grundſätzen ab. Durch die Zähne iſt bewieſen, daß das Elch als erſtes Geweih Spieße, Gabeln oder ſechs Enden tragen kann. Spießer, die nicht beſonders kräftige Spieße haben, werden daher geſchoſſen. Im dritten Kalenderjahre trägt der Hirſch Gabeln oder ſechs Enden. Trägt er Spieße und wird er als zu alter Spießer erkannt, ſo wird er natürlich abgeſchaſſen. Im übrigen ruht aber der Abſchuß in dieſer Altersklaſſe, weil zu leicht an Stelle eines Hirſches mit ſchlechtem zweiten Geweih, ein varauseilender Zukunftshirſch mit erſtem Geweih geſchaſſen werden kann.

Bei den nächſten Altersklaſſen tritt allmählich der Unterſchied zwiſchen Stangler- und Schaufler-typus zutage. Beim jungen Sechſergeweih iſt er noch ſchwer feſtzuſtellen. Ein ſolcher junger Hirſch darf m. E. nur geſchoſſen werden, wenn er gegabelte Augenſproſſen hat, weil dann der Verdacht naheliegt, daß er Stanglerhirſch iſt. Der Achter muß aber ſchon Schaufelanſatz oder wenigſtens eine Verbreiterung unter den oberen beiden Enden zeigen. Iſt nichts davon zu ſehen, dann muß er trotz Jugend und vielleicht kräftig entwickelter Stangen, als Stanglerhirſch, fallen. Das Gleiche gilt für Hirſche mit höheren Endenzahlen, die keine Schaufel tragen. Insbeſondere ſind alle diejenigen

*) In einer an den Verfaſſer gerichteten Zuſchrift vom 22. Februar 1909.

Hirſche abzuſchießen, die ohne eine Schaufel zu tragen faſt die Hälfte der Geweihmaſſe in die Augenſproſſe oder Vorderſchaufel legen.

Es werden hier alſo geſchoſſen: 1. von jüngeren Hirſchen: Spießer, die keine beſonders kräftigen Spieße tragen, oder ſchon Gabeln tragen müſſen; Sechſer, die gegabelte Augenſproſſen haben; Achter ohne Schaufelanſatz oder ohne „Schwimmhaut" zwiſchen den beiden oberen Enden. 2. von älteren Hirſchen: alle, die keine Schaufelbildung zeigen, insbeſondere aber alle, die daneben eine zu mächtige Augſproſſe oder Vorderſchaufel haben.

Tawellningken hat dank ſeiner Weidenäſung noch befriedigende Geweihbildung. In vielen Revieren werden die Verhältniſſe ungünſtiger liegen. Dann heißt es, beim Abſchuſſe ſich auf ſchlechte Spießer, alte Stangenſechſer und Stangenachter zu beſchränken und die endenreicheren Stangenhirſche zu ſchonen. Überall notwendig iſt aber die Kontrolle des Abſchuſſes durch die Gebiſſe der erlegten Stücke. Nur an der Abnutzung der Backzähne der Hirſche, am beſten an einer und derſelben Seite des Unterkiefers, läßt ſich ihr ungefähres Alter erkennen. In des Jagdleiters Zimmer muß ſolche Unterkieferſammlung aller erlegten Elche hängen; nur dann wird er imſtande ſein, den Schützen ob ſeines erlegten Elches mit Recht zu loben oder zu tadeln."

Wie die wachſende Erkenntnis der Tatſachen nun einerſeits lehrt, daß gut veranlagte Hirſche ſich ſehr viel früher zu Schauflern entwickeln, als man bis dahin angenommen hatte, ſo iſt es vorbei mit der lange Jahre gehegten Auffaſſung, daß jeder Elch mit der Zeit es zu einem ſtarken Schaufelhaupte bringe, wenn man ihn nur genügend alt werden laſſe. Andrerſeits ſoll damit aber ganz gewiß nicht beſtritten werden, daß auch die gut veranlagten Hirſche eine gute Lebensdauer haben und ebenſo wie die Rothirſche wohl viel älter werden können, als gewöhnlich angenommen wird. Man ſchätzte bisher das 16. Lebensjahr als durchſchnittlichen Wendepunkt in der Entwicklung kräftiger Elchhirſche. Es wird aber abzuwarten bleiben, ob nicht die Beobachtung in gut geſchonten Revieren zu einer weſentlich höheren Schätzung führt. Hierfür ſpricht ſchon die Tatſache, daß Hirſche, deren Stirn und Mähne mit weißem Haare durchſetzt ſind, noch häufig ungewöhnlich ſtarke Schaufeln als ſicheres Zeichen keineswegs erſchöpfter Zeugungs- und Lebenskraft tragen. Über die Frage, wann und wie ganz alte Hirſche zurückſetzen, wiſſen wir ſehr wenig. Meiſtens nehmen derartige Geweihe die Form von ſchmalen Schaufeln an bei ungewöhnlicher Stärke der Tragſtangen.

Der auch von Oberförſter Meyer betonte Grundſatz, die Hege mit der Büchſe ſofort beginnen zu laſſen, wenn die Hirſche mit hinreichender Sicherheit als Schädlinge angeſprochen worden ſind, dürfte namentlich auch dem von ſo hohem weidmänniſchen Pflichtgefühl beſeelten baltiſchen Adel zu empfehlen ſein. Denn leider iſt auch in den ruſſiſchen Oſtſeelandſchaften ein Rückgang der Art als Folge unrichtiger Schonung feſtzuſtellen. Baron A. Kruedener-Wohlfahrtslinde erzählt wiederholt von ſtarken Sechsendern im Gewichte von 1000 Pfund. Z. B. berichtet er im „Waidmann" Nr. 2, 1900: „Die Sechsender, alte kapitale Stücke wogen in runder Summe unaufgebrochen je

1000 Pfund ruſſiſch". Und E. Freiherr von Kapherr ſpricht in ſeinem Werke über „Das Elchwild"*) von den in „Livland zu ſo trauriger Berühmtheit gewordenen Krüppelſpießern und Krüppelgablern". Alle erfahrenen baltiſchen Jäger beſtätigen dies. Das Gleiche gilt von weiten Gebieten Schwedens.

M. Steckel. *Ackmenischken, November 1908.*

Starker Elchſchaufler, äſend.

Auch abgeſehen von der bereits behandelten Stanglerform weiſt die Geweihbildung des Elches große Mannigfaltigkeit auf. Zwar ſind widerſinnige

*) Verlag der „Jagd", Schöneberg-Berlin.

Geweihe ſelten. Dagegen ſchwankt die Form ſehr. Es gibt Geweihe mit ungewöhnlich langen Trageſtangen, die geradezu an den Breitſtirnelch erinnern, und wiederum ſolche, bei denen die Trageſtangen mehr nach oben und nach vorn als ſeitwärts gerichtet ſind, ſo daß die Enden der Schaufeln oder

M. Steckel. *Ackmenischken, November 1908.*

Starker Elchſchaufler, äſend.

Stangen ſich einander nähern. Einige haben ſehr tiefe und muldenförmige Schaufeln, andere faſt ganz brettförmig-ebene. Wollte man auf Grund jeder derartigen Beſonderheit eine Raſſe „feſtlegen", ſo wäre das Ende davon nicht abzuſehen!

Digitized by Google

Leider herrscht an manchen Stellen ein wahrer Heißhunger nach derartigen neuen „Arten". Schon B. von Cotta klagte 1872 in seiner „Geologie der Gegenwart" in sehr herben Worten darüber, daß so viele „ungenügend begründete Arten vorliegen und sehr unvollständige Exemplare als neue Spezies in die Welt eingeführt" würden. Es ist sehr bedauerlich, daß man oft geringfügige Unterschiede in der Schädelform zur Grundlage neuer selbständiger Arten nimmt, ohne zu berücksichtigen, wie oft innerhalb des natürlichen Abänderungsspielraumes von einem Ende der Entwicklungsreihe gelegentliche Rückfälle auf das andere vorkommen. Erst wenn eine Form als sicher vererbend feststeht, kann sie doch als Unterart bezeichnet werden. Daß es solche auch beim Elche gibt, lehrt ein Blick darauf, wie sich nach Stärke und Farbe der Alaska-Elch vom Norweger und Sibirier unterscheidet. Aber wir dürfen im Hinblick auf die grundsätzliche Übereinstimmung der Schädelmaße diese Unterschiede nur als Unterarten, Spielarten oder „Varietäten" bezeichnen, die sich innerhalb der Art in ununterbrochener Reihe bewegen. Wie man in dem unmerklich zerfließenden Sonnenspektrum die wenigen Grundfarben erkennen mußte, so dürfen bei der Aufstellung und Umschreibung der Merkmale von zoologischen Spielarten nur die entscheidenden Gegensätze berücksichtigt werden. Sonst gelangen wir zu einer ins Kleinliche sich verlierenden Zersplitterung und einer zerfließenden Schattierung, mit der der Wissenschaft ein schlechter Dienst geleistet wird. Wenige aber scharf umrissene Grundformen tun unserer Systematik not!

Die stärksten Geweihe nach Auslage, Schwere und Zahl der Sprossen oder Schaufelzinken sind in der alten Welt wohl in Sibirien und im Regierungsbezirke Perm im europäischen Rußland zu finden. Das Zoologische Museum zu St. Petersburg weist Geweihe auf, die eine Auslage von 150 bis 160 cm zeigen bei einer Schaufelweite von 36 cm und einem Gewichte von 20 kg. Stärker noch sind die Geweihe der nordamerikanischen Elche. Wenn auch die unterkanadischen jene besten sibirischen und russischen kaum übertreffen, so trägt doch der Elch vom Yukongebiete und jener von Alaska, insbesondere aber der von der Kenai-Halbinsel Geweihe, die von keinem altweltlichen erreicht werden.

Im Oberlaufe des Yukon und zwar am Mc Millan-Flusse schoß Herr H. von Bergen 1908 einen der stärksten Hirsche jener Gegend. Das Geweih hat eine Spannweite zwischen den Schaufeln von 1,65 m. Er wurde indes übertroffen von Selous, der einen Schaufler von links 23, rechts 18 Enden schoß. Dies 75 englische Pfund schwere Geweih hatte eine Auslage von 1,70 m. Noch weiter, nämlich 1,76 m, spannten die Schaufeln eines Elches, den im Herbste 1908 ein junger Engländer namens Thompson erlegte, der am Mc Millan-Flusse in einer Goldgrube arbeitete und von seinem Dienstherrn

Digitized by Google

den Auftrag erhalten hatte, des Wildbretes wegen einen geringen Elch zu schießen. Er glaubte auch, einen solchen erlegt zu haben, und war des Todes verwundert, als er erfuhr, daß das Geweih die bis dahin bekannte weiteste Auslage zeige. Die Schaufeln sind aber nach zuverlässigen Mitteilungen nicht so regelmäßig geformt und nicht so schwer als die des von Herrn von Bergen gestreckten, der in der Deutschen Geweihausstellung von 1909 berechtigtes Aufsehen erregte. Am Mc Millan-Flusse, Weißen Flusse und Steward-Flusse, den besten Elchgegenden des oberen Yukongebietes, gilt ein Elchschaufler als stark, wenn das Geweih 1,52 m weit spannt.

Die Geweihe der Kenai-Halbinsel sind, wie gesagt noch schwerer als die vom Yukon. Als das stärkste von dort stammende Schaufelhaupt galt bis vor kurzem eins, das ungerade vierundvierzig Enden aufweist bei einer Auslage von 190 cm. Es wurde von einem Halbblutindianer in der Nähe vom Fort Selkirk im Yukongebiete erbeutet und an einen Herrn Sheard in Takoma, Washington Terr. verkauft, aus dessen Besitz es an den Herzog von Westminster kam.

Inzwischen aber hat Herr Paul Niedieck am 9. Oktober 1906 auf der Kenai-Halbinsel am Tustamena-See einen Elch geschossen, dessen Geweih eine Auslage von 1,97 m hat. Es galt bis jetzt als das stärkste der bekannten Geweihe. Indessen mißt ein aus Alaska stammendes und im Field Museum of Natural History in Chikago befindliches Geweih nach Angabe des Museums-Vorstehers, Herrn F. J. Skiff*), 1,98 m.

Seine Feinde.

Lungernd schleicht die von grimmigem Hunger geplagte Rotte der Wölfe durch Alaskas dünn bestandenen Birkenwald. Nichts zu beißen, so weit der spähende Blick reicht und die feine Nase wittert. Längst steht im Schnee keine Fährte mehr. Den letzten Hasen und Fuchs der Umgegend haben sie zerrissen. Gestern fanden sie im losen, tiefen Schnee die frisch abgeworfenen Schaufeln eines starken Elchhirsches; an denen nagen ihrer vier bis fünf jetzt neidisch knurrend herum. Andere sitzen nachdenklich auf ihren Keulen und denken Pläne für die heranziehende Nacht. Sollen sie wieder das Haus heulend umschleichen, das ein fremder Goldsucher für Weib und Kind am Ufer des Cojukuk in den Erdboden hineingegraben hat? Es wäre zwecklos, denn die einzigen und unersetzlichen Gehilfen seiner kühnen Abenteuerfahrt, seine Schlittenhunde, die sonst zum Nachtlager sich Löcher in den Schnee zu scharren pflegten, hat das Bleichgesicht, um sie gegen die Wölfe zu schützen, in dem Vorbau eingesperrt,

*) In einer Zuschrift an den Verfasser.

der wie ein Kellerhals den Eingang zu der unterirdiſchen Wohnung ſchützt. Dort halten ſie Wacht und geben wütend oder winſelnd Laut, wenn die Wölfe allzunahe ſich heranwagen. Drinnen an der Decke des Vorbaues hängt, in Streifen geſchnitten, das Wildbret von drei ſtarken Elchen, das den Hunden über Winter neben gedörrtem Lachſe zum Futter dient. Können die wedeln und bellen vor Freude! Und der arme Wolf muß heulend hungern! Der Rauch, der durch die den Erdbau beſchützende Blockhütte abzieht, duftet ſo verlockend

M. Steckel. *Askmenischken, November 1908.*

Im Elchrevier: Einſprung von unten.

nach Schmalz und Fiſch, und ein paar Abfälle finden ſich allezeit; aber nichts für den Hunger von verzweifelten Wölfen. Es wäre denn, daß das Bleichgeſicht mit ſeinem Feuerrohre wieder wie neulich ein paar von den nächtlichen Ständchenſängern zur Ruhe brächte, deren Leichname dann ſofort von der gierigen Rotte zerriſſen und verſchlungen würden! Über dem Rauchloche hat der Fremde eine Elchdecke ausgebreitet, die den Dunſt des Höhlenhauſes mählich entweichen läßt. Was das Weib dort in dem herrlich warmen Loche wohl über dem Kohlenfeuer ſchmoren und brätzeln mag, wenn es von der Freiheit und

Unabhängigkeit träumt, die der Goldſtaub in dem Elchhautſacke, auf dem ſie ſitzt, ihr verſchaffen ſoll in der fernen iriſchen Heimat? Der aufſteigende Schmalzduft überſteigt alle Erfahrungen der verwöhnten Wolfsnaſe! Es riecht nach Pfannkuchen, vom köſtlichen Mehle des dreikantigen (Buch-) Weizens bereitet, in Bärenfett geſotten und mit ſüßer Melaſſe oder würzigem Blaubeermus beſtrichen. Dazu trinkt das Bleichgeſicht Feuerwaſſer der grünen Inſel oder den duftenden gelben Trank der Schlitzaugen jenſeits des Behringsmeeres

M. Steckel. *Ackmenischken, November 1908.*

Im Elchrevier: Einſprung von oben.

— und der arme Wolf muß vor Hunger heulen! Kein Häuptling der Nittin Aht, Chilkat- oder Cojukon-Indianer ſchwelgte je bei ſo auserleſenem Mahle köſtlichen Seehundsfettes. Und an Salm und Schwarzbarſch leidet die üppige Geſellſchaft dort unten in ihrem herrlichen Palaſte ſo wenig Mangel, wie an Makrelen und friſch gefangenen Harlequin-Enten und Kragenhühnern — und der arme Wolf muß heulend hungern!

Doch plötzlich ſchweigt die ganze Sippſchaft und ſteht unruhig auf, geſpannt der alten Wölfin entgegenblickend, die von Kundſchaft zurückgetrabt

kommt. Auf dem Rücken des Waldhügels bleibt sie stehen. Schon ist die Rotte ihr zur Seite, und lautlos, Wolf hinter Wolf in der Fährte seines Vorderwolfes trabend, geht es vorwärts, talab, talauf, bis die Leitwölfin Halt macht und in die Tiefe sichert. Dort unten ruht ein schwerer Elch, der just in diesen Tagen das Schaufelgeweih abgeworfen hat und in dem tiefen Schnee sich wohl und sicher fühlt. Hinter dem Rücken des Höhenzuges führt die Leitwölfin das Rudel herum, um dann in Frontwendung mit heiserem Geheul auf den Elch loszustürzen. Sie weiß gut genug, daß der starke Hirsch in diesem losen Schnee mit Leichtigkeit sich dem Angriffe entziehen wird; und die Wölfe wissen dies alle. Dennoch stürzen sie in wütendem Anpralle auf den Hirsch los, der gar keinen Versuch macht, den einen oder anderen dieser frechen Burschen mit einem Hiebe der schweren Schalen ins Jenseits zu befördern. Anfangs hatte der Hirsch ihnen gar keine Beachtung geschenkt. Aber beim ersten Geheul ist er aufgesprungen und nun trollt er mit mächtig weit ausgreifenden Schritten seinen Verfolgern davon. Er zieht die Läufe nicht schlürfend durch den weichen Schnee, sondern hebt sie bei jedem Schritte hoch, um bei jedem Schritte wieder metertief hineinzustapfen; aber sein Gang hat dabei eine federnde Leichtigkeit, die ihn spielend den tiefen Schnee überwinden läßt. Dagegen versinken die Wölfe bei jedem Sprunge und müssen sich durch die wirbelnde und stäubende weiche Masse hindurchwühlen, um wieder und wieder der Fährte folgen zu können. Ein heiseres Aufheulen verkündet von Zeit zu Zeit die Richtung dieser grausenvollen nächtlichen Jagd. Über Täler und Berge geht sie dahin, den Uhu aufscheuchend und die Hunde im Indianerdorfe zu leisem Winseln bringend. Vorüber an den vor den Hütten der Häuptlinge aufragenden Stammbaumsäulen, den Totem-Pole, deren Fratzen im bleichen Schneelichte noch wilder erscheinen, vorüber an wilden Wasserfällen, die jetzt in eisigen Fesseln klirren, und über endlos scheinende verschlafen blinzelnde Moorsteppe dahin! Der Hirsch ist der ihm drohenden Gefahr sich wohl bewußt: hinter ihm zu beiden Seiten gierige Wölfe und in seiner Fährte immer wieder nahe aufkommend die unermüdliche graue Alte, der das weiche Winterhaar in weißen Spitzen um Rücken und Flanken weht; er kennt sie gut genug! Aber drüben, jenseits des wie ein ebenes weißes Feld vor ihm liegenden Stromes, ist der Wald dicht und der Schnee noch tiefer und lockerer als hier; dort will er die heulende Rotte bald zum Verschnaufen bringen und meilenweit hinter sich lassen. Doch als der Hirsch eben auf die Stromdecke hinauswechselt, stutzt er. Von drüben tönt ein langgezogenes Geheul herüber, dem alsbald seine Verfolger hellauf antworten. Und nun bricht auch von drüben eine ganze Rotte auf den Hirsch herein und zwingt ihn, rechts abbiegend dem Strombette zu folgen, um freie Bahn zu gewinnen.

Endlos liegt die schmale weiße Ebene vor ihm, rechts und links von hohen Ufern umsäumt. Das eine oder andere von diesen gilt es nun zu

gewinnen. Aber ſchon ſind hüben und drüben die Verfolger dem Hirſche voraus. Denn hier, wo der Wind den Schnee fegt und zuſammendrückt, hat ſich eine leichte Kruſte darüber gebildet, gerade hart genug, um die Wölfe überzuhalten und gerade hart genug, um dem einſinkenden Hirſche das Trollen faſt bis zur Ohnmacht zu erſchweren. Mit der Kraft der Verzweiflung ſucht er nochmals das vor ihm liegende Ufer zu erreichen. Aber der Verfolger ſind zu viele; er kann die Schalen gegen ihren frechen Angriff

M. Steckel. *Skirwith, Oktober 1908.*

Im Elchrevier: Unterholz und Schonung.

nicht gebrauchen, und ſein ſtarkes Stirngewaffen ruht ſeit zwei Nächten im tiefen Schnee. Drei, vier der Angreifer hat er mit feſten Hieben geſtreckt und durch die Luft geſchleudert. Da ſitzt die Alte ihm an der Droſſel, und im ſelben Augenblicke packen die anderen von allen Seiten zu. Wütend verſucht er, ſie abzuſchütteln. Aber bald iſt es um den ſtarken Hirſch geſchehen. Und ehe eine Stunde vergangen iſt, beißen ſich die letzten Hungrigen um ſein letztes Gebein.

Dann trabt die Rotte auf dem Kruſtenſchnee des Stromes dahin, Wolf hinter Wolf. Und die ſchwer ſchränkenden Spuren verraten am nächſten Morgen den Cojukon-Indianern, die dieſe Fährte kreuzen, daß die Hunde des großen Geiſtes ein Feſt gefeiert haben. — — —

Die helle Winterſonne ſcheint bei ſteifem Nordoſt auf den unter leichter Schneedecke blitzenden litauiſchen Wald. Auf dem Eiſe ſind weite Blänken reingefegt. Schlimme Zeit für die Elche, deren Schalen auf dem Eiſe ausgleiten. Gar mancher Wilddieb macht ſich das zu Nutzen und läuft auf Schlittſchuhen zu dieſer Zeit das Elchwild an. Jilk, der alte Bauernſpitz, braucht keine anderen Schuhe zu dem Geſchäfte, als die harten Sohlen unter ſeinen dürren Läufen. Und heute hält es ihn nicht länger auf dem Hofe. Er weiß, daß er Prügel kriegen wird, wenn man ihn im Walde erwiſcht. Aber er kann nicht bleiben. Geſtern war Treibjagd im Walde; er hat es an den vielen Schüſſen gehört. So wird er heute die Geſtelle entlang traben, um Nachſuche zu halten auf ſeine Art. Frühmorgens ſchon ſchnürt er los. Zunächſt durch den Kiefernwald hin. Kein Haſenwundbett entgeht ſeiner Naſe; aber auch nicht, daß da ſchon überall nachgeſucht iſt. Kein Krummer mehr zu finden! Immer weiter alſo; hinunter in den Niederwald! Graben auf, Graben ab trabt der Köter. Plötzlich fährt er herum, doch nur, um mit enttäuſchtem Geſichte weiterzuſchnüren. Verächtlich blickt er zu dem Eichkater auf, der ſchimpfend am Stamme hochrückt. Jetzt kommt er an das Geſtell, wo die Schützen beim letzten Treiben geſtanden haben. Zuſammenzuckend windet er kurz nach einer abgeſchoſſenen Patronenhülſe zurück. Dann trabt er weiter. Als er den Graben überfällt, ſtößt er auf eine Elchfährte. Schon recht ermüdet folgt er ihr doch; plötzlich aber bleibt er ſtehen, hebt den Kopf und ſchleicht einige Schritte vor. Dort iſt das Kalb auf dem Eiſe ausgeglitten und fortgerutſcht, bis in den Graben hinein. Eine nette Rutſchbahn! Mit drei Sätzen iſt der Köter an den Graben heran und ſteckt die Naſe hinein. Da kommt friſches Leben in ihn: er hat Knochenſplitter gefunden, die er gierig zerkaut. Dann ſchnürt er los, der Fährte nach, die in die Dickung hineinſteht. Bald hat er die volle warme Witterung. Da poltert das Stück auch ſchon vor ihm davon. Jilk hinterdrein, immer neben dem kranken Wilde, das nicht aus der Schonung heraus will. Als es den hechelnden Hund ſich zur Seite fühlt, bleibt es ſtehen. Aber es kann mit dem gebrochenen Vorderlaufe ihn nicht abwehren. So muß es ſich wieder zur Flucht bequemen, die bald wieder über glattes Eis führt. Ehe gedacht, rutſcht das laufkranke Kalb abermals aus und verſucht vergeblich wieder aufzukommen. Jilk überlegt. Er wagt es noch nicht, anzugreifen, er fürchtet die ſchnellenden Läufe. So legt er ſich vor das Wild und wartet. O, er kann warten!

Digitized by Google

Oberförster Hackel. *Ibenhorst.*

Elche (Gabler rechts und zwei Tiere) in Ibenhorst.

Mit der Geduld der Kröte, die Abends mit lüsternen Augen dem hervorkriechenden Regenwurme auflauert, mit der Geduld der Wildkatze am Hasenwechsel. Wenn ihm das Warten zu langweilig wird, so reizt er das Kalb mit frechem Kläffen, um es noch mehr zu ermatten, dann legt er sich wieder hechelnd davor. Das verängstigte Geschöpf wird vom Durste gequält. Der Köter läuft alle zwei bis drei Stunden einmal zur Quelle am Kressegraben und schlappt sich voll. Das Wild kann sich nicht mehr erheben, wie gestern am Grabenrande, denn nirgends bietet das glatte Eis für den gesunden Vorderlauf Halt. So wird es matter und matter. Immer kälter wird die Nacht, und immer heller flimmern die Sterne. Über den Bäumen zieht nach Mitternacht der kranke Mond herauf. Da sieht der Köter die ersehnte Stunde kommen. Matter beginnt das Elch zu schlagen. Da springt er von rückwärts zu, zerrt und reißt es knurrend und keuchend an der Drossel, bis ihm der heiße rote Saft entgegenströmt, den er gierig leckt und leckt. Dann reißt er weiter und weiter und springt dann zurück, als die heftigen Schneller der Läufe ihm das letzte Ende verraten. Dann, als das Stück da vor ihm ruhig ward, steckt er die Nase zwischen die Hinterläufe und schneidet an. Er reißt und reißt und frißt sich hinein, bis durch das Zwerchfell hindurch, wo Leber und Lunge ihn sättigen. Besudelt und verwildert, bis zum Platzen gefüllt, kehrt er nach achtundvierzig Stunden scheu und verstohlen zur Nachtzeit heim an seine Lagerstelle im Stalle des Bauern. Dort wird er sich im Stroh wälzen und säubern, und morgen wird er das unschuldigste Gesicht von der Welt machen und nur aufstehen, um am Brunnentroge seinen brennenden Durst zu löschen. Dann wird er abwarten, ob es Prügel gibt und, wenn diese abgeschüttelt sind oder der Bauer ihn vergessen hat, schlafen, um dann wieder zu wildern. Ein Herrenleben — wenn die Kugel nicht wäre, die ihm längst vom Förster zugedacht ist, und die ihn treffen wird, sobald man ihm im Walde erwischt! — — —

Behaglich zieht das Alttier mit seinen frischgesetzten Kälbern und Jährlingen über das Bredzuller Moor. Die trügerisch grünen Stellen weiß es vorsichtig zu meiden, seit es einmal eingesunken war und nur mit äußerster Mühe sich herausarbeiten konnte. Wo aber der Boden schwankt, da rutscht es nötigenfalls wie ein Hund auf den Keulen weiter, indem es mit den Vorderläufen sich fortschiebt. Ebenso rutscht das Elch drüben auf der Nehrung auf der Hinterhand im losen Sande der Dünenberge hinab. Am Moorrande äst nun unser Tier den würzigen Sumpfporst, wobei es sich breitläufig hinstellen muß, um bei seinem kurzen Halse das kaum mehr als fußhohe Kraut zu erreichen. Auch Weidenröschen sind um diese Zeit, im schönen Juli, gern genommen. Plötzlich aber prallt das Alttier zurück. Aus dem Strauchwerke

war eine garſtige Daſſelfliege ihm entgegengebieſt. Mit lang vorgeſtreckter Legeröhre verſuchte ſie, ihre Eier in den Haaren abzulegen, um ſie an die Haut zu bringen. Und als ihr dies bei dem heftig um ſich ſchlagenden Alttiere nicht gelang, hatte ſie unverſehens dem Schmaltiere die Peiniger am Rücken in die Decke gebracht. Das Schmaltier wußte nicht, warum die Mutter ſo toll auf das offene Moor hinaustrollte, daß es kaum

M. Steckel. *Ackmeniſchken, Oktober 1908.*

Im Elchrevier: Birkenhain am Hochmoor.

zu folgen vermochte. Bald aber, ſobald die ausgekommenen jungen Engerlinge ſich in die Haut zu bohren beginnen, ſucht ſich das Schmaltier durch Reiben und Lecken von dieſen Schmarotzern zu befreien. Dadurch gelangen die glashellen, etwa 15 mm langen dünnen Larven in den Schlund, durchbohren die Schleimhaut, um bis zum Ende des Winters in der Schlundwand zu verweilen. Mit dem Herannahen des Frühjahres durchbohren ſie die Schlundmuskeln und arbeiten ſich mit den an ihrem Mundſtücke befindlichen Stachelkränzen unter Windungen des Körpers nach der Körperoberfläche zu.

Digitized by Google

Sobald sie diese erreicht haben, häuten sie sich und bedürfen dann der Zuführung von Sauerstoff, die sie damit finden, daß sie mit ihrer am After befindlichen Atmungsröhre sich in das durch das Leder gebohrte Loch setzen. Dadurch entsteht natürlich eine eiternde Entzündung, die jedem Jäger auch beim Rotwilde bekannte Dasselbeule. Mit dem Wachstume der Engerlinge verdickt sich deren Wand und verwächst mit der Haut. Eines schönen sonnigen Vorfrühlingsmorgens arbeitet der Engerling sich aus der Haut heraus, die ihn neun Monate lang genährt und beherbergt hatte, verkriecht sich in Bodenritzen und verpuppt sich, um nach einem weiteren Monate als Fliege aufzuerstehen und sich wiederum unter dem Wilde Opfer für die neue Brut zu suchen. —

Noch weit mehr als diesen Feind fürchtet das Elch die im Juni fliegende Rachenbremse, die gleich ihrer dem Rotwilde so verhaßten Sippenverwandten, der „rotbärtigen" und der „bunten", spritzend ihre (im Gegensatze zu den Hautbremsen) sofort als Larven austretende Brut in die Nasenlöcher des Elches zu bringen versucht. Vermöge ihres Stachelgürtels und ihres Mundhakenpaares fassen diese sofort so fest Halt, daß alles Nießen und Schnauben des Wildes sie nicht zu vertreiben vermag. Dann arbeiten sie sich in die Rachenhöhle oder die Nasengänge hinein, kommen dort bis zum Drosselknopfe und verstopfen bei ihrer im Frühjahre eintretenden Entwicklung die Atmungswege so sehr, daß häufig der Tod, fast stets aber ein starkes Kümmern des befallenen Stückes die Folge ist. Zum Jammern herabgemagert, fortgesetzt schnarchend, mit dem Kopfe schlagend, findet das geplagte Wild bei Tag und Nacht keine Ruhe. Seine Nase sondert schweißigen Schleim ab, und das Äsen ist ihm wegen der Entzündung der Halsdrüsen entsetzlich erschwert. Endlich, im Juni, findet es dadurch Erlösung, daß es die reifen und zum Lichte drängenden Larven ausnieſt oder aushustet. Entwickeln diese sich aber am Drosselknopfe in schneller Gleichmäßigkeit, so findet das Wild nur unter furchtbaren Todeskämpfen endlich sein erlösendes Ende.

Die erste der auf dem Elche lebenden Arten der Rachenbremse wurde von dem Ibenhorster Oberförster Ulrich im September auf einem verendenden Elche gefangen und daher von Fr. Brauer, dem bekannten Erforscher dieser Biesfliegen, nach ihm Cephenomia Ulrichi genannt. Unseres Wissens befindet sich nur ein Stück dieser seltenen Art im Wiener Museum. Um so wertvoller ist es, daß es 1908 in der Oberförsterei Tawellningken gelungen ist, eine Larve dieser Rachenbremsart auszubrüten. — —

Der alte Hirsch hatte seine guten Schaufeln und seine grobgemähnte Decke aus tausend Gefahren in Sicherheit gebracht. Gar oft hat ihn im baltischen Walde das Geläute der hochläufigen Bracken oder Bassets umklungen. Mancher Verbeller hat ihn vergeblich zu stellen versucht. Mit List und Vorsicht

M. Steckel. *Achmenischken, Oktober 1908.*

Elch (Gabler) am Waldrand, sichernd.

hat er ſich in manchem Triebe rückwärts durch die Treiber geſchlichen. Jetzt fühlt er, daß es mit ihm zu Ende geht in ſchimpflichem Tode. Nicht der Blitz aus ſicher treffender Jägerbüchſe wird ihn dahin raffen. Ein ekelhafter Dreck juckt ihm an Bruſt, Bauch und Weichen. Er fraß ihm zur Brunftzeit das dunkle Hochzeitskleid entzwei und zehrt nun mit eiternden Beulen an den Kräften, daß er herunterkommt zum Steinerbarmen. Wie ein Ausgeſtoßener wird er von ſeinem Wilde gemieden, und dahinſiechend wie ein Schatten ſucht er die heimlichſten Winkel ſeines Erlenbruches auf, um allein zu ſein in ſeiner Not. Geſtern fand er drüben auf der Inſel im Röhricht ein Stück, dem es noch übler ging, als ihm ſelbſt. Stinkender Eiter ſtand ihm in den riſſigen Wunden, und vor Mattigkeit konnte es kaum noch zu ihm aufblicken. Es war das Schmaltier, deſſen erſten Beſitz er zur Brunftzeit mit wildem Wiehern bejubelt hatte. Heute wird es verendet ſein. Der Hirſch weiß: wenn alle Bewegung aufhört, das iſt das Ende, der Tod. Und er ſpürt es, daß ihm kein Lecken und kein Scheuern an Erlen und Kiefern mehr nützt. Matt läßt er das nun ſchaufelloſe Haupt hängen und tut ſich ſtöhnend nieder. Und doch treibt ihn der peinigende Schmerz wieder hoch und läßt ihn wandern, raſtlos, beſinnungslos, gleichviel wohin. Bis auch zum Wandern die Kraft erliſcht. Unwillkürlich hat es ihn zurückgetrieben zum Erlenbruche und dem Röhricht, wo des Schmaltiers Leichnam bereits in Verweſung überzugehen beginnt. Der Hirſch möchte dieſer ihm entgegenſtrömenden Witterung entfliehen. Aber er kommt nicht mehr hoch. In letztem Zittern erwartet er das trübſelige Ende ſeines Daſeins, das ſo ſchön einſt hier im heimlichen Waldverſteck begann, in der Einſamkeit der dunklen Erlen. Niemand wird ſo leicht ihn hier finden. Vielleicht erbarmt ſich der Spätherbſt und deckt ſein jämmerliches Ende mit dem weiten weißen Linnen zu. Und was hülfe es auch, daß der Buſchwärter ihn fände? Der alte Mann wird ſich höchſtens den Kopf kratzen; denn er weiß auch nicht, was ſeit einiger Zeit los iſt mit ſeinem Wilde. Schon ein halbes Dutzend guter Elche ſind ihm eingegangen an dieſer Seuche, die kein Menſch bisher hier in Livland gekannt hat. Der Tierarzt aus Riga, dem der Herr Baron Teile von einem der Gefallenen Stücke zugeſandt hat, meint, es ſei eine anſteckende Krankheit und hat einen lateiniſchen Namen genant, ſo ähnlich wie „Aquaruss“ oder „Acarus“. Der Buſchwärter meinte, es ſei eine ganz gemeine Räude. Und der Herr Baron belehrte ihn darüber, daß das dasſelbe ſei, daß die Gelehrten es aber lateiniſch nennten, um beſſer verſtanden zu werden. Der Doktor wußte auch eine Medizin zum Einreiben: Aquarin oder Acarin oder ſo ähnlich! Du lieber Himmel, was hilft da das Lateiniſch! Und was hilft da die Doktorſchmiere! Grüne Seife wäre wohl ebenſogut. Aber man kann doch nicht die Elche einſeifen wie die Schulkinder, wenn ſie die Krätze haben! Na, ja!

Seufzend schob sich der Alte die Mütze zurecht, als sein Junge ihm meldete, daß im Erlenbruche schon wieder ein bereits angegangenes Schmaltier und nicht weit davon der stärkste Schaufler des Gutswaldes lägen. „Na ja, ich sage ja! Was soll man dabei tun? Wär gut, grüne Seife! Aber krieg du die Halche und schmiere! Na ja!“ — — —

Durch das träumende Land strömt die Onega vom Latscha-See dem Weißen Meere zu. In den Wäldern und Sümpfen an ihren Ufern brütet das heimliche Glück. Die Jodeler des Birkhahnes sind verstummt, kein Schnepf murkst mehr, nur Rotkehlchen stimmt abends sein wehmütiges Lied an. Und von den Siedelungen der Wacholderdrosseln klingt es wie Lieder der Balalaika zum dunkeln Wasser herüber. Zwischen den hohen Steinen am Fuße des mit Birken und Espen bestandenen Hügels hat Mischka sein Lager. Zur Winterszeit hatte er dicht dabei im Kiefernwalde unter einem hohen Windwurfe seinen Einschlupf in das verschneite Winterschloß gehabt, das er so schön mit Moos ausgepolstert und so gut gegen neugierige Bauern versteckt hatte, daß kein Einkreiser ihn fand. Damals hatte er einen Pelz wie ein Graf; jetzt zotteln ihm die Fetzen der Winterfarbe um die Schultern herum wie einem Tagediebe seine Lumpen. Und dabei steht doch der Hochzeitsmonat bevor und Mischka ist bereits ebenso verliebt, wie er hungrig ist. Die dreijährige Bärin hat es ihm angetan, und er schnürt oft lange Tage sehnsüchtig auf ihrer Fährte hin. Dann sitzt er wieder und sinnt, wie er den Bienen in der dicken Kiefer beikommen könnte oder dem Elchkalbe, das kürzlich in der Fichtendickung gesetzt ist. Wenn nur die Alte nicht wäre! Er mag so wenig mit ihr anbinden wie mit dem alten Hauptbären, der seiner Geliebten jetzt den Hof macht. Der Protz in seinem sammetweichen braungoldigen Sommerpelze! Ärgerlich schnüffelt Mischka das Ufer des Waldsumpfes nach Schnecken ab, wälzt ein paar Steine im Wasser, nach Krebsen suchend, um und kehrt dann mit magerer Ausbeute in die Kiefern zurück, um sich an Morcheln und Wurzeln zu sättigen. Ein rechtes Bettlerleben!

Seit er im Frühjahre den verschlafenen Dachs in der Mittagssonne erwischte, hat er sich nicht mehr an Wildbret gesättigt. Alle Tage Wurzeln und Pilze! Und alle Tage das geringschätzige Brummen der Jungbärin. Ärgerlich leckt sich Mischka die Innenseite seiner Unterschenkel. Dann erhebt er sich und trabt leise auf weichen Socken der Dickung zu, in der das Elchtier sein Lager hat, nach dem es ihn unwiderstehlich hinzieht. Unter Wind bleibt er hinter dem dicken Wacholderbusche sitzen. Die Alte ist aufgestanden und säugt ihr Kalb. Vorsichtig sichert sie dabei nach allen Seiten, und die unruhig spielenden Lauscher zeigen, daß ihr nicht alles richtig vorkommt. Nichts zu machen, Mischka! Plötzlich wird der Bär hoch. Das

Digitized by Google

Elchtier greift heftig mit der Oberlippe nach ſeiner Flanke, um eine Fliege abzuwehren, von der es geſtochen iſt. Dann zieht es unruhig hin und her und trollt ſchließlich mit ſeinem Kalbe ab. Miſchka halb mißmutig, halb neugierig hinterdrein.

M. Steckel. *Ackmenischken, Oktober 1908.*

Elch (Sechſer mit Schaufelanſatz), am Boden äſend.

Eben kommt er recht, um zu ſehen, wie Mutter und Kalb die Blänke des Waldſumpfes angenommen haben, und wie die Alte ſich im Waſſer wie toll geberdet. Miſchka ſitzt auf ſeinen Keulen und wartet, was dies ſonderbare Spiel ergeben wird. Nach einer Weile zieht das Alttier aus dem

Digitized by Google

Waſſer heraus, bleibt zitternd am Ufer ſtehen mit geſenktem Kopfe, zuckt, wirft ſich nieder, um dann wieder aufzuſpringen, ein paar Schritte fortzuwechſeln, wieder niederzuſtürzen und dann ſtöhnend liegen zu bleiben, ſchwer keuchend, hilflos — elend, zum Verenden elend.

M. Steckel. *Ackmenischken, Oktober 1908.*

Elch: Sechſer mit Schaufelanſatz.

Das Kalb ſtarrt auf die Mutter nieder, leckt ihr das Geſicht und ſucht nach dem Geſäuge. Da trifft ein ſchwerer Schlag es ins Genick. Mit einem Satze iſt Miſchka herbeigeſprungen und zerreißt das Kalb vor den Augen der verendenden Mutter. Dann ſchleicht er um dieſe herum und

ſpringt auch ihr ins Genick; ein paar Brantenhiebe und das ſtarke Alttier hat ausgelitten. Die harten ſchweren Schalen, die den Bären ſo oft in ſcheuer Achtung hielten, haben ihren letzten Schneller getan.

Mit dem Gebrüll befriedigter Genugtuung geht Miſchka an ſeine Mahlzeit. Erſt reißt er dem Kalber den Leib auf, dann der Mutter. Als er ſich geſättigt hat, packt er beide zuſammen. Dann wühlt er den Erdbaden auf und deckt ſeinen Riß mit Gras, Steinen und Erde zu. Er achtet es nicht, daß er ſich die rechte Brante an den ſcharfen Schaufeln des Kalbes geritzt hat und arbeitet den Hügel ſauber hoch, damit kein Neidiſcher ſeiner Sippe den friſchduftenden Riß finde. Dann legt er ſich ſchweißbeſudelt auf dieſen drauf, um ihn ſchlafend zu bewachen.

Aber, ſonderbar! Miſchka ſchläft nicht! Knurrend wälzt er ſich herum. Ihm wird ſo heiß und es dürſtet ihn. Der Lecker hängt ihm zum Fange heraus. Er will zum Waſſer, aber ſeine Glieder ſind wie gelähmt. Dann ſchüttelt es ihn in heftigen Zuckungen und wirft ihn herum. Geifernder Schaum ſteht ihm auf den Lippen. Er will hoch, aber er kann nicht mehr. Matter wird er, immer matter; er kann nicht mehr brüllen. Nur nach ein heiſeres Gurgeln und ein letztes Röcheln. Dann iſt Miſchka ſtill und ſchläft — auf dem Hügel, unter dem er das Elch mit ſeinem Kalbe verſcharrt hat. Wie ſie den ewigen Schlaf.

Nach drei Tagen war der Hügel zerwühlt und daneben lag eine ſtarke Jungbärin neben einem Hauptbären in braungoldig ſchimmerndem Pelze. Niemand kümmerte ſich um ihre Leichen, als eine Schar grünlich ſchimmernder Fliegen, die von dem auf den taten Stücken ausgetretenen dunkelroten Schweiße weiter flagen und ſtachen, was ihnen erreichbar war: Haſen und Eichhärnchen und jedes Elch, das ſein ſchützendes Dickicht oder das tiefe Waſſer der Waldſeen verließ. — Milzbrandblutſchlag nennen die Menſchen dieſe furchtbare, aus Aſien ſtammende, peſtartige Seuche. In Rußland und den Oſtſeelandſchaften hat ſie in den Jahren 1752 und auch 1866 wieder furchtbar gewütet. Und in ihrer milderen, langſamer verlaufenden, aber doch wegen der Erzeugung eiternder Karbunkel nach ſehr gefürchteten, Form ergriff ſie im Jahre 1885 nach den baltiſchen Landſchaften auch unſere preußiſch-litauiſchen Reviere und farderte dart zahlreiche Opfer. — —

Auch die Läſerdürre hat in den ruſſiſchen Oſtſeelandſchaften im Jahre 1752 unter den Elchen furchtbar gewütet. Wie bei dem Rindvieh, von dem ſie übertragen war, trat dieſe Peſt mit Ermattung des Wildes, Fieber, Steifheit der Lenden auf und führte zu ſchnellen Verenden der befallenen Stücke. In Rußland mag ab und zu auch wahl die Maul- und Klauenſeuche durch Weidevieh auf das Elch übertragen werden und zum Abfallen der Schalen führen, die in die Fährte erkrankter Rinder getreten ſind. Auf Stellen wo Schafe weiden, wird dem Elche zuweilen auch der Leberegel gefährlich, der

Digitized by Google

von dem Blute der inneren Gallengänge lebt, durch seine zahlreichen schuppenförmigen Stacheln diese entzündet, den Blutlauf hemmt, die Gallenabsonderung stört und, wenn er zahlreich auftritt, herbeiführt, daß das befallene Stück an Wassersucht eingeht. Die Eier dieses etwa 3 cm langen Schmarotzers gelangen aus der Leber in das Gescheide und werden mit der Losung ausgeschieden. Die Larven entwickeln sich im Wasser. Ob sie von dort beim Tränken in das Wild gelangen oder welches sonst ihr Entwicklungsgang ist, bedarf noch der näheren Aufklärung.

Ein Studierter.

Die Fischerwirte von Gilgischken und Griebeningken hatten mit vieler Mühe ihre benachbarten Kirchhöfe aufgeschüttet. Zahllose Kähne voll Sand waren herbeigefahren, um für die lieben Toten eine hochwasserfreie Ruhestätte zu beschaffen. Ein hübsches schwarzgestrichenes Gitter mit weißen Lattenspitzen umfriedete den angeschütteten Berg, und die Gräber waren sauber mit Immergrün bepflanzt. In diesem Waldgebiete zwischen Griebe, Tawe und Gilge bewegt sich ja fast aller Verkehr im Kahne. Im Kahne bringen sie ihr Vieh auf die Weide, holen sie ihr Heu ein, fahren sie ihre Erzeugnisse zu Markte. Im Kahne wird der Säugling zur Taufe, das Brautpaar zur Trauung gefahren, wird dem Toten die letzte Ehrung erwiesen. Es stimmt sehr feierlich, wenn solch ein Zug unter Choralgesängen sich durch den dunklen Wald hin bewegt. Voran meistens ein Kahn mit der Musik, dann der reich mit Tannengrün und Ranken geschmückte Sargkahn, im nächsten Fahrzeuge der Pastor mit den Angehörigen und dann in langem Zuge das Gefolge der Leidtragenden, alle in ihrer kleidsamen ernsten Kirchentracht. Zur Zeit des Schacktarpes, wenn nur mit schwerer Mühe der Weg zum Friedhofe zu erzwingen ist, wirkt solch ein Begräbnis doppelt düster und herbe auf das Gemüt. An einem grauen Vorfrühlingstage arbeitete ein derartiger Zug sich zu dem vom Morscheise umlagerten Kirchhofe von Griebeningken hin. Schon sah man aus düsterem Erlengrau die schwarzen Kreuze mit den weißen Inschriften herausblicken, und die Bläser setzten in üblicher Weise ein: „Jesus meine Zuversicht!“ Aber als ihr Kahnführer die Spitze seines Fahrzeuges gegen das Ufer trieb, erhob sich ein Schrecken unter den Insassen. Denn an dem Eingange zu der Pforte des Friedens stand mit gesträubter Mähne, rotunterlaufenen zornfunkelnden Lichtern und schnaubenden Nüstern ein starker Elch, der niemand an Land ließ.

Zum Glücke war der Tote Mitglied des Kriegervereines gewesen. So wurde der Kahn vorgerufen, in dem die alten Krieger saßen, die ihrem Kameraden die letzte Ehre erwiesen. Sie trieben mit einigen blinden Schüssen den

Elch vom Kirchhofe hinunter, worauf er ſchnurſtracks zu dem anderen, dem von Gilgiſchken hinüberſchwamm.

Fuchsteufelswild kam er dort an, und da er den Friedhof verſchloſſen fand, ſchlug er das Gitter ein. Dann trollte er zwiſchen den Kreuzen hin, die ihm nirgends rechten Platz zum Bette boten. Daß unter dieſen ſorgſam aufgeſchütteten Hügeln die Toten von Gilgiſchken ruhten, wußte er ja nicht. Ihn ärgerte nur der ſeiner Meinung nach zerwühlte Erdboden. Alſo ebnete er mit

M. Steckel. *Ibenhorſt, Oktober 1908.*

Elchbett im hohen Rohr.

den Läufen ein paar von den Kupfen hübſch ſauber ein, ließ ſich das ausgeriſſene Immergrün munden und verbiß, da es ihm an anderer Äſung fehlte, die Lebensbäume und Wacholder, die an den Kupfen ſtanden.

Dann tat er ſich behaglich nieder. Aber unter ihm ſtörte ihn eine harte eckige Baumwurzel oder dergleichen. Mürriſch erhob er ſich nochmals und ſchlug mit ein paar ordentlichen Schalenhieben das eckige Ding zuſammen. Es klang ſonderbar hohl und viel Erde polterte nach. Als an einem der nächſten Tage die Bauern von Gilgiſchken in langem Zuge mit Geſang und Muſik angefahren

19.

M. Steckel. *Ackmenischken, Oktober 1908.*

Vom Äsungsplatze zum Hochwald ziehende Elche.

kamen, um einen ſchwarzen Kaſten herzubringen, wurde er im höchſten Grade zornig über dieſe nach ſeiner Meinung unerhörte Störung. Aber wieder wurde er vertrieben, und die Wirte erhoben hinter ihm her bittere Vorwürfe wegen Friedhofsſchändung.

Der Hirſch aber mußte ſich durch das ſteife Morſcheis mit aller Kraft hindurcharbeiten, um den Deich und den dahinter liegenden Polder zu ge-

M. Steckel. *Ackmenischken, Oktober 1908.*

Verhoffende Elche (Gabler und Spießer).

winnen. Seine Laune war nicht gerade die beſte. Und der ſchwarze Köter fehlte gerade noch, der ihm, als er über das Feld an der Waldburger Förſterei vorbeitrollte, mit frechem Blaffen und Kläffen entgegenſprang. Der Elch blieb eine Weile ſtehen und lauerte, ob der Hund ihm nahe genug für einen tüchtigen Hieb des Vorderlaufes kommen würde. Da dies nicht geſchah, ging er zum Angriffe über, trieb mit wütendem Schnauben den Hund fort und verfolgte ihn bis auf den Hof der Förſterei, wo Karo ſich heulend zwiſchen die Beine ſeines eben aus der Scheune heraustretenden Herrn flüchtete. Ohne Beſinnen ſtürzte der Elch ſich nun auf den Hund mitſamt dem Förſter los, die ſich ſchleunigſt

beide in die Scheune flüchteten, deren Tor der Förſter hinter ſich zuzog. Wie der Blitz war der Elch um die Scheune herum; und nicht viel hätte gefehlt, ſo wäre er zum anderen Scheunentore hereingekommen, das der Förſter mit knapper Not noch zu ſchließen vermochte. Nun war der Jägersmann mit ſeinem Karo eingeſperrt, und der Belagerer hielt jeden, der zum Entſatz kommen wollte, fern. Endlich nach zwei Stunden trollte er ab und der Förſter konnte

M. Steckel. *Helena Werders, Oktober 1908.*

Dſchurke im Röhricht des Skirwith. Von einer Kanzel aus geſehen.

aus ſeiner Scheune herauskommen. Kaum aber zeigte er ſich wetternd und ſchimpfend auf dem Hofe, als der Elch aus dem Hinterhalte, in dem er gelauert hatte, wieder auf ihn losſtürzte und ihn abermals in die Scheune einſperrte.

Tags darauf wurde der Hirſch wegen Bedrohung mit lebensgefährlichen Waffen, widerrechtlicher Freiheitsberaubung, Hausfriedensbruch uſw. beim Oberförſter verklagt, und dieſer nahm die Büchſe aus dem Schranke, um auf Grund der für ſolche Fälle ihm erteilten beſonderen Erlaubnis trotz der Schonzeit das Urteil ſelbſt zu vollſtrecken. Dem Kläger gelang es mühelos,

den Oberförſter an den auf einer Moorblöße ſtehenden Elch heranzubringen. Friedlich äſend ließ dieſer beide Forſtmänner heran bis auf hundert, ſiebzig, dreißig Schritte. Der Oberförſter ſchüttelte verwundert den Kopf. Er nahm eine Handvoll Erdſtücke auf und warf ſie nach dem Elche, worauf dieſer langſam forttrollte und nach dreihundert Schritten urvernünftig ſtehen blieb. Ein etwas zweifelnder Blick auf den Förſter brachte dieſen in Erregung; er verſicherte beſtimmt, daß dieſer Elch der Schuldige ſei. Da aber eine Verwechſlung möglich war, ſollte der Hirſch zunächſt ſorgfältiger beobachtet und feſtgeſtellt werden. Dieſe Arbeit erleichterte er dem Förſter nun ganz weſentlich. Eines Mittags, als der königliche Forſtaufſeher gerade zum Beſuche bei dem gräflichen Förſter war, brachte der Elch wieder wie neulich mit Schwung und Nachdruck Karo nach Hauſe und zwar diesmal unmittelbar in die Waſchküche hinein, wo die Magd ein durchdringendes Geſchrei erhob.

Diesmal wurde er nun unter genaue Beſichtigung genommen, und als er zum Walde zurückwechſelte, folgte ihm der Forſtaufſeher und ſtellte ſeinen Stand feſt. Auf Grund ſeines Berichtes erhielt er den Befehl, den Hirſch abzuſchießen.

Als der Oberförſter den zur Strecke gebrachten Tollkopf unterſuchte, ſtellte ſich heraus, daß der Hirſch in der Naſen- und Rachenhöhle 365 Rachenbremslarven hatte.

„Na, ſiehſt du!“ meinte der Forſtaufſeher einige Tage ſpäter zu ſeinem Berufsgenoſſen aus dem Gräflichen. „Wenn du eins von den Bieſtern im Schädel hätteſt, würdeſt du auch dammelig! Zwei davon könnten einen Hammel zum „Profeſſor“ machen — und der Hirſch hatte dreihundertundfünfundſechzig im Kopfe!“

Der ſchlimmſte Feind.

„Du, ja du biſt der Kluge! Wie oft hat man dich ſchon durchgeprügelt! Du — —! Werd ich dir den Verſtand mit dem Karbatſch von hinten nach vorn treiben! Was haſt du angeſtellt? Jetzt ſind alle Elche herunter aus den Bergen! Keiner iſt mehr drüben — und nur fünf halb verfaulte Stücke haſt du gebracht — o du, du —!“

Dem alten Serjoſchka glühte der Kopf von der Aufregung des Zornes und Schnapſes. Er holte weit aus und ſchlug ſeinem halbwüchſigen Andrej eine Ohrfeige herunter, daß ihm Hören und Sehen verging und er zähnefletſchend in das verzerrte Geſicht des Alten ſtierte. Mit tückiſch drohendem Wolfsblicke zog der Junge ſich vor dem wütenden Alten zurück. „Was konnte ich tun?“ heulte er. „Weiß ich, warum nichts in die Fallgruben ging?“

„So, du? Du willſt den Vater — du —.“

Digitized by Google

Wieder klatſchte eine Maulſchelle, daß die Hütte dröhnte und die alte Nataſchka wimmernd in der Ecke am Ofen die Hände rang.

„Willſt du mich lehren, mich belügen? Keine Grube haſt du ordentlich verblendet! Du — du! — Ja — haſt du die Verhaue ausgeflickt? So ſind die Elche alle durch, wo wir doch hundert hätten fangen müſſen in den ſchönen Gruben! O, du Mißratener, daß Gottes Donner dich erſchlagen möchte!"

Wieder jammerte die Alte im Winkel: „Was ſoll nun werden, o, was ſoll nun werden?"

Da reckte der Junge ſich auf.

„Was werden ſoll? Eh! Iſt's meine Schuld, daß die Elche nach Solikamsk gewechſelt ſind, eh? — Was werden ſoll? He! Draußen ſchneit es wieder! Wird mittags die Sonne am Schnee lecken; werden wir Schneekruſte kriegen!"

Torkelnd ſtieß der Alte die Tür zur Hütte auf. Draußen wirbelten die Flocken, der Schnee trieb in dichtem Schauer über das Birkenmoor hin. Knurrend und fluchend kehrte er zurück, um auf der Bank ſeinen Rauſch und Zorn auszuſchlafen und erwachte erſt, als der Hahn ſchon längſt von der Stange herabgekommen war und flügelſchlagend und krähend in der Hütte umherlief. Draußen ſchneite es unaufhörlich, den ganzen Tag über und die nächſte Nacht. Am anderen Morgen lag die Schneedecke wohl zwei Fuß hoch, und der Oſtwind pfiff kalt und ſcharf darüber hin. Dann kam die Sonne. Und Andrej lachte: „Nun, was wird nun werden, eh?" Knurrend ging Serjoſchka an ihm vorüber und ſah nach den Schneeſchuhſtöcken, an denen er lange Meſſer befeſtigte, um Pulver und Blei zu ſparen bei der Jagd am nächſten Morgen. Sah nach ſeiner Schneekapuze und den Leinen für die Verbeller. Dann ſchickte er Andrej zu Aljoſchka hinüber; und als der Junge fort war, ſaß er noch eine Weile am Feuer des Kienſpanes und träumte von den Elchen in früheren Zeiten, als er jahraus, jahrein in den Blendgruben und Speerfallen hundert, zweihundert fing und Schnaps und Tabak in Hülle und Fülle dafür hatte, uiſeh!

Am nächſten Morgen weckten ihn Andrej und Aljoſchka auf, die ſchon die Schneeſchuhe an den Füßen und die Verbeller an den Leinen hatten. „He, was wird nun?" rief der Junge grinſend dem Alten zu, der flink ſeine Suppe löffelte. „Am Schwarzſumpfloche ſtehen die Fährten von zehn Stück. Und am Wolfsloche ſind andere hinüber! Und der Schnee iſt hart wie Eis!"

Serjoſchka heraus, die Schneeſchuhe feſter gebunden, und los gleiten die drei, jeder mit einem Verbeller an der Leine, über die harte Fläche hin dem mit Geſtrüpp bewachſenen Sumpfe zu. Der Wind heult durch die brauſenden Birken an dem Moraſte, der im Sommer eine ſchwankende Decke trägt, jetzt aber glatte Bahn bildet. Da ſtehen die Fährten; geſtern ſind hier die Elche, vom Ural heimkehrend, durch. Drüben werden ſie ſtehen in dem welligen Buſchlande. Dort ſchralt der Wind. Aber Serjoſchka weiß Beſcheid. Und die

Wolfſpitze ſtellen ihre Lauſcher nach vorn, ihr Haar ſträubt ſich; ſie zeigen, daß der Tanz beginnt. Keine paar hundert Läufe weit, da heult Aljoſchka auf und läßt ſeinen Laika los. Der ſchnellt laut Hals gebend, auf einen Elch zu, der hinter einem verkohlten Stamme mit geſenktem Haupte dageſtanden hatte, als wolle er verdächtige Laute auffangen, nun aber losbricht und ein halbes Dutzend Tiere mitnimmt, die neben ihm im Schnee geſeſſen hatten. Schon ſind auch die anderen Hunde heran, und die Hetze beginnt. Serjoſchka hält die Mitte, die Burſchen ſauſen links und rechts voraus, Hunden und Elchen nach. Schnell gewinnt das Wild weiten Vorſprung. Aber Hunde und Schuhläufer halten die Fährte, die bald ſich rot färbt von den ſchweißrünſtig gewordenen Läufen der Elche. Und immer näher kommen dem ermüdeten Wilde die hechelnden und Hals gebenden Hunde, die von wilder Mordluſt trunkenen Verfolger auf. Bald iſt Andrej einem hochbeſchlagenen Tiere zur Seite und ſtößt ihm den Speer in die Tracht, die Frucht im Mutterleibe durchbohrend. Dann, als die Kräfte das gepeinigte Wild verlaſſen und es zuſammenbricht, ſchneidet er ihm mit wuchtigem Hiebe die Heſſen der Hinterläufe durch und jagt, unbekümmert um die Qual des hilflos verendenden Tieres, jauchzend weiter, der Fährte nach, die der Trupp genommen. Ein Kalb fällt Aljoſchka zum erſten Opfer. Dann geht es weiter, über Moore dahin und wieder durch brauſenden Birkenwald, bis bleigrau der Abend heraufzieht und eine alte verfallene Hütte am Ufer des großen Sees erreicht wird. Dort kriecht Serjoſchka mit den Burſchen unter, nachdem er vergeblich verſucht hat, die Hunde zurückzurufen. Die jagen weiter, immer weiter dem ermatteten und verzweifelten Wilde nach und drücken dies ſchließlich am anderen Ufer des Sees herum wieder der Herfährte zu. Der Wind hat ſich inzwiſchen gelegt. In eiſiger Klarheit funkeln die Sterne hernieder auf Wald und Moor und die Hütte, aus der roter Feuerſchein heraus leuchtet und der Rauch kerzengerade in die helle Nacht emporſteigt. Der Alte ſchläft. Aber Andrej wacht. Und plötzlich weckt er den Vater und Aljoſchka. „Auf! He, auf! Die Hundchen!" Und richtig! Näher, ſtets näher dringt das Geläute der Hunde. Zuweilen ſteht die Jagd, und der Hals der Verbeller klingt tiefer und gröber. Standlaut! Das fährt dem Alten wie Feuer durch den Leib; und wie der Wolf jagt er auf die Hunde zu, daß ſelbſt die Jungen ihm kaum nachzukommen vermögen. Zwei der Verbeller haben den ſtarken Hirſch geſtellt, der wie eine Mauer ſteht, um mit den ſchweren Schalen die Frechlinge abzuſchleudern, wenn ſie ihm allzunahe kommen. Da iſt der Alte heran und, ehe der Hirſch ſich wendet, iſt er um ihn herum, ſtößt ihn nieder und ſchlägt die Heſſen durch. Inzwiſchen iſt Andrej hinübergeeilt, wo der dritte Hund einen Trupp ermüdeter Tiere verbellt. Bald ſucht der Köter das Leittier ins Geäſe zu beißen, bald in die Hinterläufe. Aber blitzgeſchwind weicht er aus, wenn das Tier ſchnaubend und quiekend hintenausfeuert, daß die Schalen klappernd zuſammenſchlagen. Er greift dann ſofort wieder vorn

an, um vor allen das Leittier zu ermüden. Und schon kommt ihm Hilfe in den anderen beiden Hunden und in Aljoschka, der heransaust.

Als die Sonne des grauen Vorfrühlingsmorgens blutigtrübe durch die Wand der Frühnebel bricht, liegt das letzte Stück zuckend und verendend im zerwühlten Schnee, und das Gemetzel ist beendet. Die Burschen streifen nur die Decken ab, da sie das Wildbret nicht mitzunehmen vermögen. Mittags sind sie mit ihren Schlitten heran und fahren lachend ab, den Wölfen den Rest überlassend.

Was bedeutet der Reißzahn aller Wölfe, Luchse, Bären und Tiger im weiten heiligen Reiche des Weißen Zaren gegen die rohe Mordlust des vertierten Scheusales, das Gott zu seinem Ebenbilde sich erschuf!

Hinter dem Elchhunde.

Der alte Hirsch, von dem ganz Dalekarlien als von einem Hünen aus Urvätertagen sprach, sollte ein Paar Riesenschaufeln tragen, wie zwei Flachkörbe tief und breit, an denen kaum noch irgendwelche Auszackung zu bemerken sei. Seine Fährte sei größer als die irgendeines Elches in ganz Schweden und seine Bosheit noch größer als seine Verschlagenheit. Wer ihm zu nahe komme, möge sich hüten! Übrigens lasse er sich nicht stellen. Denn er sei heute hier und morgen zehn Meilen weiter. Ewig ruhelos auf der Wanderschaft; ein wahrhaft unheimlicher Kerl.

Sven Studde hatte sich das nicht zweimal sagen lassen. Schon am nächsten Morgen hatte er die Fährte des sagenhaften Alten im schluchtreichen offenen Walde unterhalb des hohen Möwenberges an dem Wildbache gefunden, den die Bauern ihm bezeichnet hatten. Drei Stunden lang folgte er auf der Fährte hin seinem Hunde, der sich mit Leidenschaft in die Sielen legte. „Flax" hatte, ehe er diesen Namen erhielt, seine Jugend beim Hüten der Rentierzelte eines Lappen verlebt und dabei sich als ein Nichtsnutz erwiesen, der hinter dem Raubzeuge, das er von den Herden forttreiben sollte, gleich ganze Tage und Nächte lang hinjagte. Daher hatte Sven ihn von dem Lappen ohne Schwierigkeiten für ein paar Pfeifen Tabak eingetauscht, und seitdem war beiden geholfen: dem sehnigen ausdauernden Jäger und dem spurfesten unverwüstlichen Hunde. Sven fühlte es im Riemen, wenn „Flax" dem Elche nahe auf war, und wußte aus dem Verhalten des Hundes ganz genau zu schließen, daß er nicht schwärmte und daß es Zeit war, ihn zu schnallen. Als sie an der Lehne des Berges auf der Fährte hinzogen, über Stock und Stein, sträubte „Flax" das Nackenhaar. Geschnallt jagte er sofort zu Tale. Der Elch hatte sich also lautlos auf und davon gemacht, und Sven hoffte jeden Augenblick, aus irgendeiner Schlucht heraus Standlaut zu hören. Aber über alles Gestein und Gestrüpp und über alle

Riſſe und Gräben hin war der Elch den abſchüſſigen Berg glatt hinuntergetrabt und von dem Hunde war kein Laut zu vernehmen. Plötzlich tönte ſein Geläute im Rücken des Jägers an der Sonnenſeite des Möwenberges, und Sven mußte alle ſeine Kräfte zuſammennehmen, um über das wilde Geſtein hinſpringend um den Berg herumzukommen. Dort angekommen, ſah er den Elch vor dem Hunde in langem flüchtigem Trott zu Tale ziehen, und die Dämmerung machte der ermüdenden Hetze ein Ende. In einer Sennhütte brachte der Jäger die

M. Steckel. *Ibenhorſt, Oktober 1905.*

Elchtier, trollend.

Nacht zu; und als er ſich auf die harte Lagerſtatt hinſtreckte, ſtellte ſich auch „Flax" ein, um ſein kärgliches Mahl zu nehmen. Dann träumte der Hund am Feuer noch einmal alle die aufregenden Erlebniſſe dieſes anſtrengenden Tages durch.

Am nächſten Morgen ſtand die Fährte des Elches auf ein ſchwankes, zwiſchen dem Geſtein eingebettetes Moor hinaus, aus dem kümmerliche Baumſtümpfe, gebrochene Äſte und Wipfelenden aufragen und zwiſchen Kaupen und Bülten kleine Blänken oder trügeriſch grüner Moraſtſchlick hervorlugen.

Digitized by Google

Steife Säulen von Mücken ſtanden über dieſen Pfützen, und Wolken von Elchfliegen verfolgten den Jäger, der hinter dem eifrig im Bruſtgeſchirr liegenden Hunde hinſtelzte und hinſprang. Drüben am Moorrande, wo Krüppelbirken bei Röhricht und Sumpfporſt ſtehen und feſter Waldboden zu beginnen ſcheint, fällt die Hochebene ab. Ein Bächlein quillt dort aus der braunen ſchwammigen Maſſe heraus, das fünfhundert Meter tiefer bereits jubelnd über wildes Geſtein hinabſpringt. Dort war der Elch hinunter und hatte ſich die Schalen ge-

M. Steckel. *Aekmeniskken, November 1908.*

Elche auf dem Moor (rechts zwei Tiere mit ihren Kälbern, links Hirſch im Geweihwechſel).

waſchen, um die Fährte zu verhehlen. Aber bald links, bald rechts hinüber das Ufer abſuchend hat „Flax" nach fünfhundert Schritten die Fährte gefunden, hinter einem Horſte verkrüppelter und halb vom Froſte erſtarrter Kiefern herum, über zwei, drei Gräben hinweg, dann zu Tale, und ſchließlich wieder zurück, dreihundert Schritte unter der Hütte herum, in der die Nachtraſt war. Zwiſchen zwei Moorrücken geht dort in einer flachen Mulde ein ſeichter Bach hinab. Da ſtand die Fährte und der Hund drängte im Riemen. So wurde er geſchnallt, und nach zehn Minuten ſchallten einige Laute herüber. Studd

ſprang, was er winden konnte, auf den unter ſeinem Fuße federnden Moorrücken hinauf, um zu ſehen oder zu hören, wohin die Jagd ſich zog. Da — endlich aus dem Tale Standlaut! Zum erſten Male ſtellte ſich der Elch. Nun hinunter durch den ſchlammigen Graben, mit glatten Sohlen dann über Felsblöcke hin, über wilden Windbruch hinab und durch dichtes Tannengeſtrüpp — die Minuten ſind koſtbar! Vorſichtig ſchleicht der Jäger mit geſpannter Büchſe näher, im beglückenden Vorgefühle endlich errungenen Sieges. Da horch — die Jagd geht ab. Ein Knacken und Brechen im Gehölze und der helle Laut des Hundes bekunden, daß der wachſame Elch den heranbirſchenden Jäger vernommen hat. Sven ſieht abermals die Sonne ſinken; und aus hoffnungslos weiter Ferne tönt drüben vom Bergrücken der letzte Laut des Hundes herüber. Dann wird es ſtille. Nur wandernde Droſſeln ziehen ſchackernd und zwitſchernd zu Tale, ihren Schlafbäumen zu und ein Geflüg Moorhühner ſtreicht über den Jäger hin. Der Wind friſcht auf und mahnt zur „Heimkehr“ in die gaſtliche Hütte. Als der Mond, mit Wind und Wetter ringend, aus den Wolken herauslugt, ſtellt ſich auch „Flax“ ein, ſchlappt ſich am Troge der Sennhütte voll und ſtreckt, nachdem er ſein Dörrfleiſch verzehrt hat, ſich halbtot vor Müdigkeit am Feuer hin, um noch lauter zu träumen und noch heftiger im Schlafe zu zittern, als in der letzten Nacht. Auch Sven Studd fällt bald in Schlaf. Denn er hat einen Entſchluß gefaßt, und das löſt die wilde Spannung der erregten Nerven. Am nächſten Morgen weiß er, wo er den Elch zu erwarten hat. Mitten im Tale ſucht er die Fährte auf, dann ſchnallt er den Hund, ſobald dieſer mit der Hinterhand zeigt, daß er ſicher gefunden hat. Dann ſchleicht ſich Studd ſo ſchnell als möglich auf ſeiner Herfährte zurück nach der Sennhütte und wartet dort. Ehe eine Stunde vergangen iſt, hört er das Geläute aus dem Tale heraufkommen; aber der Elch trollt in ſchwingenden Schritten unter Wind vor ihm durch. Gleichviel: Studd ſchleicht hinab, um ihm den Weg abzuſchneiden. Und als die Jagd an ihm vorbeigeht, gibt er auf gut Glück trotz weiter Entfernung Feuer. Der Elch zeichnet nicht, ſondern trabt ruhig weiter. Aber der helle Hals des Hundes verrät bald, daß er Schweiß witterte. Trotzdem geht die Jagd weiter, aber zu Tale. Hirſch verwundt! Drüben am Hange nahm der Elch einen Waldſaum an, dort verſchwindet er jetzt um die Naſe des Berghanges herum. Studd hinterdrein. Drüben geht die Fährte tiefer in das Tal hinab. Und endlich ſchallt Standlaut herauf, den der Widerhall der Berge herträgt, zwiſchen denen der Indalsälfven dunkelgrün heraufſchimmert. In wilden Sprüngen ſauſt Studd hinab und birſcht dann am moorigen Ufer hin. Da ſieht er ein Bild von einzigartiger Wildheit. Der kranke Hirſch ſchwimmt zu einer kleinen Inſel hinüber, und der immer noch laut Hals gebende Hund hinterdrein. Drüben ſtellt ſich der Hirſch und läßt den Hund nicht heran. Und der Jäger muß hilflos zuſchauen, da die Entfernung für jeden Schuß zu weit und kein Kahn in der Nähe iſt.

Digitized by Google

M. Steckel. *Ackmenischken, November 1908.*

Elche, auf dem Moor trollend. Vorn Spießer, hinten Tier.

Vergebens ruft er den braven Hund. Am Ufer zündet er aus dürrem Reisig ein Feuer an. Dann bläst er durch das Flintenrohr seiner Büchsflinte. Alles umsonst! Flax läßt nicht ab. Nach einer Weile wird es stiller, und die Dunkelheit fällt ein. An seinem Feuer wartet der besorgte Jäger, wegen seines Hundes auf das Schlimmste gefaßt. Da, als der Mond heraufstieg, springt er auf. Was war das? Von drüben her dunkler und grober Standlaut!

Als er am nächsten Morgen in dem vom weiten jenseitigen Ufer herbeigeholten Kahne mit zwei Fischern zu der Insel hinrudert, ist alles still. Aber als der Kahn knirschend ans Ufer stieß, gibt Flax noch ein paar matte Laute. Dann leckte er seinem Herrn die Hand, als dieser herantrat zu dem alten Riesenschaufler, den der Hund die ganze Nacht über bewacht hatte, ohne anzuschneiden. Als er die dargebotene Milz des Hirsches und ein Stück von der Leber verschlungen hat, erholt „Flax" sich unter den Liebkosungen seines Herrn und kriecht dann, steif in allen Knochen, vor seinem Herrn in den Kahn, um dort den Urelch, den Stolz Dalekarliens, zu bewachen auf seiner letzten stillen Fahrt.

Königsjagd in Schweden.

Über den düsteren Tannenbeständen des tiefen geheimnisvollen Waldes von Hunneberg liegt der Herbstnebel, in dessen Schweigen der Anhauch des sonst aus der Ferne donnernd herüber grüßenden Trollhätta-Falles, ja selbst das Rauschen des Bergbaches verstummt, der zwischen den Kalksteinklippen in brausenden Schnellen zu Tale stürzt. Auch das Wild scheint in Traumschlaf verfallen zu sein. Man hört keinen Auerhahn abreiten, keinen Kreuzschnabel zwitschern, keine Meise locken, kein Elch durch die Dickung oder das steife Starrgras brechen. Erst gegen Abend kommt Leben in dieses weiche Waldesschweigen. Rot war in den Nachmittagsstunden die herbstliche Sonne ins Nebelmeer gesunken. Roter flammen nachts im Lager der drei Kompagnien, die zu Treiberdiensten befohlen sind, die Lagerfeuer auf zwischen den mächtigen Föhrenstämmen. Auf ihren Mänteln ruhen die frischen Burschen, denen diese Königsjagd als herrlichste Freude des ganzen Jahres gilt. An einem Feldtische setzt beim Kienspanscheine der Jagdleiter an der Hand der Karte den zum Dienste befohlenen Kronsjägern die Treiberaufstellung, die Haltelinien, Schützenlinien, die Lappflanken und „lebenden Arme" und alles sonst für morgen Wissenswerte nochmals auseinander, damit vor Sonnenaufgang das weite, 5000 Hektar umfassende Gebiet lückenlos umflügelt ist.

Über das Lager und die Wipfel des Waldes hin ziehn schnatternde Gänse gen Süden. Aus der Mitte des regungslos stillen Waldes dringt noch der vereinzelte Schrei eines Brunftthirsches, der suchend vom Tannenwalde nach dem Hochmoore hinüberwechselt, unkundig noch der ihm drohenden Gefahr.

In der kühlen Morgenfrühe ist der König mit seinen hohen Gästen dem Schnellzuge entstiegen und in Wagen bergan zu der Oberförsterei gefahren, wo die Loosnummern für die Schützenbestände gezogen wurden. Als die Sonne hinter dem Walde emporsteigt und die Nebel über den Mooren sich flatternd lichten, hat der letzte Schütze eilend den ihm angewiesenen Schirm auf dem Holzabfuhrwege erreicht, der sich querweg über den Hunneberg zieht und diesen in zwei Teile teilt, die als erste Jagen angesetzt sind. Eine Stunde vergeht, ehe von der fünf bis sechs Kilometer weit von den Schützen vorrückenden Treiberkette der erste Laut herüberdringt. Endlich streichen aufgescheuchte Vögel vorüber und ein leise anschwellendes und dann wieder in den Tälern und Schonungen ersterbendes Geräusch dringt heran. Von den Hügeln tönt es allmählich voller und frischer, und bald mischen sich Hornrufe hinein, die drüben weitergegeben werden und sich immer heller und klarer durch die Wipfelkronen des nun im vollen Sonnenglanze erstrahlenden Waldes schwingen. Verstohlen kommt ein alter Fuchs geschlichen und bricht in einer Senkung durch die Schützenkette, wo eine Kugel ihn begrüßt. Donnernd reiten einige Auerhähne über die Schirme hin. Wie brandende Meereswogen braust dann, lauter

P. Rosenius. *Lappland, Juni 1909.*

Frischgesetztes Elchkalb.

und immer wilder, der Lärm der Treiber heran, in den ſich der Laut der mitgeführten Hunde miſcht. Da knackt es im Dickicht, ein Elchtier mit Kälbern zieht mit zurückgelegten Lauſchern längs der Schützenlinie hin und überfällt ſchließlich den Weg. Aus der Haſt dieſer Flucht ſchöpft der ſtarke Hirſch, der ihm gefolgt war, ſofort Mißtrauen. Kehrtmarſch wendet er ſich gegen die Treiber zurück, die mit törichtem Hallo ihn zurückhalten wollen, aber nur damit erreichen, daß er ſie wild überrennt und die Wehr durchbricht. Hinter

P. Rosenius. *Lappland, Juni 1909.*

Junges Elchkalb.

ihm her hört man nur noch einzelne Stimmen aufgeregt ſprechen; dann gehn die Treiber weiter. — Nicht beſſer geht es drüben, wo ein ſchlauer alter Hirſch überhaupt nicht vorwärts zu bringen iſt, ſondern die Treiber ruhig herankommen läßt und ſich um ſie herum in das nächſte Dickicht hineindrückt, aus dem er ſich erſt hinausſtiehlt, als der ganze Höllenſpuk an ihm vorüber und Stille eingetreten iſt. Aber auf der Flanke fallen mehrere Schüſſe, die gute Hirſche zur Strecke bringen. Da zieht ein Hauptſchaufler geradewegs auf den Stand des Königs zu, der regungslos mit geſtochener Büchſe ihn erwartet.

Langſam bohrt ſich das ſilberne Korn in das dunkele Blatt des Recken hinein — da erſchallt aus der heranrückenden Treiberwehr der Hornruf des Jagdleiters „Büchſe in Ruh!“ Der König ſetzt ab. Und langſam, wie er gekommen, zieht der ſtolze Schaufler in den Frieden ſeines dunkelen Waldes zurück, nachdem er die Treiberwehr in gemächtlichem Trott durchbrochen hat.

Die Schützen treten nun in die Schirme auf der anderen Seite des Weges, während die Treiberwehr herumgezogen wird. Der die Jagd leitende Ober-

P. Rosenius. *Lappland, Juni 1909.*

Junges Elchkalb.

förſter hat den Männern nochmals eingeſchärft, beim Anblicke von Elchen jeden Lärm zu vermeiden. Bald wird das Schießen auf allen Ständen lebhafter. Und jetzt hebt auch der König die Büchſe und ſtreckt auf einem guten alten Wechſel zwei Schaufler aus einem Trupp mit gutem Doppelſchuſſe — kurz vor dem verhängnisvollen Hornrufe. Der eine Schaufler trollt mit unbedingt tödlichem Schuſſe ruhig weiter, ohne einen Laut der Klage, ja ohne auch nur durch ein Zuſammenzucken im Schuſſe den Empfang der Kugel zu beſtätigen. Der andere iſt ſtehen geblieben und ſtarrt auf den Schützen, der ihm keine zweite Kugel

mehr zuwenden darf. Plötzlich fällt er um wie ein Brett, ohne auch nur noch einen Schneller zu tun.

Nach dem Frühstücke, zu dem nun die Hörner in das in lauschigem Waldverstecke gelegene Forsthaus rufen, wird noch ein dritter Trieb abgejagt, der einzelnen vom Weidmannsheil begünstigten Schützen noch zu gutem Schusse verhilft. Dann schleppen, während die Jagdgesellschaft sich zum Mahle in die Oberförsterei begibt, die Treiber das Wild zusammen, um es auf Schleifen zur Strecke zu bringen, die vor der Abfahrt des Jagdherrn und seiner Gäste verblasen und besichtigt wird.

Die Mondsichel steht schon hoch am Himmel, als die Wagen in steiler Talfahrt hinabrollen, vorüber an dem zu ihrer Rechten in dunkler Tiefe hinabschäumenden Wildbache, dem Bahnhofe zu, auf dem der Stockholmer Zug sie aufnimmt.

Droben im Walde ist das Schweigen wieder eingezogen. Und stolz, als sei all der wüste Sput eindruckslos an ihm abgeglitten, läßt der starke Schaufler auf dem Moore wieder den Brunftruf erschallen durch die feierliche Stille der Nacht.

Hoch über ihm zieht ein Flug von Schwänen dahin. Ihr Gefieder leuchtet im Monde wie Silberbrünnen. Und ihr Flügelschlag rauscht wie ein Harfenlied aus Nordlands fernem heimlichem Königsgarten.

In Ibenhorst.

Die Prinzen Rudolf und Wilhelm waren gestern mit dem Regierungsdampfer in Ruß angekommen und hatten sich von dort mit ihrer Begleitung in Wagen zur Oberförsterei Ibenhorst begeben. Heute, am 17. September, bei trübem Wetter hatte sich Prinz Rudolf mit dem Forstmeister zu Wagen nach Skirwith und von dort im Kahne zum Helenawerder begeben, wo er eine der zwischen hohen Erlen dort errichteten Kanzeln bestieg, um das nun beginnende Treiben übersehen zu können. Das Haff stand hoch im Rückstau, der Westwind peitschte das Röhricht in wilden Wellen und trieb am Himmel das Gewölk in hastend wechselnden Bildern dahin. Die Litauer focht das wenig an; sie waren an schlimmeres Wetter gewöhnt und hatten sich auf einen quatschnassen Tag gefaßt gemacht. Und dem Prinzen erschien gerade dies Wetter als die richtige Stimmung für diese urige Landschaft und ihr stolzes Wild. Von den still durch das Röhricht und Weidengestrüpp gehenden Treibern war bei dem herrschenden Sturme kein Ton zu hören, nur ab und zu tauchte einer für einen Augenblick in dem hohen Unterwuchse auf, und ein paar halbwüchsige Jungen schlenderten über das offene Weideland, wo es nichts zu treiben gab, nachlässig heran, um dann plötzlich auf Zuruf stehen zu bleiben und Wehr zu bilden. Prinz Rudolf verstand ohne weiteres: die Treiber hatten Wild aufgetan. Unter ihm brachen

Digitized by Google

M. Steckel. *Ackmenischken, Oktober 1908.*

Elchspießer und Tier, zu Holz ziehend.

einige Stücke im Weidengeſtrüpp herum und ein Tier mit ſeinen Kälbern nahm ſchließlich den breiten Graben an, um ihn zu durchrinnen. Der Hirſch war offenbar zurückgebrochen. Aber die Wehr ſtand über Wind unbeweglich. Da hielt der Hirſch es doch für geratener, dem Kahlwilde zu folgen, und nahm den Graben an. Als er im Begriffe ſtand, am anderen Ufer zu landen, erhielt er die erſte Kugel aus der Expreßbüchſe. Ohne zu zeichnen, trollte er weiter und brach erſt nach der dritten, gut Blatt ſitzenden Kugel zuſammen. Mit wildem Halloh waren nun die Treiber heran, hieben lange Weiden ab und banden dieſe an ihren Wurzeln zuſammen, ſo daß ſie eine Schleife bildeten, auf die der Hirſch gewälzt wurde. Es war ein ungerader Sechsender. Kein beſonders junger Hirſch. Er trug einen breiten Flachbart mit langquaſtigem Mittelſtücke und hatte eine ſehr ſtarke und derbe Mähne, die vom Erleger und den Treibern mit Recht beſtaunt wurde. Der Hirſch wog immerhin ſeine acht Zentner und machte den Treibern noch harte Arbeit. Mit Halloh griff alles, was Arme hatte, in die Weiden und ſchleifte den inzwiſchen gelüfteten Hirſch zum größten Kahne, in dem er ſorgfältig verſtaut wurde, um nach der recht entfernt gelegenen Oberförſterei Ibenhorſt gebracht zu werden.

Inzwiſchen hatte Prinz Rudolf mit dem Forſtmeiſter in einem zweiten Kahne Platz genommen, und die Treiber folgten in den übrigen Fahrzeugen nach Skirwith zu, wo der hohe Gaſt im Kruge mit friſchen Neunaugen und Eierpunſch bewillkommt wurde. Dieſen Eierpunſch erklärte der Prinz in ſcherzhafter Entrüſtung für eine gebildete Verfälſchung des landesüblichen Waſſerpunſches, der aus Portwein und Rum bereitet wird unter ſorgfältiger Vermeidung jeden Waſſerzuſatzes, zumal er ja auf dem Waſſer getrunken zu werden pflegt. Der luſtige Wirt ließ ſich dieſe Anſpielung nicht zweimal ſagen und brachte nach drei Minuten die Perle von Skirwith dampfend herein „heiß, aber ſteif". Mit dieſer Anerkennung hatte der Prinz die Herzen der Skirwither im Sturme erobert und unter Hurrahrufen und Glückwünſchen des ganzen Dorfes beſtieg er den Wagen, um mit dem Forſtmeiſter noch auf Rehböcke birſchen zu fahren. — —

Inzwiſchen hatten die Forſtaufſeher und Hilfsjäger aus dem Ackmeniſchker Belaufe und den anderen Schutzbezirken des Revieres harte Arbeit mit dem Hirſche gehabt, den ſie dem Prinzen Wilhelm zudrücken wollten. Seit Wochen hatte er ſeinen Stand in der Nähe des Fuchsberges auf dem Bredzuller Moore gehabt. Bei dem herrſchenden Winde hielt der Förſter, der auf ſeinem Wagen den Prinzen führte, unter Wind auf dem Skirwither Verkehrswege, um abzuwarten, ob es den Berufsgenoſſen gelingen würde, den eigenſinnigen und in hohem Grade mißtrauiſchen Hirſch auf ſeinem alten Wechſel am Fuchsberge vorbei in den Hochwald zu drücken. Natürlich mußte der Wagen in entſprechender Entfernung abbleiben, um nicht dieſen Wechſel zu verlegen. Der Hirſch nahm von den langſam von der fernen Tilſiter Chauſſee her anrückenden

Grünröcken anfangs nicht die mindeste Kenntnis. Erst als eine Kugel über ihn weg in eine der dicken Birken am Fuchsberge pfiff, stand er auf und schickte sich an, seitwärts über das Moor hin fortzutrollen. Sofort drückte die Kette der Jäger nach dort hinüber und veranlaßte den Hirsch abzubiegen und etwas unterhalb seines Hauptwechsels dem Hochwalde zuzuziehen. Langsam und ruhig drückten die Jäger nach, während der Förster nunmehr in unauffälligem Zotteltrabe auf den Schnittpunkt zufuhr, an dem der Hirsch den Weg kreuzen mußte. An einer starken Fichte, etwa sechzig Schritt diesseits des Wechsels sprang der Prinz ab und blieb in Deckung stehn, indessen das Fuhrwerk weiter rollte. Kaum war es vorüber, als der Hirsch angesichts der nachdrückenden Jäger sich entschloß, den Hochwald anzunehmen. Kurz bevor er den Weg überfiel, traf ihn die erste, und ehe er im raumen Walde verschwand, die zweite Kugel, deren Empfang er hochaufbäumend bestätigte. Als er sich überschlagend niederstürzte, brach er im Erdboden die linke Stange seines Sechsendengeweihes ab, die also schon locker gesessen hatte. Die Ibenhorster Hirsche werfen oft schon sehr früh ab.

Im Jahre 1884, als diese Jagd stattfand, war es nicht so einfach, einen Elch zur Strecke zu bringen, als heute. Die üblichen Expreßbüchsen 11,15 mm genügten bei der geringen Durchschlagskraft der schwachen Schwarzpulverladung von meistens nur 3 g nicht, um dies zähe Wild unter Feuer zusammenzuwerfen. Die starken Ladungen, z. B. das englische Kaliber 577, das 7,5 g verfeuerte, waren in Europa nicht üblich. Die baltischen Jäger hatten daher recht, wenn sie schwere Doppelbüchsen mit sogenannten „Katzenköpfen" von 18 mm Stärke oder Doppelflinten für Rundkugeln Kaliber 16 als die richtige Waffe gegen Elch bezeichneten. Heute wirft die Büchse 9,3 mm mit einem 19 g schweren 11/12 Mantelgeschoß, mit 3,5 g Blättchenpulver verfeuert, den Elch bei Hochblattschuß unter Feuer und bei gutem Kammerschusse nach kurzer Flucht zusammen.

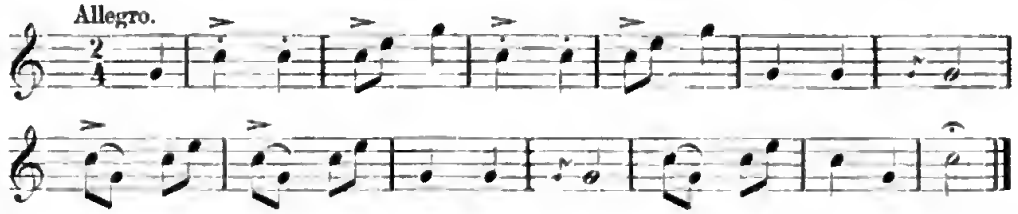
Der vom Prinzen Wilhelm gestreckte Hirsch wurde bald gefunden und aufgeladen und traf wesentlich früher in der Oberförsterei ein, als sein Schicksalsgenosse vom Helenawerder, der auf dem Wasserwege erst nach Dunkelheit anlangte.

Nachdem die Strecke bereitet und verblasen war, saß noch bis spät in der Nacht in der Scheune der Oberförsterei ein bescheidener junger Maler, um beide Hirsche in verschiedenen Stellungen zu zeichnen. Seine Bilder haben den Namen ihres Meisters inzwischen in alle Erdteile getragen.

Skrauja.

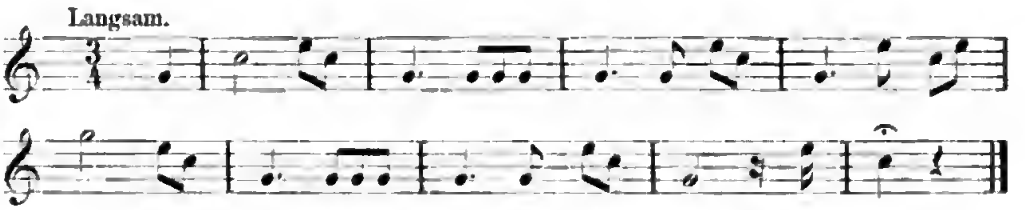
Ein herrlicher Septembermorgen! Leichter Reif bedeckt die bunte Pracht des Herbstwaldes, in dem du das welke Blatt zu Boden fallen hörst. Aber

kein Nebel auf Blößen und Mooren. Es wird ein ſiegreicher Tag der Sonne werden. Feine Spätſommerfäden fliegen um Wacholder und Kunigundenkraut. Die Droſſeln flüchten hoch in den Wipfeln vor dem langen Zuge von Brettdroſchken, der jetzt vom Buſchwärterhauſe im Trabe über den holperigen Waldweg herankommt. Ein Auerhahn, der bereits das rote Laub der Eſpen koſtete, reitet polternd ab. Aber der Birkhahn drüben im Moorwalde läßt ſich in ſeinem tollen Kullern nicht ſtören. Ein Vorjähriger iſt es. In dieſem Frühjahre hat er umſonſt gerodelt und gejodelt, auf dem Balzplatze blühte ihm kein Heil in der Minne. Ein frecher Kerl von Rackelhahn trieb dort die Hähne fort. Und wo ſich einmal eine Henne außerhalb des Machtbereiches dieſes Grobianes zeigte, da war ſofort ein alter Freier mit tiefblauer Bruſt zur Stelle und jagte den Schneider davon. Freilich ſchlug die Liebe auch in ſeinem jungen Herzen, aber ſein Wettgeſang konnte doch nicht vor dem der alten Meiſter beſtehn. Beginnt der Lenz aufs neue? Jetzt, da die Birken hellgolden und die Eſpen blutrot ſich abheben von den dunkeln Fichten? Die Luft iſt ſo klar und kühl wie damals und weckt in der Bruſt des Hahnes die ſeligſten Erinnerungen. Es kümmert ihn nicht, daß eine Kette von Jägern am Rande des Hochwaldes ſich anſtellt. Jeder von ihnen trägt Büchſe und Horn, um die Schulter die geflochtene Peitſche. Einer bleibt ganz nahe bei ihm ſtehen, hundert Schritte weiter der nächſte und ſo fort. Einen Augenblick hat der Hahn verſchwiegen. Dann ſetzt er wieder ein: Kulukurru-kurruh-ruhuhu-rutututuh! Da, horch, was hallt in ſilberhellen, reinen und weichen Tönen durch den Wald? Wie das anſchwillt und ſich durch die Kronen ſchwingt! Ein alter Jäger, dem dies die liebſte von aller Muſik iſt, lauſcht dem Hornrufe, nickt wie zur Beſtätigung, entſichert die Büchſe und ſpricht leiſe vor ſich hin: „Koppel auf!“



Der Siegellackskopf auf der verkrüppelten Moorbirke meint wohl, daß ihm dieſe Töne gelten? Er legt ſich noch leidenſchaftlicher ins Zeug und jodelt in überquellender Luſt in den Herbſtmorgen hinein, wie ſchön, wie wunderſchön dies Leben ſei: ruhuhuuhuh! ruhtuhtuh, kullu-kullukuruhuhu! Er verſchweigt auch nicht, als jetzt aus dem Walde andere Laute zu ihm herüberſchallen. Die hochläufigen gefleckten Bracken haben gehoben, und jauchzend geht die flüchtige Jagd dahin. Nach dem Schalle des Geläutes

jagen sie an Reh oder Hase. Peng! Hat ihn schon drüben! „Bocktot!“ hallt es zu den Schützen herüber. Dann Stille rings umher. Der Birkhahn hat wieder das Wort in dem feierlich schweigenden Walde. Nur zuweilen ein anfeuernder Ruf des Rüdemannes, der seine Hunde weiter nach links führt. Und dann der langsam und einschmeichelnd hinklingende alt-kurische Ruf: „Suche!“



Horch, wieder Rüdelaut! Das Geläuf des Wildes steht gut an diesem klaren Morgen. Und wieder geht die Jagd nach drüben hinaus. Der ganze Wald kocht vom Geläute der Meute. Drei Schüsse fallen. Das Geläute verschweigt. Wird ein Hase gewesen sein! Ein Haselhahn flitzt um alte Eichen, und eine Auerhenne streicht aufgescheucht mit ärgerlichem Gocken über mehrere Schützen hin. „Sucht, sucht!“ bläst wieder und wieder der Rüdemann durch den hohen Wald. Durch sumpfigen Eichen- und Rüsterbestand führt er die Jagd, über verstrüppte Windbrüche dahin, unter deren Wurzelspiegeln man jeden Augenblick einen Bären vermuten könnte, dann wieder in Schilfbruch und Erlenjugend, wohin die Fährten starker Elche stehen. Aber die haben sich längst davon gemacht, als hätten sie Katzensohlen. Ein Alttier mit zwei Kälbern ist durch einen kleinen Waldsee geronnen und hat in einem Weidenhorste drüben auf dem schwanken Moore Stand genommen, wohin ihm kaum ein Hund, geschweige denn ein Jäger folgen wird. Und immer wieder klingt der anfeuernde Ruf des Hornes: „Sucht, sucht!“ Da, horch: welche Bärenstimme! Das ist die alte schwere Hündin, deren Rothaar schon ganz graugestichelt ist. Und jetzt fällt „Mischka“ ein, ihr stämmiger Altersgenosse. Da wird es ernst. Jubelnd ruft das Horn des Rüdemannes: „Hab acht — Elch!“

Jetzt kracht und prasselt die Jagd durch das Bruchgewirr. In den tiefen Baß Mischkas und das „Pauk, pauk, pauk!“ der alten Hündin mischt sich das helle, giftige „Jiff, jaff!“ der herbeistürmenden anderen Hunde der Meute. Regungslos steht der alte Jäger am Stamme der starken

Oberforster Arth. Baron v. Prudmer.

Zahmer Elchhirsch im Parkwalde von Wohlfahrtslinde.

Das Bild beweist die Hinfälligkeit der vielfach verbreiteten Ansicht, als ob der Elch nicht fuhle.

Eiche. Aber sein Herz schlägt in Entzücken dieser wilden Musik von Meutegeläut und Hörnerklang entgegen. Das ist das „Skrauja", des baltischen Jägers höchstes Waidmannsglück! Jetzt bricht der wilde Lärm hervor und „Halant, Halant!" wird der bejagte Elch berufen. Ein böser Schädling ist es, den die Hündin gehoben hat, und ein Schlaumeier dazu. Links trägt er eine stumpfwinklige Gabel, rechts einen langen dicken Spieß, an dessen nach vorn geneigter Spitze noch der rote Lungenschweiß eines niedergeforkelten Nebenbuhlers klebt. Der breite Bart und die starke Mähne kennzeichnen ihn als einen gefährlichen Recken. In schwingendem Schwimmtrabe trollt er über Knäckholz und Windbruch, durch Schilfmorast und Bruchgewirr und versucht, sich weichen Trittes davonzustehlen. Aber die Hunde, die sich gierig an seine Fährte angesogen haben und immer hitziger andrängen, hetzen ihn schließlich in ein fast undurchdringliches Gewirr von moosigen Fallstämmen und Birken-Dürrholz, wo er sich stellt. Unbeweglich, mit keiner Miene zuckend, erwartet er die Angreifer, um mit dem scharfen Geweih oder einem furchtbaren Schlage der Läufe jeden, der ihm zu nahe kommt, zu erledigen. Aber die Hunde halten sich klug zurück und geben nur desto wütender Standlaut, der in die Schützen drüben am Walde wilde Erregung bringt. In langen Sätzen eilen die Nächststehenden herbei, querweg über hohe Stämme und quatschendes Bruch. Der alte Graubart vom Stamme der Eiche ist als erster heran. Aber lange währt es, bis er aus dem Stimmengewirr der bald heiser winselnden, bald dumpf Laut gebenden wütenden und keuchenden Bracken das kurze Prusten des zornigen Hirsches erkennt. Zu sehen ist nichts: dort die weißen Stämme könnten wohl die hellschimmernden Läufe des Hirsches sein! Aber wo steht das Blatt? Endlich bewegt der Hirsch einen Augenblick den Kopf, um einen Stoß nach dem allzu frech andrängenden „Mischka" zu führen. Da hat er die Kugel hochblatt und bricht mit einem einzigen langgedehnten Stöhner unter der wütend ihn zerzausenden Meute zusammen. Aber der alte Jäger hat sich schon den Weg zu dem gefallenen Recken gebahnt. Die Peitsche treibt die Hunde zurück, und hell schmetternd kündet der Ruf „Elch tot!" den Waidgenossen das Ende dieser „fliegenden" Jagd:

Entsetzt streicht der Birkhahn ab, als die Jäger, durch das Bruch und Dürrholz brechend herbeistürmen, und der Rüdemann lockt mit „Zä, zä, zä!" seine Hunde zum Koppeln zusammen. Die Schützen begeben sich, nachdem der Elch gelüftet ist und die Hunde genossen gemacht sind, an ihre Wagen.

Digitized by Google

Oberforster Arth. Baron v. Prüdmer

Zahmer Elch im Parkwalde von Wohlfahrtslinde. Aus der Teichsuhle aufgestanden.

„Das nennen wir Skrauja, mein Lieber!“ ruft mit blitzenden Augen ein alter Jäger seinem jungen Neffen aus dem Reiche zu. „Was sagst du nun dazu?“

„Es ist herrlich! Ich kann mir keine stolzere und männlich-frischere Jagd denken als diese! Ich vergöttere sie, aber — beim Anderen!“

„Hallo, wieso denn das?“

„Mein eigenes Revier wäre mir zu schade dafür! Da lobe ich mir die Birsch, bei der ich den Hirsch schieße, den ich zum Abschusse bestimmt habe, ohne Beunruhigung des Waldes durch laut jagende Hunde, ohne Versprengen der Rehe und Vergrämen der alten Tiere und Elchkälber.“

„Da mögen Sie recht haben!“ antwortete ihm der glückliche Schütze, indem er den durch den Schweiß des Elches gezogenen Eichenbruch dankend vom Hirschfänger des Jagdherrn nimmt: „Aber im Baltenlande würden Sie die Koppeljagd erst mit dem letzten Edelmanne ausrotten können. Und so lange ich noch das Skrauja höre, weiß ich nichts von Alter und wünsche mir nichts, als noch ein paar Tausend Tage wie heute!“

„Prost Roderich! Und darauf soll man Jedermann zu trinken geben! Rüdemann, ‚zum Frühstück‘ blasen!“ — — —

Jagd mit dem Rufe.

Die Schwarmzeit der Elchfliegen hat begonnen zur Plage von Mensch und Wild. In ganzen Wolken schwärmen die lästigen Gäste über dem weißen Sumpfmoose und dem Fichtenbehange, der ihre Brutstatt war und bedecken den brunftig-witternden Hirsch vom Grind bis zum Geäfter.

Die Ringeltauben sind auf Wanderschaft eingefallen im raumen Walde und stieben zu hunderten auf, sobald der starke Hirsch in der wilden Erregung der Brunft dahergezogen kommt. Aus dem Unterholze des Bruchwaldes war die ganze Nacht über das Knacken und Brechen zertretener Äste und Jungstämme zu vernehmen. Der Alte vom Walde trieb eifersüchtig alle Beihirsche und sogar die Kälber von seinen Tieren fort und kämpfte erbittert mit allen Nebenbuhlern. Aber, sobald der Morgen graute, wurde er heimlich, aufs äußerste mißtrauisch und vorsichtig.

In dieser Nacht hatte er einen Gegner abgekämpft, der nun mit verhaltenem Schmerze im Wasser des Waldsees saß und ergebungsvoll seinem Ende entgegensah. Mit tief gesenktem Windfange zog der Sieger auf der Fährte eines anderen hin, der nachts sich herangewagt, aber längst das Weite gesucht hatte. Da rief das Mahnen eines Tieres den Alten zurück, und in wildem Ansturme eilte er herbei, um in höchster Steigerung der Liebesraserei mit wieherndem Schrei von dem bis dahin spröden Tiere Besitz zu ergreifen.

Dann wieder stöhnte er, daß es zitternd über Röhricht und Wald durch den klaren Septembermorgen hindrang.*) Plötzlich fuhr der Hirsch herum und verschwieg. Dann nahm er den Windfang hoch und zog vorsichtig an der Schneise entlang, die zu dem Hochwalde hinaufführte. Dort hatte er einen Ton gehört, der ihm die Leidenschaft heiß durch alle Adern jagte, aber Erinnerungen an ruchlosen Verrat erweckte.

Im Vorjahre war's gewesen und an einem kalten klaren Morgen, wie heute. Er kämpfte gerade mit einem mittelstarken Hirsche. Da hatte ihn ein Gegner herausgefordert, so frech, wie er nie einen gehört hatte. Erst leise stöhnend, dann lauter, seine Eifersucht aufs höchste steigernd. Zornig war er der Herausforderung entgegengezogen; aber auch sein Nebenbuhler war gefolgt und schreiend über eine Blöße getrollt. Da fuhren zwei Blitze aus dem Dickicht, eine stinkende Wolke qualmte auf, und der Zehnender prellte in Todesflucht an ihm vorüber, um unmittelbar darauf im Waldbruche zu verenden. Dann sah er zwei Menschen an sich vorbei auf der Rotfährte an den Zehnender herangehen, von denen der eine eine lange Doppelröhre aus Eisen, der andere eine kurze Röhre aus Birkenborke trug. Und der ganze Wald stank nach dem widerlichen Raubzeuge. Als sie vorüber waren, hatte er sich leise auf und davon gemacht.

Vorsichtig, wie ein lautloser Schatten zieht der Hirsch durch die Dickung, in weitem Bogen um die Stelle herum, wo er den Schrei des Herausforderers gehört hat. Noch einige letzte leise Schritte — da hat er den Wind und weiß genug: es stinkt nach Mensch! Wie er gekommen, so leise schleicht er davon. Erst als er das halbe Bruch zwischen sich und das Raubzeug Mensch gebracht hat, stößt er einen heftigen rauhen und wilden Warnruf aus: Hochch! Und nochmals: Hochch! Da bricht es von allen Seiten durch Wald und Röhricht davon. Und der Brunftplatz liegt in tiefem Schweigen. Über die bereiften Wipfel der Erlen und Föhren zieht lächelnd die Morgensonne herauf.

„Diesmal war's nichts!" meint lachend der junge Jäger, indem er die Doppelbüchse sichert und schultert. Und der alte Buschwärter zuckt mit den Achseln. „Gott hat's nicht gewollt, Barin!"

„Mit dem alten Hirsche werden wir es feiner nehmen müssen!

„Wird er es feiner mit uns nehmen! Ist ein alter Schlaukopf!"

„Macht nichts! Wir werden ihn schon wiedersehen!"

An den nächsten beiden Tagen jagte der junge Baron in einem anderen Waldteile. Als der Abend des dritten Tages heraufzog, stand er mit dem Busch-

*) Der Schrei des Elchhirsches ist leicht zu beschreiben. Man stelle sich einen seekranken Zecher vor, der aus der tiefsten Tiefe seines Inneren heraus würgt, daß der Laternenpfahl zittert, und dabei stöhnt: U—uoch! U—ò! So klingt es; aber viel lauter! Zum Anreizen des Hirsches ahmt man selbstverständlich den Ton eines Schneiders nach, der schwächer und heller klingt: oo—ah! D. Verf.

wärter an einer alten Doppelerle unter Wind von dem Brunftplatze, wo er neulich den ſtarken Hirſch vergrämt hatte. Zum Locken wollte es nicht kommen. Zuweilen traten Elche nahe an die Schneiſe heran, die ihn von dem Brunftplatz trennte. Er hörte das klägliche Schmälen fortgejagter Kälber, das Brechen im Unterholze und verhaltene Schreie der Hirſche. Aber der Haupthirſch ſchien nicht dabei zu ſein. Schackernd und zwitſchernd zogen Droſſeln über ihn hin und in den Wipfel einer breitäſtigen Kiefer ſchwang ſich ein Birkhahn ein.

Da zog das Wild, anſtatt auf die Schneiſe herauszutreten, gegen den Wind waldeinwärts, und die Schreie tönten immer ferner, dunklen Unkenrufen ähnlich.

„Folge mir," flüſterte der Baron dem alten Buſchwärter zu, „und bleibe drüben fünfzig Schritte hinter mir zurück! Wenn ich ſtehen bleibe, warte ein Weilchen! Dann locke, was du kannſt!"

Vorſichtig lugten beide die Schneiſe ab. Alles frei. Kein Hirſch in der Nähe. Alſo hinüber! Da war der Fechtboden vom Nachmittage: Alles zertrampelt, Fährte über Fährte, ſtinkende Brunftgruben, Loſung, Schnitthaare und Schweiß. Und doch die ganze Geſellſchaft verſchwunden wie fortgeblaſen. „U — ooch!" tönte es von weit drüben herüber. Dort hinter dem Moraſte war eine Dickung und hinter dieſer lichterer Miſchwald, in dem zur Frühjahrszeit die Birkhähne balzten. Vermutlich würden dort jetzt die Elche ſtehen. Aber das Büchſenlicht ſchwand bereits und wich dem Mondlichte. Um unter Wind zu bleiben, zog ſich der Baron etwas links und ging dann, fortgeſetzt Äſte brechend, ſcharf heran. Als er um die Dickung herumbirſchte, hörte er rechts von ſich drinnen heftiges Knacken. Er blieb daher ſtehen und hob die Hand. Der Alte wußte ſchon Beſcheid und war noch weiter nach links herumgeſchlichen, um hinter den Herrn zu kommen. Auf den erſten Lockruf erfolgte keine Antwort. Aber das Brechen war verſtummt. Über den Weiden und Birken jenſeits der Dickung flimmerte ſchon das bleiche Mondlicht. Jetzt zog ein Tier dort hinaus. Aber von dem Hirſche keine Spur, kein Ton. Gleichviel, der Alte wußte, und der Jäger wußte auch: er kommt! Nach einem Weilchen ein neuer, diesmal leidenſchaftlicherer Ruf aus dem Birkenhorne. Als Antwort kam, nicht aus der Dickung, ſondern aus der Birkenjugend ein nicht gerade ferner dumpfzitternder Schrei. Vorſichtig hob der Jäger die Büchſe. Der Alte aber hatte ſich wieder, Äſte brechend, nach rechts hin geſchlichen, um den Jäger zwiſchen ſich und den Hirſch zu bringen. Noch ein paar leiſe Lockrufe. Dann ließ er das durchdringende Liebeswiehern ertönen, das ſich wild über Moor und Birken hinſchwang. Da blieb alles ſtill ringsum. Die fernerſtehenden Hirſche verſtummten und der Herausziehende verſchwieg. Dem Jäger ſchlug das Herz bis in die Halsader hinein. Aber wie ein Steinbild ſtand er und bohrte ſeine Blicke in das verzitternde bleiche Bild von

Digitized by Google

weißen Birken und weißerem Mondlichte hinein. Da zog ein lautloser gespenstischer Schatten heran; langsam wuchs er aus dem hohen Unterwuchse heraus, bleich und geisterhaft, als schwebe oder fließe er heran. Näher kam er und näher, ohne daß ein Ästchen knackte, ein Laut sich rührte. Um sein Haupt floß es wie die weiten weißen Fittiche eines Urweltgreifes, und aus wilden tückischen Lichtern sprühte es wie Basiliskenhaß. Nur zwanzig und dann nur fünfzehn Schritte trennten den gespenstischen Riesen noch von dem Schützen. Da hob er das Haupt. Der Kehlsack schwoll an, aus der Tiefe rang sich ein von Zorn und Leidenschaft zitternder Schrei los, der den Wald erbeben machte — und im Blitze des Schusses, dessen Knall er nicht mehr hörte, bäumte der schwere Schaufler hochauf, um niederzubrechen und keinen Schneller, keinen Stöhner und kein Röcheln mehr zu tun.

Als die Uhr vom Turme des fernen Kirchleins zehn schlug, wurde in dem Parke vor der hohen Freitreppe des Schlosses beim Lichte des Mondes und aufgestellten Fackeln der auf frischen Tannenzweigen gebettete Recke von dem Schloßherrn besichtigt, und der von Weidmannsheil beglückte Neffe nahm die Glückwünsche der Damen entgegen.

Dann trat alles, was eine Büchse führte, an; und nach altbaltischem Brauche dröhnte eine Salve über den alten starken Schaufler hin, den sie als den „Alten vom Walde" gekannt hatten.

* *
*

Möge die Zeit noch ferne sein, da der stolze Elch nur noch ausgestopft in Museen bewundert werden kann! Erinnerungen der Vorzeit umklingen ihn, an seine trotzige urige Erscheinung knüpft unsterbliche Jugend unverlierbare Hoffnungen auf eine tatenfrohe Zukunft.

Anmerkung: Die Freiaufnahmen von amerikanischen Elchen auf Seite 192 ff. rühren von dem den Lesern der „Lebensbilder" bestens bekannten Herrn Radclyffe Dugmore her. Infolge eines leider erst nach Druck des ersten Bogens bemerkten Versehens ist die Angabe des Namens unter den Bildern unterblieben.

Der Herausgeber.

Digitized by Google

Preußiſche Elche einſt und jetzt.

Gabelgeweih eines alten Ibenhorſter Krüppelelches, geſchoſſen 1905, im Beginne der Abſchußreform.

Letztjähriger Schaufelabwurf eines ſtarken noch lebenden Elches im Ibenhorſter Revier.

K. Soffel. *Castell Abadessa, Mai 1908.*

Junghaſe in einem Weinberg.

Der Feldhase.

Von Hermann Löns.

Halb von Norden, halb von Westen fegt der Sturm über das Land. Die ganze lange Nacht ist er im Gange gewesen und hat den Schnee über das Gefilde gewirbelt.

Gestern sah man noch braune Brachen, grüne Saaten, gelbe Raine, schwarze Bäume, dunkle Wälder; heute ist alles weit und breit weiß.

Dreimal versuchte die Sonne, hervorzukommen, aber sie gab es schließlich auf und verschwindet im Schneegewirbel. Aber was sie nicht zuwege brachte, bringt der Mond fertig. Jäh bricht er durch die Wolken und da klappt der Sturm zusammen und verschwindet irgendwo. Die Luft steht still; noch einzelne Flocken, aber dann hat der Schneefall aufgehört und aus einem Kranze weißer Wolken lacht der Mond in die weiße Stille hinein.

Allerlei Leben, das die Nacht liebt, beginnt sich zu rühren. Im Walde heult der Kauz, Enten klingeln nach dem Flusse hin, der Rebhahn lockt. Aus dem Weidengehege tritt ein schwarzer Schatten hervor, reckt einen langen Hals, bewegt lange Lauscher und tritt in das Feld. Ihm folgen noch vier schwarze Schatten. Ein Sprung Rehe ist es, der jetzt langsam durch den tiefen Schnee über das Feld zieht. Unter der Brücke schlüpft etwas Weißes hervor, fährt hin und her, wird kurz, wird lang, macht einen Satz, es quietscht, und schon ist das Hermelin mit der Maus unter dem Brombeerbusche verschwunden.

An der Strohdieme vor dem Dorfe raschelt es; der Fuchs schnuppert dort hinter den Mäusen her. Jetzt macht er ein Männchen und nun verschwindet er schleunigst, denn vom Dorfe nahen Schritte. Langsam nähern sich zwei menschliche Beine. Von dem Manne selber ist nichts zu sehen, denn er hat über den Mantel ein reines Hemd gezogen und eine Frauennachtmütze um den Kopf gebunden. Vor der Dieme liegt ein großer Stein. Von dem fegt der Mann den Schnee fort, legt einen zusammengefalteten Sack darauf und setzt sich dann so hin, daß er das Stück Futterkohl im Auge hat. Er schraubt von seinem Stocke die Zwinge ab, schraubt an das andere Ende einen Kolben, es knackt leise, und dann legt der Mann die geladene, gespannte Wilddiebsflinte über seine Knie, raucht langsam und läßt seine Augen rund umher gehen.

Douglas English.

Vivarium.

Feldhaſe.

Eine ganze Weile hockt er ſo da, dann nimmt er langſam das Schießeiſen zur Hand. Dort oben am Hügel taucht ein ſchwarzer Fleck auf, der bald lang, bald kurz iſt, dann regungslos verharrt und jetzt näher kommt. Ein Haſe iſt es; rieſig ſieht er auf der weißen Fläche aus. Bis auf fünfzig Schritte rückt er heran, macht dann ein Männchen, wittert und äugt, und dann hoppelt er langſam auf den Kohl los. Dicht davor richtet er ſich noch einmal auf und ſichert, denn ſo leiſe auch der Wilddieb die Waffe an den Kopf zog, der Haſe vernahm es doch. Aber ehe daß er wenden kann, knallt es und der Haſe fällt um, macht noch einen Sprung, ſchlägt noch einige Male mit den Läufen und verendet.

Der Wilddieb ſteht auf, holt den Haſen, ſetzt ſich wieder und legt ſich die Beute über die Füße. Nun kann er es noch beſſer aushalten, denn der Haſe iſt warm. Tief im Felde flitzt wieder ein Haſe hin, hinter ihm hoppelt langſam ein anderer, aber ſie nehmen nicht den Wechſel nach dem Kohlſtücke. Ein vierter Haſe kommt dem Wilderer ſo plötzlich von halblinks, daß er eine haſtige Bewegung macht, und ehe er die Flinte an der Backe hat, iſt der Haſe ſchon weit weg. Endlich rückt wieder einer näher, aber ſo haſtig, daß der Mann zu eilig ſchießen muß; der Haſe überſchlägt ſich, rappelt ſich auf und verſchwindet, ehe der Mann ihn einholen kann. Brummig geht der Wilderer ab.

Douglas English. *Vivarium.*

Hase im Lager.

Es schlägt zehn Uhr. Die letzten Stimmen im Dorfe verklingen, die Fenster werden dunkel. In den Höfen streicht die Schleiereule umher und jagt auf Ratten. In allen Gärten flitzt es hin und wieder; vom Walde und aus dem Felde kommen die Hasen angerückt und äsen sich an dem steif gefrorenen Kohl und benagen die Rinde der Obstbäume. Wo ein Loch im Zaune ist, wo eine Hecke undicht ist, da schlüpfen sie durch; schlägt ein Hund an, klappt eine Tür, da stieben sie davon, aber in einer Stunde sind sie wieder da, denn im Felde liegt der Schnee zwei Fuß hoch über der Saat und im Walde ist auch weiter nichts zu finden, als dürre Grasblätter und hartgefrorenes Gestrüpp. So müssen sie zum Kohl. Aber gefrorener Kohl taugt für den Hasen nichts; mehr als einer bekommt die Ruhr.

Wenn es dem Hasen schlecht geht, so hat es der Fuchs gut. Der eine, den der Wilddieb bei der Dieme verjagte, schnürte eine Stunde später wieder nach dem Dorfe zu und steckte seine Nase in jede Rehfährte und jede Hasenspur, und plötzlich wird er eiliger, denn die Spur, die er jetzt antrifft, und die vom Dorfe nach dem Weidengehege steht, weist frischen Schweiß auf.

Douglas English.

Im Lager. *Vivarium.*

Hase.

Flüchtig trabt der Fuchs unter dem Winde neben der kranken Spur her, aber je näher er an die Weiden kommt, um so langsamer wird er, und jetzt, da er dicht daran ist, beginnt er zu schleichen und macht dann Halt. Sorgsam prüft er die Luft, und dann schiebt er sich in das Dickicht hinein. Immer näher gelangt er an die warme Hasenwitterung. Aber so leise er auch ist, der Hase vernimmt ihn doch, mit einem Satze, so gut er es noch vermag, fährt er aus dem Lager und saust über das Feld. Der Fuchs jagt ihm nach; er hat nur eben in das Wundbett hineingerochen und weiß, daß der Hase viel zu krank ist, um weit zu kommen, und so jagt er ihn parforce mit hellem Halse; dreimal gelingt es dem Hasen, einen Haken zu schlagen und den Fuchs bei sich vorbeisausen zu lassen, beim vierten Male faßt ihn der Räuber am Rücken und jämmerlich hallt über das stille Feld die schneidende Todesklage.

Um Mitternacht fahren die Hasen, die an dem Futterkohl sitzen, wie wild davon; hinter der Dieme her zog ihnen die scharfe Witterung eines Fuchses in die Nasen. Es ist ein alter Rüde mit grau bereiftem Balge. Die halbe Lunte fehlt ihm; er ließ sie in einem Schwanenhalse, und er lahmt, denn einen Hinterlauf verlor er bei einer Treibjagd. Aber dümmer wurde er davon nicht. Er ist im Felde herumgestrichen und hat gemaust, und erst jetzt, da es im Dorfe totenstill ist, wagt er sich heran. So manches Huhn holte er hier fort, und mehr als eine Katze riß er hier. Unter dem Winde schleicht er an den Zäunen entlang. Jetzt verhofft er, denn er hört es heftig scharren und strampeln, und jetzt quäkt es einmal auf. Langsam, sich möglichst

Douglas English.

Verteidigungsſtellung. *Vivarium.*

Feldhaſe.

im Schatten haltend, pürſcht ſich der Fuchs heran. Dort, wo die Lücke im Zaun iſt, zuckt etwas Schwarzes hin und her. Immer näher drückt ſich der Fuchs, und jetzt faßt er zu, reißt einige Male heftig, daß der Schnee von der Hecke ſtiebt, und dann flüchtet er, den Haſen am Genick neben ſich herſchleifend, in das Feld hinein. Wenn der Wilddieb morgen früh ſeine Haſenſchlingen nachſieht, wird er finden, daß er zu ſpät aufgeſtanden iſt.

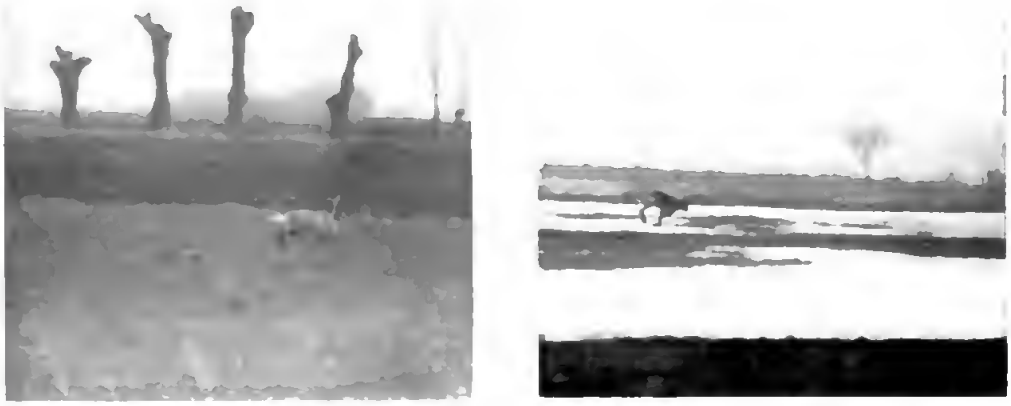
Die Füchſe haben es gut jetzt. Ein dritter, der in der Fichtendickung geſteckt hatte, bummelte gegen Morgen durch das Feld und eräugt einen Haſen, der langſam über den Schnee hoppelt. Der Fuchs ſinkt in den Schnee hinein. Viel Vertrauen hat er nicht, denn er weiß, ein geſunder Haſe läßt alle Füchſe der Welt hinter ſich, aber dieſer da, ſo ſcheint es ihm, iſt ſonderbar in ſeinen Bewegungen, macht ſo viele Pauſen, ſcheint zu ſchwanken, und jetzt iſt er gefallen, rafft ſich aber auf und hoppelt weiter. Jetzt iſt er nicht mehr weit. Er iſt krank. Der Balg iſt kraus, die Weichen ſind tief, der Rücken iſt ſchmal, die Keulen ſtehen weit ab und die Löffel liegen an. Der Fuchs läßt ihn vorbei und ſchleicht dann hinterher, jedesmal ſich duckend, wenn der Haſe Halt macht, und weiterſchleichend, wenn er fort-hoppelt. Jetzt ſchlägt der Haſe einen Haken und noch einen, macht einen Widergang, ſchlägt noch einen Haken, und nun ſcharrt er ſich ein Lager. Da iſt der Fuchs auch über ihm und wieder klingt die Todesklage über das ſtille Feld.

Langſam hellt es ſich auf. Donnernd und polternd rollt der Frühzug heran und heult in den Morgen hinein. Er bringt dem Dorfe Beſuch. Dreißig Jäger und zehn Hunde ſteigen heraus und gehen zur Wirtſchaft.

M. Behr. *Cöthen, Frühling 1908 u. 1909.*

Lampe, flüchtig. Verſchiedene Momente.

Dort warten ſchon die dreißig Treiber. Schnell wird gefrühſtückt, und dann geht es hinaus. Nach zwei Seiten gehen die Jäger hin, und zwiſchen je zwei Jägern geht ein Treiber. Ein großer Halbkreis von Menſchen, deſſen Enden ſich immer mehr nähern, bewegt ſich über das Feld. Hier und da fährt ein Haſe aus dem Lager, aber kein Schuß fällt. Die beiden Enden des Halbkreiſes haben ſich genähert; der Keſſel iſt geſchloſſen. Ein Horn ertönt und Jäger und Treiber rücken auf den Mittelpunkt des Keſſels zu;



M. Behr. *Cöthen, Frühling 1908 u. 1909.*

Lampe, flüchtig. Verſchiedene Momente.

laut erſchallt das trockene Geräuſch der Klappern in der klaren Winterluft. Ein gelblicher Fleck taucht in dem Keſſel auf und ſtiebt davon, hier wieder einer und da noch einer. Ein Schuß fällt, ein zweiter, dritter, vierter, hüben und drüben knallt es. Immer mehr gelbe Flecke tauchen auf dem in der Sonne funkelnden Schnee auf, fahren hin und her, machen einen Sprung und fallen um, oder rollen plötzlich vorn herüber, ſich dreimal überſchlagend, oder ſpringen wieder auf und ſchleppen ſich mühſam hin. Immer ſchneller fallen die Schüſſe, immer enger wird der Keſſel, immer mehr Haſen tauchen auf. Da erklingt das Horn wieder. Die Schützen bleiben ſtehen und drehen ſich um, und die Treiber rücken allein vor und jagen die Haſen aus dem Keſſel. Es knallt und knallt und knallt. Und wieder klingt das Horn. Der Keſſel iſt leer. Dreiundſechzig Haſen ſchleppen die Treiber herbei und ſtrecken ſie vor dem Jagdpächter. Über achtzig Haſen waren im Keſſel; an zwanzig haben ihre Bälge gerettet.

Die Jäger verſchwinden hinter dem Hügel. Es ſollen noch zwei Keſſel- und ein Vorlegetreiben gemacht werden. Ein Leiterwagen knarrt heran, nimmt die Strecke auf und knarrt hinter den Jägern her. Der reine weiße Schnee iſt zertreten und zerwühlt, iſt von Haſenſpuren und Schroten zernarbt, mit Schweiß befleckt und mit den bunten Patronenhülſen gemuſtert. Der Wagen verſchwindet; da klingt rauhes Krächzen heran. Eine Nebelkrähe ſtreicht über das Feld und hält Nachſuche. Tief unten im Felde, wo der halbverſchneite Schlehbuſch neben dem Graben ſteht, quarrt die Krähe laut auf und ſtößt nieder. Aus einer Schneewolke herausfahrend ſtiebt ein Haſe über den Schnee. Über ihm ſchwebt, gellend krächzend, die Krähe. Eine zweite fliegt herbei, eine dritte und vierte, und jetzt teilen ſie ſich in die Arbeit. Drei ſtreichen eilig voraus, über den Haſen hinweg, aber die vierte ſticht hernieder und trifft mit dem ſpitzen Schnabel den Kopf des Haſen, der ſich mit aller Kraft, denn ſein linker Hinterlauf iſt abgeſchoſſen, nach dem Holze hin zu retten ſucht. Aber bis dahin iſt es noch weit. Wieder ſtößt eine Krähe nieder und trifft ihn mit dem Schnabel, und die anderen fliegen voraus und warten, bis der Haſe unter ihnen iſt, und dann fährt wieder eine nieder und verſetzt ihm einen Stoß, und ſo geht es weiter, bis er erſt einmal, dann noch einmal ſtrauchelt und ſchließlich ſitzen bleibt. Er iſt blind; ſeine beiden Lichter ſind von den vielen Schnabelſtößen zugequollen. Noch einmal rafft er ſich auf und hoppelt mühſelig weiter, und fällt bei der nächſten Schneewehe hin. Aber noch einmal und abermals verſucht er zu flüchten, aber dann iſt es aus mit ihm; er bleibt liegen und verſchwindet unter dem Geflatter der ſchwarzen Fittiche, und gellend klingt ſein Todesquäken in den Wald. Mit Gezank und Geſchimpf pflücken die Krähen an ihm umher, eine der anderen keinen Biſſen gönnend. Und ſo geht es noch drei Haſen, die anſcheinend geſund aus dem Keſſel kamen, und einen, der

Digitized by Google

W. Farren. *Mildenhall, Suffolk, Mai 1904.*

Junghaſen im Neſt.

eben verendet iſt, findet der Buſſard vor dem Holze liegen und kröpft ſich daran voll bis zum Platzen, und zwei finden des Nachts die Füchſe und einen, der mit zerſchoſſenen Keulen ſich unter die Brücke ſteckte, reißt der Iltis, und einen anderen, der in das Holz entkam mit zerfetzten Weichen, den beſchleicht der Baummarder, und einen anderen greift am anderen Morgen ein Hund, der ſeinen Herrn in das Feld begleitet. Aber zweihundertvierzig nehmen die Jäger mit nach der Stadt.

Es iſt recht ſtill geworden in der Jagd. Nicht halb ſo viele Haſenſpuren führen mehr zu den Kohlgärten des Dorfes und der Ortswilddieb muß oft vergeblich kuren, bis er einen Haſen umlegt, und ſeine Schlingen in den

M. Behr. *Cothen, März 1909.*

Lampe, während der Elbüberſchwemmung.

Hecken ſind oft leer. Aber wenn es kein allzu ſchlechtes Frühjahr wird, dann wird es im nächſten Herbſte doch wieder genug Haſen geben, obſchon der Jagdpächter noch einige Male wieder kam und ſich einen Küchenhaſen auf der Suche vor dem Hunde ſchoß. Denn ſeit dem großen Schneeſturm blieb das Wetter gut, und jetzt, wo der Januar zu Ende geht, ſind die Haſen eifrig dabei, dafür zu ſorgen, daß ihr Geſchlecht erhalten bleibt. Die Morgenſonne ſcheint ſo ſchön warm in den Wald. Alle Meiſen pfeifen, der

M. Behr. *Cothen, März 1909.*

Während der Elbüberſchwemmung.

Dompfaff lockt, der Häher quarrt, die Krähen ſtechen ſich, Eichkatzen klettern von Aſt zu Aſt, über den Schnee ſpringen die Waldmäuſe und die Rehe ziehen im raumen Holze umher und plätzen nach Maſt. Die alte Ricke hebt den Kopf und äugt nach dem Stangenorte, denn dort bricht und raſchelt es, und ihre beiden Kitze machen es ihr nach. Ein Haſe taucht auf, hoppelt hochläufig auf die Lichtung, ſichert, hoppelt weiter, ſcharrt den Schnee fort, mümmelt halbwelkes Gras, und läßt ſich von der Sonne beſcheinen. Jetzt richtet er ſich hoch auf und äugt nach den Rehen hin, und dann äſt er ſich weiter. Noch einmal macht er einen Kegel und äugt nach dem Stangenorte zurück. Da taucht noch ein Haſe auf, der, die Naſe am Boden, eilig auf der Spur des erſten Haſen angerückt kommt. Es iſt dies ein Rammler, der die Häſin ſchon ſeit zwei Stunden treibt. Die Häſin hoppelt weiter, zwiſchen der Ricke und den Kitzen hindurch und in das Altholz hinein. Der Rammler bleibt auf ihrer Spur; eilig hoppelt er hinter ihr her, immer die Naſe über dem Boden, und in ſeinem Liebeskoller gewahrt er die Rehe erſt, als er dicht vor der Ricke anlangt und dieſe ärgerlich aufſtampft. Aber unbekümmert hoppelt er weiter. Im Stangenorte erſcheint ein dritter Haſe und hält die Spur des zweiten. Jetzt hat der erſte Rammler die Häſin vor ſich. Eilig rückt er ihr nahe, aber ſie weicht im Bogen aus und ſtößt auf den zweiten Rammler, der ihr ſo heftig zu Leibe geht, daß ihr die Wolle von den Keulen fliegt. Schon iſt aber der erſte Rammler bei ihm und backpfeift ihn, daß Haar fliegt. Eine ganze Weile geht der ſonderbare Zweikampf vor ſich, dem die Rehe mit langen Hälſen zuäugen, und dann beſinnen ſich die beiden Kämpen, daß ſie nicht ausgezogen, um ſich Schmarren zu holen, ſondern aus einem viel angenehmeren Grunde, und beide haſten hin und her, bis ſie die Spur der Häſin wieder in der Naſe haben, und zehn Schritte hintereinander ſuchen ſie darauf entlang, über den Kahlſchlag, durch die Dickung, zurück zum Altholze, in die Buchenjugend hinein, wieder heraus und in das Feld. Dort machen ſie beide Kegel, denn im Felde treibt ein dritter Rammler ihre Häſin. Fünf Minuten ſpäter iſt ein Tanzquartett im Gange. Vorn flüchtet die Häſin, hinter ihr drein die drei Rammler. Bald hat ſie dieſer am Wickel, bald kriegt ſie der zu faſſen, und wenn ſich die zwei verwackeln, dann muß ſie ſich des dritten erwehren. Es hilft ihr nichts, daß ſie ſich in das Holz flüchtet, ſie wird die drei nicht los, und es iſt ſchon längſt Mittag, als der Spitz des Bauern, der ſich ſein Holz beſah, ſie auseinanderjagt und die arme Häſin mit halb kahlgekratzten Keulen ſich ein Lager ſuchen kann.

Vier Wochen ſpäter macht ſich die Satzhäſin viel bei der großen, vergeſſenen, mit Fallaub halb zugewehten Reiſigwelle zu ſchaffen, die von der einen Seite durch den Abzugsgraben, von der anderen durch einen mächtigen Weißdornbuſch gut verſichert iſt. Ein Zaunkönig, der dort zu

M. Behr. *Cothen, März 1900.*

Lampe, während der Elbüberſchwemmung, friſch aus dem Waſſer, naß und frierend.

ſchlafen pflegt, ſchlägt jedesmal großen Lärm, wenn die alte Häſin dort herumkrebſt, aber ſchließlich gewöhnt er ſich daran. Aber als er plötzlich bei der Spinnenjagd vier kleine wollige Tiere dort herumkrabbeln ſieht, da lärmt er wieder ganz gewaltig, ſo ſehr, daß eine Krähe, die oben in der Kiefer ſitzt, einen langen Hals macht und von Aſt zu Aſt hüpft, bis ſie über dem Dornbuſche ſteht. Sie dreht den Kopf nach rechts, ſie dreht ihn nach links, ſie renkt ſich bald den Hals aus, aber ſie ſieht da unten wirklich keine Maus, und ſie weiß, wenn der Zaunkönig zetert, dann iſt da irgend etwas nicht in Ordnung. Mit einem Male ſieht ſie, daß ſich da ein braunes, ſchmales Blatt ſo abſonderlich bewegt, und ſchärfer ſpäht ſie hinab. Und dann bemerkt ſie einen pechſchwarzen, glänzenden Punkt und ſie erkennt ein Junghäschen. Im nächſten Augenblick iſt ſie dabei und hackt darauf los. Jämmerlich quietſcht der Kleine, ſo ſchrill, daß ſeine Mutter, die ein halbes Hundert Schritte weiter an einem Aſte nagt, wie ein Ungewitter angepoltert kommt, ſo daß die Krähe gar nicht ſo ſchnell ausweichen kann. Hageldicht fallen die Hiebe der erboſten Häſin auf die auf

M. Behr. *Cothen, Februar 1909.*

Spur im Schnee. **Lager der Häsin mit vorliegendem Lager des Rammlers.** **Spur im Schnee.**

dem Rücken liegende Krähe, bis es dieser endlich gelingt, arg zerschunden und mit bös zerknickten Fittichfedern, loszukommen.

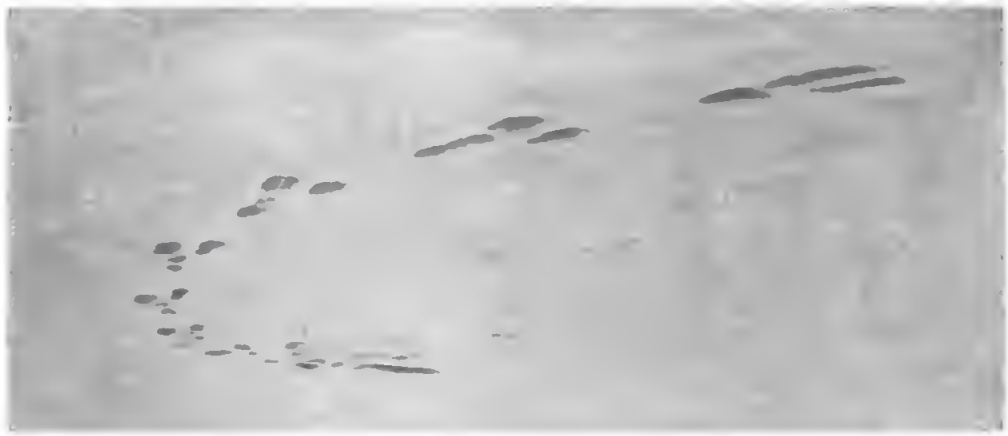
Der alte Hase hat viele Feinde, der junge noch einmal so viele. Da sind Fuchs und Marder und Dachs und Iltis und Wiesel, sind Habicht und Sperber und Waldkauz und Bussard und Storch und Krähe und Elster, da sind stromernde Köter und strolchende Katzen, und an die frisch gesetzten Junghasen wagt sich sogar der Igel und der Maulwurf heran und selbst die große schwarze Wegeschnecke ist imstande, die hilflosen Tierchen zu Tode zu nagen. Das allerschlimmste ist aber das Wetter; ein kalter Februarguß oder Schlackschnee vernichtet Hunderte von ihnen im Felde. Die vier Junghäschen im Walde sitzen aber warm und trocken. Von dem Abzugsgraben bis zum Felde steht Dornbusch an Dornbusch, dazwischen verschränken Fichten und Stechpalmen ihr Gezweige und dazwischen stehen so viele trockne Halme und Stengel und liegt so viel Dürrholz, daß selbst Reinecke, der Schleicher, dort so gut wie nichts ausrichten kann. So wachsen die vier denn munter heran, und wie der März da ist, wagen sie sich schon allein an die Feldkante, die so warm unter der Sonne liegt, und äsen sich an der jungen Saat. Aber wenn nur der Schatten eines Vogels über das Feld fliegt, legen sie die Löffel an und huschen in die Dornen. Aber auch auf dem Erdboden gibt es Feinde. Die vier Junghasen spielen in der Morgensonne, kriegen in der grünen Saat. Da taucht ein langes, dünnes, braun und weiß gescheckes Ding an dem Graben auf, wird steif, wie ein Stück Holz, krümmt sich, wie eine Schlange, drückt sich in die Ackerfurche, rennt darin entlang, kuckt ab und zu daraus hervor, und jetzt, wo es in gleicher Höhe mit den Häschen ist, schlüpft es in die Saat. Gerade will das erste Häschen an ihm vorbei, da schnellt es empor und hängt ihm an der Kehle. Das Häschen ampelt und strampelt und quietscht jammervoll, aber die Geschwister sitzen schon längst im Dorngebüsch, die Mutter feiert zum zweiten Male dort hinten im Felde Hochzeit. Aber eine andere Häsin, die im Walde im Lager saß, hört das Quäken, stürmt herbei und trommelt auf das Hermelin los. Es ist aber schon zu spät; dem Häschen ist die Schlagader aufgerissen und zuckend verendet. Die Häsin hoppelt davon und gleich darauf ist das Hermelin wieder da, sichert eine Weile aus dem Steinhaufen heraus und zerrt und zieht dann seine Beute in seine Höhle hinein.

Lauter und lustiger wird es im Walde. Allerlei Gras sprießt, helle Blüten erscheinen im braunen Laube. Die drei Junghäschen sind schon ganz stattliche Burschen geworden, die sich gut in acht zu nehmen wissen und sich tief in das Feld hinein trauen, aber nur dorthin, wo ein Dornbusch steht. Fällt der Schatten einer Krähe auf den Boden, dann sinken die drei in sich zusammen, legen die Löffel an und sehen wie alte Maulwurfshaufen oder graue Steine aus. Es ist jetzt zu herrlich auf der Welt. Überall wachsen

Digitized by Google

beſſere Kräuter, der Klee treibt ſchon, an allen Büſchen quellen leckere Knoſpen, und die Saat wird von Tag zu Tag höher und dichter. Einerſeits iſt das gut, anderſeits nicht, denn der Fuchs hat nun auch mehr Deckung und den Hund gewahrt man manchmal reichlich ſpät. Das war vorgeſtern, da griff der Fuchs, als die Sonne eben hinter dem Dorfe fortging, das eine Häschen und trug es zu Bau, und wäre die Entwäſſerungsröhre nicht ſo dicht dabei geweſen, da faßte geſtern der Hund des Bauern das andere; ſo aber fuhr es noch in das Rohr und ſaß dort eine volle Stunde lang im dunkeln und machte dann, daß es in das Holz kam. Da drückt es ſich unter einen Buſch und verſchläft die Nacht. Am andern Morgen aber hat es alle Angſt vergeſſen und nur etwas Vorſicht mehr behalten, und darum meidet es das Feld und hoppelt nach der großen Blöße, wo ſo viele gute Kräuter wachſen und wo es auch ſein letztes Geſchwiſter wieder trifft. Es ſieht es zum letzten Male. In die Eiche geduckt ſitzt an der Kante der Wieſe ein großer Vogel mit gelben Augen und quergeſtreifter Bruſt. Blitzſchnell und lautlos ſtreicht der an der Dickung entlang, reckt über dem fröhlich mümmelnden Häschen die gelben Griffe aus, ſchlägt es und entführt das zappelnde in den Wald hinein.

Ihrer viere waren es; eins blieb nur übrig. Aber allein bleibt es nicht; überall trifft es Geſpielen an und vergnügt ſich mit ihnen in der Dämmerung auf dem Klee oder in der Wieſe. Denn es iſt ſehr vorſichtig geworden und traut dem Tage nicht mehr, ſeitdem es ein Hund eine ganze Zeit hin und her hetzte, ehe es ihm gelang, die Dornenhecke zu gewinnen. Es wartet, bis es ganz dämmerig wird, und dann ſichert es ſo lange an der Holzkante, bis der erſte Althaſe in das Feld rückt, und dann huſcht es auch in das Feld hinein. Da es ein Rammler iſt, ſieht er den alten Rammlern alle ihre Gewohnheiten ab. Es mümmelt nie, ohne ſcharf Obacht zu geben, ob nicht irgendwo ein verdächtiger Laut ertönt, und bricht nur ein dürrer Halm, dann macht es einen Kegel und horcht, das Kleeblatt zwiſchen den Zähnen haltend, ſo lange ſteif und ſtarr, bis es ſich davon überzeugt hat, daß nur eine Maus oder ein Froſch das Geräuſch hervorbrachte. Es hat auch allmählich gelernt, Hund und Fuchs nur dann zu fürchten, wenn es nötig iſt. Iſt der Graben in der Nähe oder das Dorngeſtrüpp, dann läßt es Hund oder Fuchs auf fünfzig Schritte herankommen, und erſt dann bringt es ſich in Sicherheit. Und wenn es ſich ſein Lager ſcharrt, ſo ſucht es immer einen Platz, um den recht viel Dornen oder dürre Stengel ſtehen, die entweder keinen Feind heranlaſſen oder mit Knick und Knack vor ihm warnen, naht er ſich. Außerdem hat es die Erfahrung gemacht, daß vier Löffel mehr vernehmen, als zwei, und ſechs dreimal ſo viel, und daß dort, wo ein alter Rammler äſt, viel beſſere Äſung und mehr Sicherheit iſt, als dort, wo man keinen Haſen gewahr wird, und wenn die alten Rammler auch grobe Kerle

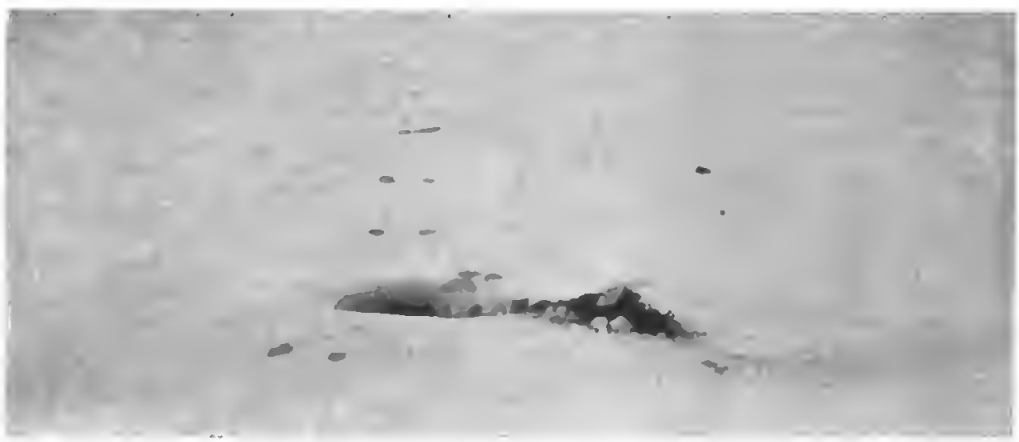


Bartels. *Klockow, März 1908.*

Lager, welches der Haſe ungeſtört verlaſſen.

ſind, wenn ſie gerade ihren ſchlechten Tag haben, es iſt Verlaß auf ſie und man darf, iſt einer davon in der Nähe, ſich noch einmal ſo gemütlich am jungen Klee äſen.

Von dieſen alten Herren kann man unglaublich viel lernen, wogegen die Satzhaſen ziemlich dämlich ſind. Denn ſie ſichern nicht erſt lange im Holze, ehe ſie ausrücken, und äſen ſich dann gleich dicht an dem Holze; die alten Rammler aber nehmen ſich Zeit und rücken erſt an die Holzkante, wenn Himmel und Erde dicht beieinander ſind, und dann ſichern ſie noch eine ganze Weile, ehe ſie den Holzgraben nehmen. Haben ſie das getan, dann ſichern ſie wieder eine geraume Zeit, und dann fangen ſie nicht an, ſich zu äſen, ſondern rücken tief in das Feld oder mitten in die Wieſe hinein,



Bartels. *Klockow, März 1908.*

Lager, welches der aufgeſcheuchte Haſe verlaſſen.

wo ſie weiten Ausblick haben. Es fällt ihnen auch gar nicht ein, gleich fortzulaufen, wenn in der Ferne ein Hund bellt oder ein Menſch ankommt, ſondern ſie warten erſt, ob es ſich lohnt. Sind die Menſchen auf einem Wagen oder reden ſie laut oder tragen ſie etwas auf dem Rücken, dann kann der Haſe getroſt ſitzen bleiben, und iſt der Hund über dem Winde, dann hat es gar keinen Wert, Ferſengeld zu geben, ſondern dann tut man beſſer, man drückt ſich, damit er einen nicht äugt. Jagt er einen aber, dann hat das blinde Darauflosrennen erſt recht keinen Zweck, ſondern es iſt viel vernünftiger, man ſchlägt ſolange Haken, bis der Hund ganz dumm im Kopfe wird und die Jagd aufgibt, oder man ſpringt ſolange über den Graben, bis er die Spur verloren hat. Es gibt mehrere Hunde im Dorfe, die gar nicht mehr auf Haſen jagen, weil ſie von den alten Rammlern zu oft an der Naſe umher geführt ſind.

Das alles kann man von den alten Rammlern lernen, aber noch viel mehr. Da hinten vor dem Walde liegt ein Sandberg. Wenn man noch ſo naß vom Tau geworden iſt und rennt dort ein Dutzend Male in dem weichen weißen Sande hin und her, dann ſpürt man die Näſſe gar nicht mehr, denn der feine Sand ſaugt ſie auf; ſcheint nachher die Sonne tüchtig; dann braucht man ſich nur etwas zu putzen und iſt ſauber und trocken. Außerdem wiſſen die Rammler alle die ſtillen Stellen im Walde und die Ecken im Felde, wo etwas Gutes wächſt. Sie rücken nachts bis in das Dorf hinein, wenn es ihnen gerade einfällt und der Wind gut ſteht, und äſen ſich an den jungen Kohlpflanzen. Sie wiſſen genau, wo ein Loch in der Hecke iſt und wo in dem Zaune eine Latte fehlt, und ſie kennen jeden Dornbuſch im Felde und jedes Drainrohr. Wo recht viele Dornbüſche und trockene Stauden im Holze ſtehen, da treiben ſie ſich am hellichten Tage umher und äſen ſich, und es fällt ihnen gar nicht ein, ſich ihre Lager immer im dumpfen Walde zu ſcharren, ſondern mit Vorliebe roden ſie ſich auf den Sandhügeln vor dem Walde ein, trotzdem daß ein Weg darunter hinführt, denn der Sand trägt den Schall ſo gut, daß man es ſchon von weitem merkt, rückt einem ein Menſch auf den Balg. Außerdem iſt es dort immer trocken, denn der Regen läuft leicht ab, und zwiſchen der Heide wächſt allerlei, was zwar nicht fett macht, aber beſſer bekommt, als der geile Klee, und nichts iſt ſo angenehm, als in dem von der Sonne durchwärmten Sande zu liegen. Außerdem treibt ſich dort immer der Dorndreher umher und warnt vor allem, was Gefahr bringen könnte.

Darum nimmt der Junghaſe immer mehr die Gewohnheiten der alten Rammler an, liegt bei ſchönem Wetter auf den heidwüchſigen Hügeln, entweder nach dem Felde hin, kommt der Wind aus dem Walde, oder an der anderen Seite, pfeift der Wind zu Holze, und wenn es ſtark regnet, hat er ſchon vorher den Wald aufgeſucht und ſich unter einer dichten Jungfichte

Digitized by Google

Riviera dei Castelli, Mai 1909.

Junghase, sich drückend.

K. Seffel.

seinen Pott geſcharrt. Sitzt er auf ſeinem Sandhügel im Lager, ſo hebt er nur ein ganz wenig die Löffel, bricht es im Walde. Er weiß jedes Geräuſch ſehr genau anzuſprechen und erkennt ſofort, ob ein Igel dort herummurkſt, oder ob ein Haſe oder ein Reh heranwechſelt. Ganz anders klingt es, wenn eine Waldmaus haſtig über das Fallaub hüpft oder wenn eine Amſel darin herumſtochert, oder ein Maulwurf unter der Laubdecke wühlt; das klingt ſehr gefährlich, aber der Haſe weiß Beſcheid und kümmert ſich nicht darum. Aber wenn Meiſter Reineke leiſe und vorſichtig heranſchleicht, dann paßt der Haſe ſcharf auf, ohne die Flucht zu ergreifen, und wenn der Fuchs auch ziemlich nahe iſt, und mehr wie einmal iſt es vorgekommen, daß der Fuchs ihm auf zwanzig Schritte gegenüberſtand, ohne daß es dem Haſen einfiel, von dannen zu rennen. Auch den Buſſard kennt er ganz genau und weiß, daß der ihm ebenſowenig anhaben kann, wie die Krähe oder der Storch, und er läßt ſich durch ſie nicht beim Äſen ſtören, ſelbſt wenn ſie ganz dicht bei ihm ſind. Als Junghaſe war er viel mehr gefährdet, als jetzt, wo er ſchon ein ſtrammer Dreiläufer iſt, der im Umſehen eine Menge Feld zwiſchen ſich und den Verfolger bringen kann und die Kunſt des Hakenſchlagens und der Widergänge ſo gut beherrſcht, wie der älteſte Rammler. Wie oft begibt es ſich nicht, daß irgend ſo ein dummer Dorfköter auf der Spur des Haſen umherſucht und laut hechelnd auf einem Flecke in die Runde rennt, weil die Spur mit einem Male ein Ende nimmt, und dabei liegt der Haſe zehn Schritte davon im Lager unter dem Winde und läßt den Hund ſuchen, bis es dieſem langweilig wird und er abtrollt. Nur ein Hund im Dorfe verſteht die Sache beſſer; der hält die Spur, und wenn ſie aufhört, ſchlägt er Bogen auf Bogen, bis er ſie wieder hat, und dann heißt es, aufſtehen und Ferſengeld geben und zu ſehen, daß man an den Bach oder an den Abzugsgraben kommt und den ſo oft nimmt, bis der Hund auf eine falſche Spur gerät.

Der Haſe hat ſehr viele Feinde, aber der ſchlimmſte iſt der Menſch. Je lauter ſich ein Menſch benimmt, um ſo unverdächtiger iſt er, aber je heimlicher er iſt, um ſo mehr hat ſich der Haſe vor ihm zu hüten. Zum Glück hat der Haſe aber auch viele Freunde, die ihn vor dem Menſchen warnen. Wenn der Zaunkönig zetert oder die Graudroſſel ſcharrt, muß man die Löffel ſteif halten, und ebenſo, wenn der Häher warnt oder die Amſel ſchimpft; auch Laubvogel und Rotkehlchen melden den Feind, und nicht minder Buntſpecht und Krähe. Solange der Würger ſtill auf der krüppligen Eiche ſitzt, iſt die Luft rein; ſobald er aber warnt, iſt irgend etwas los. Umgekehrt iſt es mit den Hänflingen; ſolange ſie ſingend auf den Wacholderbüſchen ſitzen, iſt nichts zu befürchten; ſtieben ſie aber zwitſchernd ab, ſo heißt es, Obacht geben. Auf die Goldammer hingegen iſt kein bißchen Verlaß, denn die bleibt noch am Singen, wenn der Menſch ſchon dicht bei ihr iſt; die

K. Soffel. *Castell Abadessa, Mai 1909.*

Junghaſe, in einem Weinberg.

Elſter hinwieder warnt viel zu früh und wer ſich auf ſie verläßt, kommt überhaupt nicht zur Ruhe. Sehr zuverläſſig ſind die Rehe; ſolange ſie ſich vertraut äſen, darf der Haſe das auch; heben ſie aber die Köpfe auf, dann empfiehlt es ſich, einen Kegel zu machen und Umſchau zu halten, und flüchten ſie zu Holze, ſo tut man gut, ihnen nachzufolgen. Auf ihr Schrecken iſt dagegen weniger zu geben, denn das tun ſie oft aus Mutwillen oder wenn das Wetter umſchlagen will, vorzüglich die Ricken und Kitze; ſchreckt der alte Bock aber, der erſt dann austritt, wenn es halbe Nacht geworden iſt, dann liegt ein triftiger Grund vor und man muß aufmerkſam ſein.

Alles das hat der Dreiläufer ſo nach und nach den Sommer über gelernt, und ſo ging es ihm gut, obwohl ihn eines Morgens der Wilddieb beinahe erwiſcht hätte. Der Haſe hoppelte auf ſeinem gewohnten Wechſel zu Holze, denn der Wind ſtand ihm zu ſehr gegen den Anberg. Als er zwanzig Schritte vor dem Holzgraben war, war es ihm ſo, als ob ſich dort etwas

bewege. Schnell wurde er ganz flach und ſchlug einen Haken, gerade noch früh genug, daß die meiſten Schrote über ihn fortpfiffen; nur eins durchſchlug ihm den linken Löffel. Seitdem rückte er ſchon vom Felde zum Holze, wenn es noch ganz grau war. Ein anderes Mal lag er ruhig in ſeinem Lager unter dem Heidkraut, als ein Menſch, laut pfeifend, den Fußweg entlang ging, wie es jeden Tag vorkam. Plötzlich bemerkte der Haſe, daß der Mann eine auffällige Bewegung machte und er fuhr ſo ſchnell aus dem Lager, daß der kurze, dicke, an eine lange Schnur gebundene Knüppel wohl das Lager, aber nicht mehr den traf, der eben darin geſeſſen hatte. Seitdem ſcharrte er ſich ſein Lager nicht mehr ſo nahe bei dem Fußwege, ſondern mehr oben am Hügel. Acht Tage ſpäter hatte er, weil draußen der Wind zu ſehr ging, den Tag über im Walde geſchlafen, und als es ſchon ſtark ſchummerte, rückte er zu Felde. Als er dicht vor dem Holzgraben war, ſicherte er erſt lange Zeit und überzeugte ſich davon, daß draußen die Luft rein war, und dann ſetzte er über den Graben. In demſelben Augenblicke merkte er, daß ſich links von ſeinem Wechſel etwas rührte und eiligſt fuhr er wieder in das Holz hinein. Gleich darauf hoppelte eine Häſin an ihm vorüber, und kaum war ſie im Felde, da blitzte und donnerte es und dann ging ein Menſch fort. In der Nacht, als der Dreiläufer dort vorbeikam, witterte er dicht an dem Graben, daß dort einer ſeinesgleichen den Tod gefunden habe; er mied den Wechſel in den Klee und rückte dort in das Feld, wo der Hafer dicht an das Grabengeſtrüpp ſtieß, und dann ſchlüpfte er durch den Hafer, ſteckte nur den Kopf daraus hervor und äſte ſich am Rande der Kleebreite.

Solange das Getreide auf dem Felde ſteht, hat es der Haſe überhaupt gut, findet er. Selbſt wenn der Tau noch ſo tief geſchlagen hat, bleiben die Gänge, die die Rehe getreten haben, offen, und ſo kann der Haſe, ohne ſich zu zeigen, vom Walde tief in das Feld und wieder zu Holze rücken. Es iſt ſo ſchön ſtill im Felde, daß er oft tagelang den Wald vergißt und in der Feldmark bleibt. Aber es naht ein Tag, der ihm das Feld verleidet. Laute Stimmen poltern heran, ein häßlicher Ton hebt an, der weit hinſchallt, und rauſcht unheimlich und ſchrecklich. Der Haſe macht, daß er forthommt. Als er nachts über das Feld hoppelt und ſeinen gewohnten Steig durch die Gerſte einſchlagen will, iſt das ganze Gerſtenſtück verſchwunden. Vierzehn Tage ſpäter fällt der Roggen und von früh bis ſpät iſt ein Lärm von Menſchen und Pferden und Maſchinen und Hunden in der Feldmark, daß es dem Haſen weder dort, noch auf den Sandbergen mehr behagt und er den Wald vorzieht, trotzdem die Kartoffeln und die Rüben im Felde noch Deckung genug bieten. Einmal bleibt er noch im Felde liegen, aber die Jäger, die hinter den Hühnern her ſind, verleiden es ihm völlig und ſo bleibt er dem Walde und ſeinen Wieſen treu und rückt nur in der Mitte der Nacht zu Felde, um ſich am Klee zu äſen, wo es von Tag zu Tag kahler wird. Aber

M. Steckel. *Slawentzitz, Februar 1909.*

Hasen zur Winterszeit.

auch im Walde ist es lange nicht mehr so schön, wie vordem; die Äsung läßt von Woche zu Woche an Frische nach und mehr und mehr gilben die Blätter. Und es kommt auch hier der Tag, da es dem Hasen im Holze gar nicht gefällt; der Laubriß beginnt; Tag um Tag tanzen knisternde Blätter zu Boden, wo sie der Wind fängt und dahinjagt, daß es rauscht und rasselt. Der ganze Wald ist erfüllt von vielen Geräuschen und der Hase wird davon so dumm, daß er sich in das Feld flüchtet. Dort ist es aber erst recht laut, denn die Bauern roden die Kartoffeln und überall wimmeln Hunde umher und schnüffeln jede Hasenspur entlang.

M. Steckel. *Slawentzitz, Februar 1909.*

Hasen zur Winterszeit.

M. Steckel. *Konigshutte, Juli 1907.*

Feldhaſe, ſichert beim Ausrücken zur Äſung.

Eines Tages hetzt ein Jagdhund den Haſen ſo tief in den Wald hinein, daß der arme Lampe vor Ärger aus der anderen Seite des Waldes herausfährt und in die Heide gerät. Hier gefällt es ihm; rundum iſt es ſtill und ſtumm, enge Kieferndickungen ſtoßen an friſche Kleewieſen, die in der hohen Heide liegen, eine Kette von Sandbergen, wie der Haſe ſie liebt, ziehen ſich dahinter entlang, an deren Flanken mächtige alte Brombeerbüſche dichte Verhaue bilden, und hinter den Hügeln beginnt das weite, breite Moor, durchzogen von Dämmen und Gräben, wie geſchaffen für einen Haſen, der es verſteht, einen Waſſergraben zu benutzen, um die Hunde von ſeiner Spur abzubringen. In drei Tagen hat ſich der Haſe eingelebt; er weiß, daß der eine Moordamm in das Waſſer, die beiden rechts und links davon aber zu

M. Steckel. *Konigshutte, Juli 1907*

Haſentoilette.

M. Steckel. *Königshütte, Juli 1907.*

im Lager, mit den Löffeln ſpielend. **Feldhaſe** im Lager, drückt ſich.

Querdämmen führen, daß vor dem dritten Heidberge Seradella und dahinter Spörgel ſteht, daß an den Dämmen Himbeer- und Brombeerſträucher in Menge wachſen, daß hinter dem Moore ein Hof liegt, auf dem nur ein Hund iſt, der aber nie den Hof verläßt, daß die Birkhühner mit ihrem Flügelgepolter und der Raubwürger mit ſeinem Trillerpfiff es anzeigen, wenn der Fuchs dort umherſchleicht, und daß er nicht der einzige Haſe hier iſt, der hier lebt. Denn ſchon am erſten Tage findet er viel friſche Loſung und mehrere Saſſen. Und als es Abend wird, kommen auf allen Dämmen Haſen in die Wieſe und nach dem Spörgel und zu der Seradella angerückt, meiſtens Rammler, alte Burſchen, die mit allen Hunden gehetzt ſind. In der Dämmerung äſen ſie ſich vor dem Moore, aber nachts rücken ſie in den Wald und von da nach dem Felde, teils des Klees, teils der Satzhaſen wegen; doch bevor es im Oſten hell wird, machen ſie alle, daß ſie wieder in ihr Moor kommen.

M. Steckel. *Königshütte, Juni 1907.* *M. Hesse.* *Cothen, Mai 1908.*

im Lager, wird aufmerkſam. **Feldhaſe** verhoffend.

Der Dreiläufer lernt ihnen alle ihre Schliche ab und er ſteht ſich gut dabei, denn wie im Felde die Jäger mit ihren Hunden hinter den Haſen herumſuchen und es in einem fort knallt, da bleibt es ganz ſtill im Moore, und ungeſtört können die Heidhaſen ihre Tage verbringen, bei ſchönem Wetter den Tag im weißen Sande oder braunen Torfmull, geſchützt von den dornigen Ranken der Brombeeren, verträumen, an naſſen Tagen ſich in den Kiefern-dickungen bergend, die ſo dicht ſind, daß der Regen nicht bis zum Boden durchſchlägt. Zwar kommt, als der erſte Schnee fällt, der Jagdpächter auf

K. Spengler. *Rothehütte, Juni 1908.*

Junghäschen im Lager, am Rand einer Dickung.

den Gedanken, das Moor und die Dickungen treiben zu laſſen, aber es lohnt ſich nicht; die vielen Torfſtiche und Abzugsgräben im Moore verhindern die Bildung einer geſchloſſenen Treiberwehr, ſo daß die meiſten Haſen unbeſchoſſen davonkommen, und aus den engen Kieferndickungen ſind die Haſen mit Gewalt nicht herauszubringen und die Treiber murren, als ſie zum zweiten Male treiben ſollen, denn bis unter die Arme hat ſie der tauende Schnee-behang durchweicht. So haben die Moorhaſen denn den ganzen Winter über Ruhe und ſelbſt bei hohem Schneefall bietet ihnen die lange Heide und allerlei Weichholz genügend und beſſere Äſung, als die Feldmark, wo die Feldhaſen

ſich am gefrorenen Futterkohl verderben und elend eingehen. Auch die Moorhaſen rücken faſt allnächtlich zu Felde, aber ſie trauen ſich nicht bis vor das Dorf, denn ſie ſind die menſchliche Witterung ſo wenig mehr gewöhnt, daß ſie vor jeder friſchen Menſchenſpur zurückprallen. Aber die Landſtraße, die vor dem Dorfe herführt, iſt mit Obſtbäumen beſetzt, die jetzt ausgeäſtet werden, und das in den Gräben liegende Aſtwerk iſt es, das die Moorhaſen in die Feldmark zieht, und ſäuberlich nagen ſie alle Knoſpen und jedes Fetzchen Rinde von den Zweigen und bei ihrer mageren Äſung werden ſie ebenſo feiſt, wie die Feldhaſen.

Wie der Januar zu Ende geht, da iſt es aber noch etwas anderes, das die Moorhaſen in die Feldmark treibt. Faſt alle die Haſen, die im Moore leben, ſind Rammler, und Ende Januar erwacht ungeſtüm in ihnen die Liebe wieder, die erſt im Herbſte aufhört. Und das iſt gut; denn wäre es nicht ſo und ſetzte die Häſin nur einmal im Jahre und nicht drei- oder gar viermal, kein Haſe lebte mehr auf der Welt, denn ſeiner Feinde ſind allzu viele, weil ſein Wildpret zu fein iſt.

Der Maulwurf.

Von Martin Braeß.

Der halbblöde „Tobies“ im Armenhaus ganz draußen am Ende des Dorfs iſt in manchen Dingen gar nicht ſo dumm; das wiſſen alle in der Gemeinde. Ein paarmal hat man ihn ſchon erwiſcht, wie er im Frühling Rotkehlchen mit Leimruten fing und drunten im Weidicht am Fluß den ziehenden Blaukehlchen nachſtellte.

Aber der Tobies weiß ſich auch nützlich zu machen, und auf dem Gutshof holt er ſich vom Verwalter manchen Groſchen für ehrliche Arbeit. Im Spätſommer gräbt er auf dem Weizenfeld nach den Vorratskammern der Hamſter und hat ſchon ganze Metzen dickkörniger Ähren, nicht ſelten auch den Übeltäter ſelbſt, den buntſcheckigen Nager, erbeutet, der den Ruheſtörer ſtets mit wütendem Fauchen begrüßt. Im Gemüſegarten ſtellt er tage-, ja wochenlang der Schermaus nach, die die zarten Wurzeln der Pflanzen abfrißt, daß ſie notleiden und welken; viel Geduld gehört dazu, ehe man ſolch ſchlaues Tier in ſeine Gewalt kriegt.

Am einträglichſten aber iſt die Jagd auf Maulwürfe, die Wieſen und Gartenbeete mit ihren Haufen verunzieren — „'s iſ' halt e Schand, wie das ausſchaut,“ ſagt der Gärtner entrüſtet. Auf dies Geſchäft verſteht ſich der Tobies aus dem Effeff — man muß es ihm laſſen. Wer von den ſchwarzſamtnen Wühlern auf ſeiner Proſkriptionsliſte ſteht, dem hat bald das letzte Stündlein geſchlagen. Zwölf Pfennig zahlt der Verwalter für jedes Stück, das man ihm bringt; der ſchnöde Mammon reizt den Eifer des Alten immer aufs neue. Umſonſt gibt der Wirt im „Erbgericht“ den Branntwein nicht her, und die Pfeife verſchlingt alltäglich eine ganze Handvoll Tabak; ſie kommt dem Alten faſt nie aus dem zahnloſen Munde. Nur wenn er zur Jagd auf das unterirdiſche „Schwarzwild“ auszieht, läßt er Piep' und Knaſter daheim; denn der Maulwurf, das weiß der Tobies, der hat die feinſte Naſe der Welt; er wird vergrämt, ſobald er etwas Verdächtiges ſchnuppert, und gräbt ſich einen anderen Gang. Dann iſt alle Arbeit vergebens, und der elaſtiſche Stock mit der Drahtſchlinge am Strick fährt nimmer empor. Nicht mal mit ſeinen Händen berührt der Fänger den Boden, wenn er in die Laufröhre oder den aufgeworfenen kopfgroßen Haufen die hinterliſtige Schlinge verſenkt; mit einem Löffel entfernt er behutſam die lockere Erde, drückt den gebogenen Draht vorſichtig eine Spanne tief in den Grund, befeſtigt ganz loſe und doch ſicher zugleich das hölzerne Häkchen, das bei der geringſten Berührung der

Schlinge herausſpringt, und bohrt endlich daneben einen biegſamen Stock in die Erde, den er mit kräftigem Strick zu der klug erſonnenen Falle herabzieht.

Nun hüte dich, du unterirdiſcher Wühler! Stößt du mit deinen grabenden Händen an die heimtückiſche Schlinge, gleich ſchnellt ſie empor und zerrt dich erbarmungslos aus deinem finſtern Reich ans Licht des Tages, und du biſt ſchon erwürgt, noch ehe dein Galgen wieder zur Ruhe gekommen. Du baumelſt am Strick, ein willenloſes Spielzeug der Winde; die Sonne, die du niemals geliebt haſt, ſcheint dir grell in deine blöden Äuglein hinein, und Tau und Regen, die du im Leben kaum kannteſt, netzen dein Samthabitchen. Fliegen ſummen herbei und unterſuchen die fleiſchfarbenen Grabhände, das ſpitze, roſige Schnäuzchen, und ſchwerfällige Käfer, die am Boden unter dem Gehenkten vorbeigehn, hemmen den Schritt, wedeln mit den keulenförmigen Fühlern und ſchwirren, wenn ſie endlich gefunden, was ihr Intereſſe erregt hat, zu dem armen Sünder empor.

Komm nun, Tobies, und hol' dir die Beute, die du redlich verdient haſt; ſonſt ſtiehlt dir vielleicht eine „verflixte" Krähe den Fang, gleich dem Fuchs oder dem Eichelhäher, die ſo oft zum Ärger des Förſters die Dohnen „ausfreſſen", und du ſchimpfſt wieder auf die „gottloſen Jungens", die dir das Handwerk manchmal verderben, ſeitdem ſie es in der Schule gehört haben, wie Peter Hebel als Anwalt des Maulwurfs auftritt und ihn verteidigt, den beſten Bundesgenoſſen des Landmanns im Kampfe gegen die gefräßigen „Quadden". Diesmal aber ſind die Rangen unſchuldig an deinem Verluſt; die „ſchwarzen Racker", die Krähen, haben dich um deinen Schnaps und dein Päckchen Pfälzer gebracht.

Der Tobies meint, das Jagdrecht auf den Maulwurf ſtehe ihm ganz allein zu. Deshalb iſt er auf Krähen und Störche, auf alle Tagraubvögel wie auf die nächtlichen Eulen nicht gut zu ſprechen; ſelbſt der Foxterrier des Inſpektors kam ihm ſchon ein paarmal zuvor. Dieſen leitet ſein feiner Geruchsſinn. Wie geſpannt hat er Poſto vor dem Maulwurfshaufen gefaßt. Plötzlich ein Sprung, ein heftiges Aufwühlen des Bodens, daß die Erde nur ſo herumfliegt; die Zähne des Hundes haben den Armen gepackt, der gerade den Haufen „aufſtieß" und dabei der Oberfläche ein wenig zu nahe kam. Ein ziſchendes Quiekſen, ähnlich dem Angſtſchrei der Maus — dann iſt alles vorbei, und in luſtigen Sprüngen trägt „Fox" ſeine Beute dem Herrn zu, der am Krautacker die Arbeit der Leute beaufſichtigt. Er legt ihm den Maulwurf zu Füßen, ſpielt noch ein Weilchen damit, dann kümmert er ſich nicht mehr um ſeinen Fang; denn einen Maulwurf freſſen, das fällt keinem gebildeten Hund ein. Selbſt ein Fuchs muß ſchon tüchtigen Hunger haben, ehe er ſich herbeiläßt, ſolch armſeliges Wild zu verſpeiſen. Vielleicht fällt der Ermordete einer Krähe zur Beute, die nie einen Biſſen verſchmäht, wenn auch die Drüſen in der Nähe der Schwanzwurzel nach allem andern riechen,

Digitized by Google

O. Pfaff. *Cunewitz, März 1910.*

Maulwurfshaufen auf einer Wiese.

nur nicht nach Veilchen; vielleicht kommen die Totengräber herbei und bestatten den Leichnam — auf jeden Fall ist diesmal der schlaue Tobies um seine Beute geprellt.

Dem gefiederten Raubzeug verrät sich der Maulwurf durch die leise Bewegung des Erdreichs, wenn er sein Jagdgebiet um neue Gänge erweitert; denn ein Vogelauge sieht scharf, es bemerkt das kleinste rollende Erdklümpchen. Schnell stürzt der Bussard von seiner Warte herab und gräbt Fänge und Hakenschnabel tief in den lockeren Boden; wenn der Samtrock nicht ausweichen kann, ist er verloren. Auch der Storch kennt die Eigenart des Maulwurfs genau und weiß, was die Haufen auf der Wiese bedeuten; er steht auf dem Anstand, und wenn sich 'was rührt, gleich stößt er mit dem Bajonett in die Tiefe, spießt den Ärmsten auf seine furchtbare Waffe und begräbt ihn noch bei lebendigem Leibe in dem unersättlichen Kropf, wo sich schon ein paar Frösche und eine Blindschleiche befinden; den Jungen im Horst droben am Kirchdach ist jeder genießbare Bissen willkommen. Die gefährlichsten Feinde des Maulwurfs sind aber die Eulen; besonders die Schleierkäuze, die zwischen den Dachsparren des Gutsschlosses und in einer halbverfallenen Scheune an der alten Klostermauer ihre Kinder großziehen, besuchen regelmäßig die Äcker und Wiesen, sobald sich der Abend über die Flur senkt. Sie stellen hauptsächlich den Feldmäusen und Spitzmäusen nach; aber wenn ihr funkelnder Blick zufällig einen Maulwurf eräugt, der sich aus seinen finstern Gängen zur nächtlichen Stunde an die Oberfläche gewagt hat, um doch auch 'mal zu schnuppern, wie es hier oben ist und ob man nicht eine Maus erwischt, einen Frosch, eine Kröte oder wenigstens ein paar armselige Schnecken, da fackeln die Schleierkäuze nicht lange; in den Fängen tragen sie auch diese zappelnde Beute nach ihrer dunklen Behausung und verfüttern sie stückweis ihren hungrigen Kleinen.

Gefressen werden und selber fressen, wie nah liegt das oftmals beieinander, und gerade der Maulwurf darf sich nicht beklagen, wenn ihn das Schicksal erreicht. Denn er ist unter den Säugetieren das gefräßigste Geschöpf unserer Heimat; dazu nährt er sich nur von lebender Beute. Keine Grenze kennt seine Mordgier, kein Pardon wird gegeben, selbst seinesgleichen fällt er mit grimmer Wut an, und der Sieger im Zweikampf frißt den Besiegten. Hätte ihm die Natur ein größeres Maß seines Körpers verliehen, das fürchterlichste Geschöpf wär's, das je die Erde erzeugte; zittern würden dann auch die Großen vor seiner Kraft und vor dem entsetzlichen Raubtiergebiß. So aber fürchten den unterirdischen Zwerg, dessen Länge ohne das Schwänzchen nicht mehr als fünfzehn Zentimeter beträgt, nur die Kleinen; selbst das schmächtige Wiesel, das nicht selten in den dunklen Erdgängen dem Maulwurf begegnet, wenn es nach Mäusen jagt, oder Vetter Igel, auch die meisten krähenartigen Vögel spotten der Wut dieses Wühlers und ver-

Digitized by Google

O. Grabham. Yorkshire, April 1900.

Maulwurfsfänger an einer gestellten Falle.

achten sein Raubtiergebiß, obgleich die Eckzähne des Oberkiefers zwischen den scharfspitzigen Backzähnen (jederseits sieben) und den meißelförmigen Schneidezähnen (oben sechs, unten acht) wie geschliffene Dolche hervorschauen. Aber Engerlingen und Maikäfern, Regenwürmern, Asseln und Schnecken, Werren, die in ihrer Gestalt selbst einem Maulwurf gleichen, Mistkäfern und anderen unterirdischen Kleintieren, wohl auch einer Maus oder Blindschleiche, selbst einer Ringelnatter oder Kreuzotter, die sich bisweilen in den Maulwurfsgängen verlieren, zumal im Winter, um sich vor der Kälte zu schützen, machen die Perlenzähnchen des Räubers ein Ende. Was für Portionen der Maulwurf bewältigt, das hat er wiederholt in der Gefangenschaft seinem Pfleger bewiesen; reichlich sein eignes Gewicht bedarf er an täglicher Nahrung. Doch wenn diese ausschließlich aus Engerlingen besteht, ist der Fresser fast gar nicht zu sättigen; 150 solcher gemästeten Larven kann er täglich verzehren, d. i. drei- bis viermal soviel, als er wiegt. Er quetscht nämlich den Darminhalt der Engerlinge, der aus vegetabilischen Stoffen besteht, die der Maulwurf nicht mag, erst sorgfältig aus den Larven heraus, ehe er sie zerbeißt und verschlingt.

Ein gefangener Maulwurf fraß zum Frühstück eine erwachsene Blindschleiche, von der er nur den Kopf, ein paar Rückenwirbel, einige Hautfetzen und den Schwanz verschmähte; sein Mittagessen bestand in einer großen Gartenschnecke. Nachmittags nahm er als kleinen Imbiß nur drei größere Schmetterlingspuppen zu sich; kein Wunder, daß er um fünf Uhr wieder Hunger verspürte und alsbald eine Ringelnatter von 2½ Fuß Länge bis auf kleine Reste verzehrte. Die zähe Haut der Schlange machte ihm Mühe, doch nachdem er sie an einer Stelle glücklich durchbohrt hatte, fraß er zunächst die Eingeweide heraus, riß und zerrte das Loch alsdann immer größer und wurde so der ganzen Riesenmahlzeit schön nach und nach Herr. Wenn man sich Muße nimmt und den ganzen Tag frißt, ist's eine gute Portion, die man allmählich vertilgt. Längere Zeit zu hungern, ist nichts für den Maulwurf; vierundzwanzig, ja bisweilen schon zwölf Stunden ohne Nahrung zu sein, das kostet dem Nimmersatt, wie Versuche beweisen, das Leben. Aber lieber stirbt er, als daß er je etwas Grünes anrührt, oder daß er Rüben, Wurzeln, Früchte u. dergl. benagt.

Diese Gefräßigkeit ist's, durch die der Maulwurf auf Wiese und Feld zu einem gar nützlichen Tier wird, und ein verständiger Landmann wird ihm die Erdhaufen, die der Wühler emporwirft, nicht allzuhoch anrechnen; denn wenn schon dessen unterirdische Arbeit hie und da ein paar Saatpflänzchen lockert, daß sie verwelken, wenn das Gras über einem der Gänge auch nicht recht gedeihen will, weil den Wurzeln die Nahrung mangelt, so ist doch zu bedenken, daß es unter der Erde keine andre Sicherheitspolizei gibt, die so energisch all das Ungeziefer im Zaum hält, das sich dort unten in den dunkeln Schlupfwinkeln dem Auge des Menschen verbirgt. Es sind ja fast alles schädliche Tiere, die der Maulwurf erbeutet, mit alleiniger Ausnahme der Regenwürmer etwa, deren er stets eine große Menge verzehrt — Blindschleichen oder Nattern kommen nicht in Betracht; wie selten wird er in der Freiheit einem solchen Tiere begegnen. Aber auch die Regenwürmer, wenn sie in großer Menge auftreten, richten bisweilen empfindlichen Schaden auf den Saatfeldern an, indem sie massenhaft die jungen Pflänzchen in ihre Röhren hinabziehen; ein paar Maulwürfe auf solchen Feldern sind nur von Nutzen. Dazu kommt, daß der Maulwurf den Erdboden gewissermaßen durchpflügt und lockert, so daß an vielen Stellen die Luft in die Erde eindringt; und solche Durchlüftung des Bodens, die allerdings auch die Regenwürmer sehr ausgiebig besorgen, denen der Schwarze nachstellt, ist dem Pflanzenwuchs, wie jeder Landwirt weiß, von besonderem Vorteil. Auch die Durchwässerung des Erdreichs wird durch die Röhren befördert. Bloß im Ziergarten kann man den Wühler nicht brauchen; da wird ihn jeder vertreiben — vertreiben, nicht töten, denn den Galgen hat der schwarze Geselle nimmer verdient. Grüne Stengel von Holunder (Sambucus) in seine Gänge

O. Grabham. *Yorkshire (England), Juli 1905.*

Falle mit gefangenem und aus der Erde herausgeriſſenem Maulwurf.

geſteckt oder Spreu mit Schwefel und Harz getränkt und brennend in den Maulwurfshaufen geſtoßen, mit Petroleum getränkte Lappen, wohl auch Heringsköpfe in die Erde vergraben, ſind ſichere Mittel, den Maulwurf von dem Blumen- oder Teppichbeet fernzuhalten, in das er zum Ärger des Gärtners ſein Jagdrevier verlegt hat. Das empfindliche Näschen nimmt Anſtoß an ſolchen Gerüchen, die ihm die Witterung ſeines Wildes auf weiten Umkreis völlig rauben. Auch kann man um kleinere Beete anderthalb bis zwei Fuß tief Dornen und Glasſplitter eingraben; das vergrämt den Maulwurf ſofort; ſein empfindliches Schnäuzchen ſich blutig ſtoßen, iſt das Ärgſte, was ihm paſſieren kann.

Ein Meiſterwerk der Natur iſt dieſes rüſſelartige Schnäuzchen, das weit nach vorn den Mund überragt; frei läßt ſich's bewegen, ſo daß der Maulwurf nach allen Richtungen hinſchnuppern kann, ohne den zugeſpitzten Kopf auf dem kurzen Hals auch nur im geringſten zu wenden. Die Naſenlöcher ſtehen am Ende des Rüſſels und ſind nach unten gerichtet; doch ſobald ſich die oberen Partien der verlängerten Schnauze nur ein wenig verkürzen,

wenden ſich dieſe ewig beweglichen Windfänge aufwärts und melden ſo ihrem Träger, ob ſich über oder unter dem Erdſtollen, ob links oder rechts ein Wurm, ein Engerling oder eine andere Larve verſteckt hält. Das Geruchsorgan iſt von einer Feinheit, die uns Menſchen ganz unverſtändlich erſcheint — Verſuche an gefangenen Maulwürfen lehren es deutlich. Aber das iſt nur die eine Funktion dieſes Organs; es hat noch andere Aufgaben. Ein zartes Werkzeug zum Taſten ſtellt das ſchnuppernde Schnäuzchen zugleich dar. Der

O. Grabham. *Yorkshire (England), Juli 1905.*

Junge Maulwürfe im Neſt, 3 Tage alt.

Maulwurf ſpürt deutlich und leicht auch die geringſte Erſchütterung, die das in der Erde hauſende Getier durch Nagen und Bohren erzeugt; er ſchmeckt gewiſſermaßen die Gegenwart all der Würmer, Aſſeln und Larven, noch ehe er die Beute mit ſeinem Rüſſel berührt hat. Dieſer iſt, um den Taſtſinn noch zu verfeinern, an der Spitze ganz nackt; doch ein wenig dahinter befinden ſich längere Spürhaare. Aber die Löſung des Rätſels iſt unter der äußerſten Hautſchicht zu ſuchen; dort liegen eng beieinander zahlreiche Nervenendkörperchen oder Fühlwärzchen, die auch ein ganz leiſes Zittern des Bodens anzeigen und im Verein mit dem feinen Geruchsſinn dem Maulwurf melden,

wo ein Leckerbiſſen ſich darbietet. Wie die Schnepfe von Zeit zu Zeit in den weichen Boden der moorigen Wieſe ihren fein empfindlichen Schnabel ſtößt und ſo alle Bewegungen des Gewürms in der Erde ganz deutlich wahrnimmt, ſo vermittelt der Rüſſel dem Maulwurf jede Erſchütterung des Bodens, und ſei ſie noch ſo gering; den feinen Geruchsſinn aber hat der unterirdiſche Wühler noch extra vor dem Vogel voraus. Aber auch am Graben beteiligt ſich das zugeſpitzte Ende des keilförmigen Kopfes; durch einen federnden

O. Grabham. *Yorkshire (England), Juli 1905.*

Junge Maulwürfe im Neſt, 14 Tage alt.

Knochenfortſatz des Siebbeins im Innern des Rüſſels wird dieſer dazu geſchickt, und wenn es gewiß auch bloß weicheres Material iſt, in das dieſer zarte Bohrer einzudringen vermag, während härterer Boden nur den krallenbewehrten Schaufelhänden weicht, bei deren Tätigkeit ſich Kopf und Rüſſel zurückziehen, ſo leiſten doch dieſe im Emporſtoßen der Erde das meiſte; wie eine Schaufel bohren ſie ſich unter die gelockerten Stoffe und werfen mit Kraft das Material in die Höhe, das im Weg liegt und am weiteren Vordringen hindert.

Wie schnell der Maulwurf sich selbst in festeren Boden einzugraben vermag, wie hurtig er seine Laufgräben baut, ein lebendiger Erdbohrer, das hat jeden Beobachter in Erstaunen gesetzt. Eine Stunde tüchtiger Arbeit, und um fünf bis zehn Meter hat, je nach der Beschaffenheit des Bodens, die unterirdische Röhre an Länge gewonnen. Aber die Natur hat den Wühler auch mit Werkzeugen ausgestattet, wie sie kein Techniker praktischer hätte erfinden können. Statt der Vorderfüße gab sie ihm zwei wirkliche Hände, breit und gedrungen, fünf kurze, durch eine Haut miteinander verwachsene Finger daran, die in spitzen, schaufelförmigen Krallen endigen, so recht geeignet zum Kratzen und Schaben; dazu liegt dem Daumen noch extra eine sichelförmige Scharrkralle an. Nach außen und rückwärts sind die Innenflächen dieser Arbeitspratzen gerichtet, der kleine Finger nach oben gekehrt; mit einem Schlage fördern sie soviel Erde zur Seite, daß der walzenförmige, nach hinten etwas verjüngte Körper Platz findet. Kurz gestielt sind die Schaufeln; Ober- und Unterarm ganz im Pelze verborgen, nur die rosige Hand schaut hervor. Und wie fest sind die Schultern gebaut, die Schlüsselbeine dick und verkürzt, die Schulterblätter lang, einen großen Teil des Brustkorbs bedeckend, das Brustbein kräftig und am vorderen Ende verlängert. Aber am auffälligsten sind die starken, bisweilen wulstartigen Vorsprünge und Höcker an all diesen Skeletteilen, besonders am Unterarm, wo die kräftigen Muskeln ansetzen, welche die Schaufeln bewegen; ja auf der Mitte des Brustbeins erhebt sich eine Art Kamm, wie bei den Fledermäusen und Vögeln, um den starken Brustmuskeln Raum zur Entwicklung zu bieten. Die hinteren Extremitäten sind natürlich ganz anders gebaut; sie haben den Körper nur vorwärts zu schieben: gewöhnliche behaarte und sohlengehende Füße, wie sie Mäuse und Ratten besitzen; aber das Kreuz von besonderer Festigkeit, denn es hat beim Vorwärtsschieben das meiste zu leisten, die Hüft- und Sitzbeine stabförmig und parallel zur Wirbelsäule gerichtet, mit der sie ihrer ganzen Länge nach verwachsen sind, um sie zu stützen; vielleicht stemmt sich selbst das kleine, zwei Zentimeter lange Schwänzchen mit ein, den Körper vorwärts zu schieben.

Mit dem unterirdischen Leben hängt aber noch manche andre Einrichtung aufs engste zusammen. Da sind zunächst die winzigen Augen, nicht größer als ein Rübsenkorn, ganz versteckt in dem Fellchen, daß man sie gar nicht bemerkt. Sie werden nur gerade ein wenig Licht und Dunkelheit zu unterscheiden vermögen; denn ganz blind, wie die Leute glauben, ist unser Maulwurf wohl nicht, obschon seine Augen wahrscheinlich keine Bedeutung für ihn besitzen. Nutzlos sind sie in den finstern Gängen, die ja tagsüber nur ganz ausnahmsweise einmal mit dem Lichte des Tages vertauscht werden. Wie hinderlich wären hier bei der Wühlarbeit freiliegende Augen, allezeit dem eindringenden Staub ganz schutzlos preisgegeben! Eine Abart unseres

Douglas English. *Vivarium.*

Alter Maulwurf.

Maulwurfs wird der „blinde Maulwurf" (T. coeca) genannt; ſeine Äuglein, noch kleiner, ſind ſogar unter der freien äußeren Haut geborgen, daß ihr Träger ganz gewiß nichts zu ſehen vermag. Dieſer Maulwurf iſt mehr in Südeuropa zu Hauſe, in Griechenland, Dalmatien, Italien, der ſüdlichen Schweiz und in Südfrankreich; in Oberitalien kommen beide Formen zuſammen vor. Es ſcheint aber nicht gerechtfertigt zu ſein, einzig wegen ihrer abſoluten Blindheit dieſe ultramontanen Maulwürfe zu einer beſonderen Art zu ſtempeln. Bei den Goldmulls, die ſämtlich in afrikaniſcher Erde wühlen, iſt das Sehorgan gleichfalls völlig funktionslos, nur $^1/_2$ Millimeter beträgt der Durchmeſſer ihres winzigen Augapfels; von einer millimeterdicken Haut wird er bedeckt.

Um ſo beſſer ſcheint der Gehörſinn des Maulwurfs ausgebildet zu ſein. Freilich eine Ohrmuſchel fehlt völlig; ein ſolcher Schallfänger iſt aber auch nicht nötig, denn Erde leitet den Schall weit beſſer als Luft. Das äußere Ohr verkümmert ja ſchon bei den Tieren, die ſich nur hauptſächlich in dunklen Höhlen oder im Waſſer aufhalten, wie Murmeltier, Otter, Robben, Seehunde u. a.; einem ſo ausgeſprochenen Wühler aber, wie dem Maulwurf, würden ſelbſt kleine Ohrmuſcheln hinderlich ſein, auch würden ſie höchſt unangebrachte Fangtrichter für die Erdkrümchen darſtellen. Aus dieſem Grunde ſind die

Douglas English. *Vivarium.*

Maulwurf, einen Regenwurm freſſend.

Ohröffnungen, die ganz verſteckt im dichten Pelz liegen, durch eine Hautfalte verſchließbar. Selbſt das Fell iſt in ſeiner Art für den unterirdiſchen Minierer und Bohrer recht geeignet; weder Erdteilchen, noch Näſſe haften an dem kurzen, weichen Pelz, der den ganzen Körper mit Ausnahme der Pfoten, der Sohlen, der Rüſſelſpitze und des Schwanzendes bedeckt. Der feine kurzhaarige Samtplüſch kommt nie aus der Ordnung, ob ſein Träger ſich in der engen Röhre vor- oder rückwärts bewegt; denn ein ſog. „Strich" fehlt dem Haarkleid, auch findet ſich nirgends ein „Wirbel". Und die ſchwarze, monotone Farbe iſt günſtig gewählt, da es doch vorkommt, daß der Troglodyt zu nächtlicher Stunde einmal die Erdoberfläche beſucht; da hat er eine unſichtbar machende Tarnkappe an, die ihm in der ſchwarzen Tiefe allerdings nicht nötig iſt. Übrigens ſehen nicht etwa alle Maulwürfe gleichmäßig ſchwarz aus; denn die Farbe des Plüſches, das iſt bekannt, fällt bei jedem Stück immer etwas verſchieden aus. Hier ſpielt das Schwarz, faſt metalliſch glänzend, ins Blaue, dort mehr ins Braun oder Gelbliche; nicht ſelten findet man ſilbergraue, perlgraue und ſelbſt fleckige Spielarten. Auch ganz weiße oder iſabellfarbene Albinos kennt man, und die Jungen beſitzen immer eine etwas hellere, mehr aſchgraue Farbe. Meiſt ſind Lippen, Füße und das Schwänzchen lichter behaart, als der übrige Körper, auch ſtehen an dieſen

Douglas English. *Vivarium.*

Maulwurf.

Stellen die Härchen nur ſpärlich; ſonſt aber iſt die Unterſeite, ſelbſt zwiſchen den Füßen, ebenſo dicht behaart wie der Rücken.

Noch manche andere Anpaſſung an die verborgene Lebensweiſe in der Erde lehrt die äußere Geſtalt und die innere Organiſation des Maulwurfs. Der ſpindelförmige Körper, deſſen größter Durchmeſſer in der Schultergegend liegt, iſt geeignet, durch enge Röhren zu ſchlüpfen; an dem zugeſpitzten Kopf ragen die ſchwachen Jochbögen nicht über die breiteſte Schädelſtelle hervor, ſie würden ſonſt bei der Bohrarbeit hinderlich ſein; die Halswirbel überdecken einander zum Teil, auf Beweglichkeit kommt es hier ja weniger an, als darauf, für den Kopf ein feſtes Widerlager zu ſchaffen; der Schwanz iſt ganz reduziert, für ſeinen Träger iſt er ja faſt wertlos; die Oberlippe zeigt eine Hautfalte, die ſich feſt gegen die Unterlippe anlegt, den Mund bei der Hantierung vor eindringender Erde zu ſchützen. So ausgeſtattet, leiſtet der Maulwurf in der Tiefbautechnik geradezu Staunenswertes, ja ſeine eigentliche Wohnung iſt bisweilen ein vollendeter Kunſtbau. Sie liegt 50 bis 60 Zentimeter unter der Oberfläche, meiſt an einer ſchwer zugänglichen und verborgenen Stelle, unter einem Erdhaufen, einer Mauer, zwiſchen und unter kräftigen Baumwurzeln u. dergl. Einen reichlich fauſtgroßen, runden oder

Digitized by Google

mehr flaschenförmigen Kessel stellt sie dar, der oft mit einem ganzen System von Röhren umgeben ist, die als Notausgänge bei drohender Gefahr fast absolute Sicherheit bieten. Gewöhnlich läuft ein größerer kreisförmiger Gang in einer Entfernung von 15 bis 25 Zentimeter rings um die Kammer, die, mit Laub, Moos, Getreidepflänzchen, Stroh u. dergl. ausgepolstert, zum Lagerplatz und auch zur Kinderstube dient. Häufig freilich, besonders wenn der Maulwurf in lockerem Torf oder wenig bindigem Sande gebaut hat, fehlt dieser Rundgang. Von dem Kessel strecken sich mehrere, manchmal acht bis zehn einfache oder verzweigte, ziemlich horizontale Gänge strahlenartig nach allen Richtungen hin; die meisten von ihnen vereinigen sich früher oder später zu einem gemeinsamen Stollen, der sog. „Laufröhre", die nach dem Jagdrevier des unterirdischen Bewohners führt. Auch aus der Tiefe der Kammer senkt sich gewöhnlich noch eine Sicherheitsröhre abwärts, die aber bald im Bogen wieder aufsteigt und gleichfalls in die Laufröhre einmündet. Die Wände sind überall dicht, sauber und glatt; denn der Raum wird hier nicht immer dadurch gewonnen, daß der Maulwurf den Boden aufwirft, sondern mit seinem Körper drückt und preßt er die Erde zusammen, und er drängt auch das Dach auf diese Weise nach oben, daß es sich ein wenig über die Erdoberfläche wölbt. Auch die Laufröhre, die vielleicht 30, selbst 50 und 60 Meter lang und so weit ist, daß sich der Maulwurf in ihr bequem umdrehen kann, zeigt solch sorgfältig geglättete Wände. Durch Erdhaufen an der Oberfläche würde das Tier diesen wichtigsten Teil seines Baues zu leicht verraten; nur der geübte Beobachter merkt an dem sanft eingesenkten Boden und den kümmernden Gewächsen, wer 30 bis 50 Zentimeter darunter sein Wesen treibt. Ist der Boden besonders günstig, d. h. milde, bindig und tiefgründig, daß er sich gut bearbeiten läßt, so legt der Maulwurf seinen Kessel ziemlich tief, und es bleiben dann auch über der Wohnung noch manche Gänge, die ursprünglich nur angelegt wurden, um Erde nach außen zu schaffen, bestehen. Sie werden wohl gelegentlich noch benutzt; in den meisten Fällen aber sind sie verschüttet.

Einen großen Teil des Tages verbringt der Maulwurf schlafend in seinem Kessel, der ihm Ruhe und Sicherheit gewährt. Luft dringt von oben durch die feinen Spalten und Ritzen hindurch, und zu einer Pfütze oder einem Bach gräbt sich der unterirdische Burgherr wohl auch einen Gang; doch bedarf er bei seiner Fleischnahrung nur selten eines Schlucks Wasser. Aber dreimal am Tag, morgens, mittags und abends — der Maulwurfsfänger behauptet, dies ganz genau zu wissen — eilt der Regenwurm- und Engerlingvertilger nach seinem Revier, so daß er also täglich sechsmal seinen Weg durch die Laufröhre nimmt, wo er sich auf den Sohlen der trippelnden Hinterfüße und dem Innenrand, also der Daumenseite seiner Grabhände sehr schnell und sicher bewegt. Sein Jagdgebiet durchwühlt und durchstampft er nach

allen Richtungen in unzähligen Röhren, die sich verzweigen und kreuzen. Täglich werden sie um neue vermehrt, besonders in der kalten Jahreszeit, wenn die Nahrung knapp ist; denn immer ist der Unersättliche bemüht, seine Herrschaft noch zu erweitern. Diese wagrechten und wenig tiefen Nahrungs- oder Jagdgänge sind mehr nur für den Augenblick berechnet; sie stürzen bald wieder zusammen, denn ihre Wände werden nicht festgedrückt, sondern die Erdmassen befördert der Wühler, sobald sie sich in den Gängen häufen, mit Kopf und Hals an die Oberfläche. Doch ist der Maulwurf bei dem Emporstoßen fast immer so vorsichtig, etwa handtief unter dem Boden zu bleiben. Richtung und Ausdehnung des Jagdgebiets zeigen die aufgeworfenen Erdhügel an. Nährt das Revier seinen Besitzer nicht mehr genügend, so wird vom Kessel aus eine neue Laufröhre nach einer andern Richtung getrieben, wo sich der Jäger reichere Beute verspricht. Nur wenn die Wohnung mitten in den Jagdgründen liegt, was jedoch bloß ausnahmsweise der Fall ist, bedarf es solcher Laufröhren nicht; dann genügen kurze strahlenartige Röhren. Ist der Maulwurf gesättigt, so kehrt er nach seinem Kessel zurück und ruht schlafend von den Mühen der Jagd aus.

Ein mürrischer, bissiger Einsiedler ist der schwarze Bewohner des Erdreichs; kein Tier leidet er in seinem Gebiet. Im Winter folgt er den Engerlingen und andern Larven in die frostfreie Tiefe; denn einen Winterschlaf hält dieser Insektenfresser unsrer Heimat ebensowenig wie sein kleiner Verwandter, die Spitzmaus; das überläßt er dem Igel, für den die Nahrungsquellen im harten Winter versiegen. Auch in regenarmen Sommermonaten, wenn die Erde fußtief austrocknet, verlegt der Maulwurf seine Jagdgründe tiefer; doch kommt er um diese Zeit nicht allzuselten aus seinen Gängen hervor, um an der Oberfläche nach einer Beute zu schnuppern. Übrigens behauptet man allgemein, daß der Maulwurf sich auch Vorräte für die teure Zeit sammle, wie weiland Joseph im Lande Ägypten; er lege im Herbst an der tiefsten Stelle seines Baues oder in den Wänden der Gänge, die unmittelbar an seine Wohnung stoßen, gewissermaßen Regenwurmmagazine an, und weil er nie verwesendes Aas frißt, sondern stets frisches Fleisch haben will, zerbeiße er die armen Opfer so, daß sie nicht recht leben und nicht recht sterben, auf keinen Fall aber entfliehen können. Er reißt ihnen einige Glieder vorn am Kopfende auf, namentlich den ersten Ring, den sog. „Kopflappen", der den Regenwürmern dazu dient, sich in die Erde einzugraben. Man will Hunderte, mitunter ein ganzes Kilogramm, ja noch mehr auf diese Weise verstümmelter Würmer in den Wänden seiner Wohnung eingemauert gefunden haben, gewöhnlich sieben bis acht in einem Knäuel vereinigt. Sie können sich nicht rühren und leben doch; gelähmt sind sie, gewiß weniger durch den Biß selbst, als durch den für sie giftigen Speichel des Maulwurfs, der durch die kleine Wunde in ihr farbloses Blut gelangt.

F. Kearton. *Juni 1909.*

Maulwurf im Haarwechsel.

Daß ein ſolch mürriſcher Einſiedler und Egoiſt kein gemütliches Familienleben führt, verſteht ſich von ſelbſt. Mit ſeinem Weib, das er ſich nach harten Kämpfen erobert hat — denn es ſcheint allezeit mehr Männchen als Weibchen zu geben — lebt er bloß ein paar Tage in Frieden. Und die Erwählte ergibt ſich nur der Gewalt; ſobald ſie es vermag, entweicht ſie dem tyranniſchen Gatten, der ſie wie ein eiferſüchtiger Ritter Blaubart bewacht, und gräbt ſich einen eigenen Bau, wo ſie der Geburt ihrer Kinder entgegenſieht. Der Vater darf die Kleinen nicht finden; er würde ſie freſſen und die Mutter mit ihnen, falls es ihr nicht gelingt, den Mann mit ſeinen kannibaliſchen Gelüſten ſelbſt totzubeißen und zu verzehren. Vier Wochen nach der ſtürmiſchen Hochzeit, die im März oder den folgenden Monaten bis zum Juli ſtattfindet, liegen drei bis fünf Junge an den Zitzen der Mutter. Bohnengroß und nackt, ganz unbehilflich und unfertig ſind ſie, aber dabei wohlgenährt. Wie kleine vollgeſtopfte Säckchen ſehen ſie aus, faltig die roſige Haut; nur das Schnäuzchen, die kurzen Breithände und die runden Hinterfüßchen ſchauen aus dem Körper hervor: Elefantenalbinos im winzigſten Maßſtab! Wenn ſie entwöhnt werden ſollen, ſchleppt die Mutter Regenwürmer und Kerbtiere herbei und verfüttert ſie in Stückchen ihren ſchnuppernden

O. Pfaff. *Breitingen, Mai 1910.*

Maulwurf, sich einwühlend.

Kindern. Droht eine Gefahr, so trägt sie die kleinen Säckchen im Munde nach einer andern, in größter Eile gegrabenen Höhlung; besonders Überschwemmungen sind es, die manchmal im Sommer die Kinderstube bedrohen.

Ein bis zwei Monate bleiben die Jungen bei der zärtlichen Mutter; zuerst wächst ihnen das zartgraue Plüschröckchen am Kopf und am Rücken, später hüllt es das ganze Persönchen bis auf Hände und Schnäuzchen ein. Diese Teile bleiben zeitlebens ohne Bekleidung; denn für einen Tiefbauarbeiter taugen Handschuhe nicht, und wer seine Nase immer gebraucht, wäre töricht, sie in einem Plüschfutteral zu verbergen. Unter der Führung der Mutter lernen die Kleinen, selbst im Revier nach Engerlingen und Würmern zu jagen, und wenn sie dann so weit sind, daß die Alte denkt: nun ist es genug, geht jetzt eure eignen Wege! da pufft sie die Kinder weg, beißt auch nach ihnen, daß sie quiekend aufschrein und will nichts mehr von ihnen wissen. Sie graben sich nun ihre eignen Wohnräume, gewöhnlich noch wenig geschickt und der Oberfläche ganz nah, und beginnen, ein jedes für sich, das Einsiedlerleben, wie es die Eltern, die sich mit niemand vertragen, jahraus, jahrein führen. Der Mutter aber, der sich der Vater oder ein anderer Maulwurf der Nachbarschaft wiederum naht, erwachsen von neuem Freuden

Douglas English. *Vivarium.*

Maulwurf, an die Oberfläche kommend.

und Sorgen: noch ein zweites Mal kommen drei, vier oder fünf Kinder zur Welt, und sie wollen wieder geſäugt und erzogen ſein. Erſt im nächſten Frühling ſind die jungen Tiere völlig erwachſen; dann baut ſich jedes an geeigneter Stelle eine unterirdiſche Burg mit Laufgräben und Sicherheitsröhren — niemand hat es ihnen gezeigt, wie man's macht, die Baukunſt liegt ihnen im Blut — und zur paſſenden Zeit trägt jedes Sorge, daß die edle Zunft der unterirdiſchen Jäger im dunklen Samthabit ſich dauernd erhalte und der Kreislauf des Lebens ſich ſtetig erneure von Geſchlecht zu Geſchlecht.

Nicht überall kann der Maulwurf ſeine Wohnung gründen, nicht überall ſein verborgenes Gewerbe betreiben. Sandiger Heideboden, der keinen Halt hat, ſagt ihm ebenſowenig zu, wie ein ſteiniger Acker. Sumpfland meidet er ſtets; aber auch wo die Erde im Sommer tief ausdörrt, verſchwindet der Maulwurf. Ebenſo weicht er dem hohen Norden, deſſen Winterkälte den Boden bis zu größerer Tiefe erſtarren läßt. In Großbritannien reicht ſein Verbreitungsgebiet nur bis zum mittleren Schottland, in Skandinavien bis zum ſüdlichen Schweden; im nördlichſten Aſien kennt man ihn nicht, aber nach Oſten iſt er bis zur Lena und zum Amurgebiet vorgedrungen. In

Douglas English. *Vivarium.*

Maulwurf.

Südeuropa, z. B. in Mittel- und Süditalien, in Griechenland und südlich des Kaukasus wird er von der blinden Abart vertreten. Ströme setzen ihm keine Grenze; er durchschwimmt sie geschickt, die Hände als Ruder gebrauchend, obgleich er das Schwimmen niemals gelernt hat. Nur hohe Gebirge und Meeresarme vermag er natürlich nicht zu überwinden; in Irland z. B. wird man auf den grünen Wiesen nie einen Maulwurfshaufen erblicken. Freilich die weitere Familie Maulwurf (Talpa) ist sehr verzweigt. Neben unserm europäischen Wühler kennt der Zoologe noch wenigstens achtzehn Arten, die ganz Europa, Nord- und Mittelasien bis zum Himalaja, im Osten bis Japan und Formosa bewohnen; aber auch in Nordamerika südlich bis Mexiko ist die Familie der Maulwürfe durch besondere Arten vertreten. Dagegen fehlen diese unterirdischen Säuger in Südamerika, Afrika, Australien, auf Neuguinea sowie den polynesischen Inseln.

In der alten materia medica spielt auch der Maulwurf keine ganz unbedeutende Rolle. Seine Pfoten, zu Asche verbrannt und zerstoßen, seine Galle, sein Gehirn und sein Fett waren gut gegen allerlei Gebresten der leidenden Menschheit; sein Fell, auf die Backe gelegt, stillte die „Zahnpein", und daran ist gewiß etwas Wahres; denn Wärme leistet bei solchen Schmerzen

oft vortreffliche Dienste. In Redensarten und in Vergleichen begegnet man dem griesgrämigen Einsiedler, der im Verborgenen seine Wühlarbeit treibt, gar nicht selten. Ein Mensch, der andre heimlich verhetzt, wird gern als „Maulwurfsseele" bezeichnet, ebenso ein finsterer Geist, der im Banne mittelalterlichen Aberglaubens dahinlebt. „Brav, alter Maulwurf! wühlst du hurtig fort? O trefflicher Minierer ...", sagt Hamlet zum Geist, der seine Stimme aus der Tiefe erschallen läßt (Hamlet 1, 5).

Neben den Naturwissenschaftlern haben sich aber auch die Germanisten eifrig mit dem Maulwurf beschäftigt, freilich nur mit seinem seltsamen Namen. Im Mittelhochdeutschen hieß er moltwerfe oder multwerf, d. h. der die lockere Erde (mhd. molte) aufwirft. Dies Wort wurde im dreizehnten Jahrhundert zu mulwerf, dann neuhochdeutsch zu maulwerf oder, wie Luther schreibt, zu maulwurff (3. Mos. 11, 30 und Jes. 2, 20). Dazu war das Wort moltwerfe wahrscheinlich ursprünglich nur einer bestimmten Gegend eigen, während die allgemeine Beziehung für das Tier scero lautete — noch heute nennt der bayrische und der alemannische Bauer den Maulwurf „Schermaus". Nach und nach verbreitete sich aber der Name moltwerfe (althochdeutsch moltwerfo); er wurde in den Landstrichen, denen der Ausdruck molte = Erde fremd war, mißverstanden und schließlich zu unserm heutigen „Maulwurf" verstümmelt.

Vor einigen Jahren drohte der Sippe der unterirdischen Dunkelmänner eine große Gefahr. Die Mode schien sich ihrer hübschen Pelze bemächtigen zu wollen — man muß sagen, an sich kein schlechter Geschmack; denn welches andre Pelzwerk besitzt bei solcher Leichtigkeit eine gleiche Dichte und Feinheit der Haare? Besonders russische und sibirische Maulwürfe mußten ihr Fell lassen, aber auch unsern deutschen Landsleuten ging man zu Leibe; denn wenn die Mode einmal etwas will, läßt sie sich durch keine Vernunftgründe abbringen. Aber die Sache muß doch zu kostspielig gewesen sein, weniger die Fellchen selbst, als die Bearbeitung und Zusammensetzung der winzigen Stücke; mehrere hundert bedurfte eine Dame zu einem Mantel oder Umhang! Dafür konnte man sich auch kostbares Pelzwerk leisten, zumal „Maulwurf" neben Nerz und Zobel doch nicht recht anerkannt wurde. So ließ die Mode von den schwarzen Gesellen; ganz plötzlich war's aus, die Nachfrage, das Angebot und das sinnlose Morden. Und das ist gut so; denn hundert lebende Maulwürfe sind für die Volkswirtschaft besser, als der wertvollste Pelz.

Digitized by Google

Das „Murmeltier".

Von Fritz Bley.

Die Mur-Mannd'In.

Über die letzten grünenden Bergstufen des Draunsertales, die letzten breiten und schwärzlichgrauen Felsbänder des Val de Marmotta schaut feierlich und ernst wie der eisige Tod, erhaben wie die schweigsame Ewigkeit der Ferner des Dens di Midi herab auf ladinische Dörfer in entlegener Hochtaleinsamkeit und deutsche Städtlein im Tale der eisigklaren Ache, wo der letzte Weinstock sich an altersgraues Burggemäuer schmiegt. Wenn der Morgen naht, kündigt ihn an der Ostwand ein bläulicher Schimmer an, der alsbald durch lichtes Violett in zartes Rosa übergeht. Und wenn abends die sinkende Sonne die Westwand mit letztem Scheideblicke anstrahlt, so erscheinen ihre tagesüber samtweich schimmernden Hänge wie in Blut getaucht und leuchten noch lange, lange in das tiefe Schwarzblau des Nachthimmels hinein wie flammende Wahrzeichen der Freiheit dieser Berge.

Zu solcher Stunde schaut wohl selbst der gegen die Schönheit seiner Heimat äußerlich abgestumpfte Talbauer einmal andächtig auf zu diesem Opferaltare des Lenkers der Welt. Aber wenn die Mittagssonne, die dem Ferner den Namen gab, seinen Schatten über den Frillensee im Kar an seinem Nordhange hinwirft und gegen Welschland hin der Kalkriese im grauweißem Dunst erflimmert, dann fragt niemand nach den Geheimnissen der einsamen Welt des Dens di Midi.

Die Erstersteigung seines Gipfels ist so lange her, daß kein Bergsteiger mehr ihn erklimmen mag. Und das Geröll an seinem Fuße erscheint so leblos, so geschichtslos, so urgleichgültig, daß kein Mensch im Tale nach seiner Entstehung fragt. Wie Tropfen der Ewigkeit fällt im Sonnenbrande der Steinschlag. Zuweilen rieselt es in den Ritschen, die von den Füßen des Ferners sich in die Hochkare hinabziehen ... Und im Sturmwetter gehen zuweilen wilde Steinmuren herab, die alles mit sich fortreißen, was droben der Wut des Windes grünend trotzte: Laatschen und Lärchen, dunkelbuschige Zirbelkiefern und erstorbene graue Stämme mit bärtigem Flechtenzeug. Nur der Gamsjäger eilt flüchtigen Fußes über diese trügerische Geröllwüste hin und die Wurzenlies kraxelt an den Ritschen und Bändern herum, um zur Sommerszeit Edelweiß und Edelraute, im Frühjahre Kräuter von geheimnisvoller Kraft zu sammeln. Hier oben ist der Lies ihr Reich, der richtige Teufelswurzgarten. Hier wächst das Totenveilchen Sinngrün neben dem

Digitized by Google

Allmannsharnisch, der dich hieb- und schußfest macht. Hier blüht an schattiger Stelle die gelbe Gamswurz, mit der kranke Gambserln sich alle Gebrechen ausheilen — nur die Räude nicht, gegen die kein Kraut gewachsen ist! Hier wächst die Hirschwurz und die von alters her berühmte „kaiserliche" Meisterwurz, die gegen Vermeinung und schwarzen Tod ist und sogar dem alten Manne wieder aufhilft — so sagt die Wurzenlies.

Mancher Wilderer hat hier oben seine Seele dem Teufel verschrieben. Ist es ein Wunder, daß der Lies ihr einziger Enkel, der Sepp, es ebenso macht? Er ist ein Tagedieb und Nichtsnutz, der an gar nichts glaubt und der Lies ihre alten Geschichten schändet und für Lugeng'schmalch erklärt. Zornig fährt sie ihn an:

„Und wann's noch so dottelt daherred'st, wahr ist's do! Oder will'st epper a nöt glaub'n, daß die Berg-Wichtln hausen daheroben, die damischen Mur-Mannd'ln, die da umanandflitzen, daß a jed's meinen kunnt, den g'hörnten Greanäugl sein extriger Schlupfwinkel sei dahier, wo's mehrschlimm zugeht?"

„Ui jegerl, Frau Muatter, ui jegerl! Jez schau oans: die Heiden-Mannd'ln dös san ja — hihihi! — dös sein ja Murmentl'n!"

„Na, na, vor söllen Viechern d'erschreck i nöt! — Zum Lachen wär's, wann i die Murmentl'n nöt kennen tät! I sag dir, bet g'schwind a Vaterunser, bal's die Mannd'l'n siagst, daß dir's nöt überzwerch kimme! Jez geh zuwi, du Bosnickel! Schamst di net a weng? Hast's epper verlernt, der Muatter aufz'helfen? Wann i decht nöt im Witsch aufkimm, nacha hat si's g'feit!"

Gelassen hilft der Bub der Mutter in die Höhe; und als die Lies, unter der Last ihrer Kraxe gebeugt, hinabsteigt zum Karsee, von wo der Weg nach Durnstein führt, schlägt er vor Übermut ein Rad. Dann geht er in die Kniebeuge und juchzet der Alten einen „saft'gen Lurler" nach: Ju hu huhu! — Dulliähdihüh hodlidüh!

Totlachen möchte er sich über den Aberglauben der Mutter und über die dalketen Geschichten! Aber den Berg-Mannd'ln, denen will er doch einmal auflauern, wenn der Sommer erst da ist! Jetzt schliest er in seine Kraxenriemen und springt hinter der Mutter drein, die er bald wieder erreicht. An einem Steine gerade über der Stelle, wo die Schwarzache mit tollen Sprüngen sich in den Karsee stürzt, verschnauft und rastet sie ein wenig. Der Sepp fängt schon wieder an:

„Wetten wir mitanand, Frau Muatter, daß koa wiffer Bua vor Enkere Berg-Mannd'ln d'erschreckt?"

„Papperlapapp! Um so eppes wett i nöt! Maria und Joseph, wann's decht im Katechismus stünd, wie i dir Gischpel an Eichtel Glauben beibringen könnt!"

M. Behr. *Kemptener Hütte (Allgäu).*

Spielende junge Murmel.

Murmeltiere in ihrer charakteristischen Landschaft.

Kemptener Hütte (Allgäu), Juli 1909.

M. Behr.

„Hihi Frau Muatter — unter an Stein wachſt koan Gras nimmer!“

„I kunt di 'n Leller aus der Tſchetter reißen, du Maleſizbua du! Weißt's denn nöt, daß die Murment'ln verwunſchene Menſchen ſan? Da ſein amoal zwoa Brüder ge'weſen — meinoad jez wird mir dei Gföppel bald z' rund! Zwoa Brüder ſan da g'weſen in Graun, Jakob und Bernard geheißen; die hab'n als wackere lebfriſche Jager a Paar lebendige Murment'ln hoambracht vom Berg abi und ham's zahm gehalten in der Kammer. Als der Herbſt kemma war, hab'n die Hutzl-Mannd'ln die Webermuizen z'ſammenklaubt zu aner Liegerſtatt und haben im Winter als wia tot g'leg'n, wie ſie droben in die Berglöcher tuan. Aber in der heiligen Nacht, als alle Leut zur Mett'n gegangen waren, hat a ſtoanalt's Weiberl, die ganz alloanig dahoam blieben war, die Kammertür aufgemacht. Grad zur Mitternachtſtund kamen die Murment'ln füri und taten oanen Pfiff. Und dann lagen ſie wieder auf der Liegerſtatt wie ſtoantot!“

„Ui jegerl, ui jegerl, Frau Muatter — ſölle Geſchichten glaub' i decht nie nöt! Hihihi!“

„A Lugenſchlebs biſt! Auf'n Schragen möcht'ſt mi bringen; auf dös biſt alloanig aus!“

„Gehts zuwi, Frau Muatter, laßt mi inkeit!“ lacht der Sepp luſtig der Alten zu. Und die Lies ſtapft hinter dem Teufelsbraten, dem nichtsnutzigen, hinterdrein, dem ſie doch trotz alles Scheltens und Greinens nicht herb ſein kann. Denn ſie muß an den Liebſten denken, der akkurat ſo war wie der Sepp, und an den Vater des Buben, ihren Lamberl, und an die alte längſt verlorene Zeit. Halbverrüktes Zeug: im Zwielichte hellgeſchaut, geträumt halbverſtanden und aufgeſchnappt, nachgeſchwatzt und ſchließlich felſenfeſt geglaubt und zum Erlebniſſe geworden! Der Bach neben ihr ſpringt wie toll um wilde Geſteinsblöcke, und was er ziſcht und plauſcht, klingt in die Erinnerung der Wurzen-Lies hinein.

Es iſt ſchon ſo! Droben im Berge hauſen die Mur-Mannd'ln. Wer ſie vor ihren Höhlen hocken ſieht, mag ſie in ihrem dicken Pelze leicht für Putze oder Nörgge mit zottiger Kutte und Zwergenkapuze halten. Und wer von ihrem Schlafe im tiefen Berge hört, mag an verwunſchene Zwerge oder wohl gar an Kaiſer Rotbart tief im Schloſſe des Untersberges denken, wo ihm der Bart durch den Tiſch von Stein gewachſen iſt und nur der Tropfen des Geſteins die Minuten der langſam nahenden und pfeilſchnell enteilenden Zeit zählt. Droben an der Waldgrenze bei Durnſtein iſt ſolch eine Höhle. Solange der rauhe Wind noch über den Berg fegte und der Schnee über den Karboden ſeine wärmende Decke breitete, ſchliefen dort die Murment'ln ihren als Scheintod ſich darſtellenden Schlaf. Auf weiches Kraut gebettet, eng aneinander geſchmiegt, lag die ganze zwölf Stück zählende Sippe wohl fünf Fuß tief unter dem Raſen und an die zwanzig Fuß weit

M. Behr. *Kemptener Hütte (Allgäu), Juli 1909.*

Murment'l-Äsungsplatz.

bergwärts in dem geräumigen Kessel des Winterbaues. Die ganze eirunde Höhle war im Herbste mit frischem Heu ausgepolstert und alle Eingänge waren fest verstopft, so daß den ganzen langen Winter eine mäßige Bergwärme in diesem Lager der Schläfer herrschte. In todesähnlicher Erstarrung ruhten die Murment'ln, den Kopf unter den Schwanz gesteckt, da. Kaum daß das kleine Herz in matten Schlägen pochte und die Lunge in der ganzen Schlafzeit so oft Atem holte, als zur Sommerszeit in zwei Tagen! Der geringe Blutzufluß zum Gehirn ließ das Leben dieser Winterschläfer dem einer Pflanze gleich erscheinen. Sie waren bei völlig leerem Magen und Darmkanal ganz steif, kalt und empfindungslos. Würde durch Wassereinbruch oder menschlichen Eingriff der Verschluß ihrer Höhle geöffnet und der Winterkälte Einlaß geboten sein, so wären die Scheintoten in den ewigen Schlaf hinübergeschlummert, ohne einen Schimmer von Bewußtsein oder Schmerzempfindung.

Aber heuer hatten sie Glück! Kein Gräber drang mit Hacke oder Karst in ihren Winterfrieden ein, und kein Schmelzwasser erreichte ihren Kessel. Als der Schnee zu tropfen begann und die Südhänge aperten, um sich mit den

M. Behr. *Kemptener Hütte (Allgäu), Juli 1909.*

Murment'lbau.

erſten Bergblumen zu ſchmücken, da kam ein ſeltſames Dämmern in die Gehirne der todesſtarren Schläfer. Über die alte Katze* kam am erſten dieſe Auferſtehung. Langſam ſtieg ihr Puls, ſie beſann ſich allmählich auf ihre Lage, aber ſie konnte die Glieder noch nicht gebrauchen. Erſt als der Föhn draußen

* Die Weibchen der Murment'ln heißen im Volksmunde und in der Waidmannsſprache „Katzen", die alten Männchen „Bären", die Jungen beiderlei Geſchlechts „Affen". In Bayern heißt das Murmentl überhaupt „Mankei", was jedenfalls derſelben Wurzel wie das engliſche „monkey" iſt, das Affe bedeutet. Der Urſprung des Namens Murment'l iſt unſicher. Wiſſenſchaftlich heißt es „Arctomys marmota". Die Teſſiner nennen es „Mure montana", die Savoyarden „Marmotta", die Engadiner „Marmortella". Vielleicht iſt daraus „Murmeltier" geworden, ein ſonſt ganz unverſtändlicher und durch nichts gerechtfertigter Name.

M. Behr. *Kemptener Hütte (Allgäu), Juli 1909.*

Murment'l-Äsungsplatz.

um Wipfel und Köpfe stürmte und in den Tälern den Widerstand örtlicher Winde in wilden Wirbeln und Windhosen brach, da drang sein wärmender Hauch in die Lungen der Schläfer und durch diese in das Blut und alle Adern. Schnobernd hob die Altkatze den Kopf, blinzelte, versuchte erst ein Tätzchen zu heben und dann das andere. Dann reckte sie sich, streckte und dehnte sich, scheuerte sich an ihrem Nebenschläfer, dem alten Bären, den Pelz und pfiff.

Das war um die Mitternachtsstunde. Draußen hatte der trockenheiße Föhn schon seine Wunder getan in einem Tage. Die alte Wurzen-Lies stöhnte Stein und Pein über das Zipperl und das kritische Luader, den Südwind. Scheu hatten die Gamsen die kühlen Gräben der Nordseite aufgesucht, die Rehe im Tale hatten sich mit Anzeichen von Angst und Miß-

behagen in enge Schluchten gestellt. Und an den Hängen hatte der Föhn die Schneewände zermürbt und zerbrochen, donnernd an den Lahnen die Lawinen hinabgestürzt und die Wildbäche randvoll bis zum Überfluten der Täler gebracht. Von hohen Felsstirnen, die sonst in brennender Sonne glotzend hinbrüten, gossen Schleierbäche hernieder, deren Nebel in Milliarden von mattglänzenden Perlen erschimmerten. Dumpf rauschend stürzte der eine in schwarzblaue Grottennacht hinab, wo sein Schaum in tief ausgewaschenem Kessel kreiste; ein anderer hing in vierteiligem Fetzenkleide am Gewände und gab seine zerrissenen Schleier dem wilden Südwinde preis.

Unten aber sammelten sich die zerstobenen Wasser und donnerten als geschlossener Bach um die Brückenpfeiler und Schutzmauern der Mühlen im Tale.

Dies in jedem Märzsturme sich wiederholende Lied von tosenden Strömen, hohl säuselnden Schleierbächen, donnernden Wassertreppen, heulender Windsbraut und geisterhaft pfeifenden Tauwinden weckt alljährlich die verzauberten Schläfer in den Winterbauen zu neuem Leben auf. Und dies neue Leben beginnt mit der Liebe.

Wenn das Blühen erwacht.

An den Hängen, an denen Hans Spielhahn rodelt, liegt noch der mürbe Schnee. Aber tiefer herab auf den Karböden saugt sich mit Wurzeln und Fasern das Blattwerk der Lenzboten an den wärmenden Mutterboden an. Zwischen flachem Gestein hat der Thymian sein dichtes grünes Polster ausgebreitet, aus dem an geschützten Stellen die südlich warme Sonne bereits die ersten kleinen Blüten hervorlockt, die den Schneeflocken gleichen. Steinbrech rüstet sich zum Bilden der ersten schüchternen Knospen, aus denen die hohe Blütenrispe aufsteigen soll, und die jungfräulichen Knospen der Almenrosen schwellen an, als wollte ihnen schon das braune Lodenmieder springen. Immer höher bergan zieht mit jedem Tage das grünsamtne Polster, der zarte Blauglanz der Moose und Steinfarne, immer kecker wagt sich in den Südspalten das weiche Lichtblau des Hornveilchens hervor.

Dort, an der dunklen vom Wurzelwerk bedeckten Gesteinsspalte, haben Alpensalamander ihre Winterherberge gehabt. Zuweilen kehrt der eine oder andere noch, lichtscheu und griesgrämig, dorthin zurück. Nur an feuchten Tagen kriecht er schwerfällig durch das dichte Kurzgestrüpp, um nackte Schnecken zu verschlingen oder nach Wicklerraupen zu schnappen. Hoch über ihm, am Fuße einer vom Frühlingswasser herabgewaschenen Laatsche, hat der Zaunkönig seine beiden Schlafnester, zwischen denen er mit keckem Wippen des Stelzschwänzchens und zornigem „Zerr zerr!“ hin und her witscht. Zu seiner Liebsten ist der Nimmerrast jetzt bald hingebend zärtlich, bald zänkisch; denn die Zeit des Baues kommt, und da ist er stets anderer Meinung

M. Behr. *Kemptener Hütte (Allgäu), Juli 1909.*

Losungsplatz des Wachtmurmentls.

wie sie, die nach seiner Auffassung keine Ahnung vom höheren Bauwesen hat. Legt sie ein Hälmchen quer, so will er es rundherum eingeflochten haben. Aber immer ist er gleich wieder lieb und gut und schmettert ein Lustiges hinaus in die schöne Frühlingswelt. Auch die gaukelnde Alpenblume droben am Geschröff, der farbenduftige Alpenmauerläufer, lüpft, wenn er die von der Sonne erwärmten Steinwände beklettert, die Flügel noch einmal so fröhlich. Denn die Liebe ist da, und gestern hat er sich das Jawort geholt von der Gefährtin, die nun Spalte um Spalte prüft, um den besten Fleck für das Nest ausfindig zu machen.

Und die in Todeserstarrung schliefen, mit leerem Magen, zusammengerollt, die Füße fest eingezogen, Augen, Mund und After festgeschlossen, in

M. Behr. *Kemptener Hütte (Allgäu), Juli 1909.*

Murment'lſpur im Schnee.

derſelben Lage wie einſt als Frucht im Mutterſchoße, die beginnen nun ein neues Leben. Aus ihrem Kugelpalaſte von Gras, Baſt und Moos, den ſie mit Speichel ſpeckblank poliert hatte, ſchlüpft die Haſelmaus hervor; der Igel verläßt ſchnobernd ſein Laublager, und das Murment'l kehrt langſam aus dem todesähnlichen Schlafe zur Lebensbetätigung zurück.

Sein erſtes iſt, den Zapfen aus dem Eingange zu ſeinem Winterbau fortzuräumen, um der lieben Sonne den Eintritt zu ermöglichen. Dann erſt erwachen die müdeſten der Schläfer. Steif und unſicher auf den Branten kriecht auch der Ähne dem Lichte zu, um vor der Mündung des Baues die zum Platzen volle Blaſe zu entleeren, in der ein wäſſeriger ſalzarmer Harn ſich während des Winterſchlafes angeſammelt hatte. Das Geſchäftchen geht

M. Behr. *Kemptener Hütte (Allgäu), Juli 1909.*

Murment'Ispuren im Schnee.

langsam und schlecht von statten; denn die Vorsteherdrüsen sind auf ein Mindestmaß zusammengeschrumpft. Aber die warme Lenzluft und die Aufnahme saftiger Äsung wirken Wunder selbst bei dem uralten Ähne. Um wievielmehr bei dem stattlichen Hauptbären, dem herrschgewaltigen der Sippe. Sobald ihm die Lunge die Wärme wieder zum Herzen und durch die Adern treibt, spürt er wieder die alte Vollkraft. Denn bis jetzt hat er wenig von dem Feiste verloren, mit dem er in den Winter hineingegangen war. Und bald schwellen ihm die Drüsen wieder kräftig an und strotzen von den Erregern wonniger und zornigwütender Lust, die Murk, den Hauptbären, unverträglich mit allen jungen Grasaffen, ja selbst mit dem Urähne, aber grobzärtlich zu allen jungen Kätzchen macht. Vor dem Bau geht der

Tanz hin und her; aber Murk duldet dies Spiel nicht lange, sondern jagt die ganze Sippschaft in seine Burg zurück, wo er die eine Braut in den Blindgang einsperrt, den er zustopft, um zunächst eine andere zu freien, deren Fell noch weicher ist. Da rumpelt und pumpelt es: ein Frechling will mit den langen Grabnägeln die eingemauerte Glattbalg befreien. Schlotterhose ist es, der unverschämte Dreijährige! Wütend läßt Murk sein Weibchen los und fährt auf Schlotterhose ein; aber auch der ist ein mutiger Geselle und empfängt den Angreifer mit zornigem Pfeifen. So gibt es im Bau einen Kampf auf Leben und Tod. Schwapp haut Murk ihm mit der Brante eine herunter; schwapp gibt Schlotterhose ihm einen Hieb von unten gegen den Magen, der nicht schlecht saß. Da wirft sich Murk mit aller Kraft auf ihn und sie packen sich mit den Zähnen, bis beide bluten. Aber keiner weicht, und der Kampf dauert fort, Biß auf Biß. Hin und her zerren sie sich, drücken und schieben sie sich, bis es endlich Murk gelingt, die Nase von Schlotterhose zu packen. An der zieht und zerrt er ihn eine Weile im Kessel herum, bis den jämmerlich Stöhnenden die Kraft verläßt. Dann stürmt er auf sein Liebchen ein, buddelt es heraus, schiebt, drängt und drückt die Spröde, bis sie sich endlich drein ergibt. Denn eigentlich war sie ja gar nicht abgeneigt, und er ist stark und heldentapfer. Solch einen Gebieter wünscht sich ja jede Glattbalg, und Murk ist feurig, wütend und stark. Sehr stark!

Trotzdem kann er es nicht hindern, daß auch Schlotterhose, der sich bald wieder erholt hat, bei einer älteren Katze heimliches Entgegenkommen im Blindgange findet.

Und als das wüste Treiben ein paar Tage gedauert hat, fällt auch der starke Murk völlig von Kräften ab.

Wenn die Katzen voll guter Hoffnung den Winterbau verlassen, ist der Bär nur noch ein Jammergerüst von Haut und Knochen. Auch Schlotterhose und die jungen „Affen" sehen dann elend zum Erbarmen aus. Es wird die allerhöchste Zeit, daß die ganze Sippe hinaufwandert auf ihre nun sich neu begrünenden Almen und dort den Sommerbau bezieht!

Auszug auf die Hochalm.

In der Frühe des nächsten Morgens, sobald der junge Tag heraufgraut, wird der Ausmarsch angetreten. Der Weg ist weit und gefahrvoll. In der Morgenfrühe schleicht um die Bauöffnungen der Alpenfuchs, der jetzt seine säugende Fähe mit frischem Wildbret versehen muß. Auch diese roten Räuber begnügen sich nicht mit einem Bau, und die Fähe hat gewiß schon ihre hochgelegene Sommerwohnung an den Matten bezogen, wo sie ihr Geheck wölfen wollte. Da heroben geht es knapper her für Reineke als unten im Tale, wo es honigschwere Bienenstöcke, unbewachte Hühnerställe, Forellen und Bachkrebse, Käfer und Wespenlarven, Mäuse, Hasen und duftige Roßäpfel

M. Behr. *Kemptener Hütte (Allgäu), Juli 1900.*

Murment'l am Bau.

gibt. Hier muß Reineke oft mit ſchmaler Koſt fürlieb nehmen, nur ſelten gibt es ein Stück Fallwild oder einen Igel; und ein Murment'lfang bedeutet einen Feiertag für ihn. Tagelang lauert er deshalb in guter Deckung hinter einem Steine vor dem Ausgang der Höhle und wenn ein junger „Aff" ſich unbedachtſam weit von dieſer entfernt, ſchneidet er ihm den Rückweg ab und fängt ihn dann in wollüſtiger Gier. Er weiß auch, daß die linkiſchen Mannd'ln jetzt ihre Wanderung antreten müſſen und lauſcht jetzt noch mehr als ſonſt auf das Krächzen des Raben, der jedes lebende Weſen anzeigt und mit heiſerem „Kraak kraok" andere ſeiner Galgenſippe herbeiruft. Da iſt der ſchlaue Reineke ſtets hilfsbereit zur Stelle, und es bleibt ſein Hauptſpaß, den „Rappen" ein Murment'l fortzuſchnappen. Faſt noch ſchlimmer ſind die Schneedohlen, die gleich in ganzen Scharen kreiſchend die auswandernden Murment'ln umkreiſen und mit Schnabelhieben peinigen. Steinadler und Marder ſind gleichfalls ewig auf der Lauer. Und das böſe, böſe Raubtier Menſch ſtellt den Murment'ln auch zu dieſer Zeit nach, um ihres Wildbretes willen, das den Wöchnerinnen wohl bekommen ſoll, und um des Feiſtes willen, das Gliederleiden, Keuchhuſten und Kolik heilen ſoll, ſogar um der orangegelben Zähne des alten Bären willen, von denen ſich im „Schwarzen Röſſ'l" ſo ſpannende Geſchichten erzählen laſſen. Ei ja, ei ja, das Leben iſt ſchwer daheroben, und die Almfahrt ſtellt ſich für die armen Vielverfolgten nicht ſo luſtig dar als für die Kuhherde im Tale, die beim erſten Klingen der Vorſchelle in freudigen Sprüngen herbeieilt, um dann brüllend der Heerkuh

Digitized by Google

M. Behr. *Kemptener Hütte (Allgäu), Juli 1909.*

Murment'l am Bau. Im Hintergrund Schnee.

bergan in die ſchöne Sommerfreiheit zu folgen. Die haben's gut! Ihr wilder „Jodel" mit der kraushaarigen Stirn und dem böſen Blicke bewacht ſie und duldet keinen Feind, ſeit Luchs und Bär aus den Bergen verdrängt ſind. Aber die armen Murment'ln! Die müſſen bei jedem verdächtigen Geräuſche ſich verſtecken, im Gries der Alpenbäche hinaufwandern, wo das Waſſer ihre Spur verwäſcht und an den gangbaren Furchen der Wände hinaufklettern, wo der freche Fuchs ihnen nicht zu folgen vermag und das Gierauge des Raben oder Adlers ſie nicht gar ſo ſchnell entdeckt, wenn ſie ſich ducken.

Die neue Wohnung.

Oben angelangt befahren ſie ſofort paarweiſe die alten Baue, räumen auf, richten in dem Seitengange das Wochenbett für die Katzen ein, ſchleppen alten Unrat davon und ſtellen bei dieſer Arbeit ſtets ein Wacht-Murmel aus, das bei dem geringſten Verdachte mit einem aus der Naſe ausgeſtoßenen tiefen Warnpfiffe die ganze Geſellſchaft in die Baue oder Fluchtröhren zurückruft.

M. Behr. *Kemptener Hütte (Allgäu). Juli 1909.*

Murment'l, ſichernd.

Hier droben fehlt es ihnen nun nicht an Äſung: Schafgarbe und Alpenwegerich, Bärenklau, Grindwurzel, Steinklee und namentlich ihr Lieblingsmahl, der duftige Fenchel, bringen ſie bald wieder zu Feiſt und Behagen.

Dort macht ſolch ein putziges Kerlchen vor ſeiner Baumündung einen Kegel! Den etwa elf Zentimeter langen Schwanz wie eine Stütze wagrecht auf den Boden gedrückt, ruht es kerzengrade auf dem Hinterteile, ſteif wie ein Stock, läßt die Vorderbranten mit den ſcharfen Grabkrallen ſchlaff herabhängen und ſchaut unverwandt über ſein kleines Reich. Denn nur das Nächſte hat Wert für Murment'ln. Das grüne Platzerl da vor ihm: das iſt ſeine Wieſe, die es ſorgſam ſchont, um im Hochſommer bei klarem Wetter auch hier etwas Heu einbringen zu können. Und jeden Stein der Umgebung muß es ganz genau kennen, um zu wiſſen, welche Gefahr dahinter lauern mag.

Heute ſcheint alles ſicher zu ſtehn. Da geht es dann an die Arbeit. Der Bau bedarf dringend einer neuen Röhre, und das Ausgraben muß ſchnell geſchehn, damit das Werk *getan* iſt, wenn der Fuchs es entdeckt. Sonſt legt der rote Halunke ſich über den Bau und wartet mit leiſe zuckender

Standarte und schmunzelndem Spitzbubengesicht auf die Wiederausfahrt des Murment'l. Also los!

Behaglich kratzt der Bär mit einer Brante die Erde los. Das sieht sehr langsam und faul aus; aber bald ist ein großer Haufen beisammen. Dann treten die Hinterpfoten in Arbeit und wirbeln, während Murment'l beinahe auf dem Kopfe steht, mit schnellenden Bewegungen die Erde soweit zurück, daß es sie schließlich mit dem Hintern aus der Röhre hinausschieben kann. Dann geht es weiter, diesmal mit der andern Brante. Anstrengende Arbeit ist es. Das sieht man dem kleinen Baumeister an, wenn er zuweilen vor der Öffnung erscheint, um sich die Erde aus dem Pelze zu schütteln und ein wenig zu verschnaufen. Aber er schafft es! Ehe die Sonne sinkt, ist der neue Gang ausgeräumt, glatt gestrichen und festgeschlagen. Nun mag Reineke nur kommen! Murment'l wird sich schön hüten, aus dieser neuen Röhre in den nächsten Tagen auszubrechen!

Aber durstig ist es nun geworden, ui je! Und der Quell ist weit! Breitspurig watschelt es hinab und unten tränkt es sich schmatzend satt. Aber bei jedem Schlucke schaut es auf, ob auch wirklich keine Gefahr lauere. Und wirklich des Lebens froh wird es erst wieder in der sicheren Nähe seines Baues. Da macht es denn wieder sein Kegelchen und nimmt einen schmackhaften Wurzbissen zwischen die Vorderbranten — ganz wie das Eichhörnchen, sein naher, aber ihm so wenig ähnlicher Verwandter.

Dann schüttelt sich das Mannd'l. Da — ein Pfiff, und blitzschnell ist es verschwunden, als hätten es die Steine verschluckt!

Der Savoyard.

Anfang April, gleich nach der Auferstehung vom Scheintode war die Hochzeit. Ende Mai säugt die Katze ihre drei oder vier Jungen. Erst wenn diese etwas herangewachsen sind, wagen sie sich über Tag. Das ist die Zeit, in der sie vom Menschen belauert und gegriffen oder in Fallen gefangen werden, um gezähmt und abgerichtet das bunte Volk der Städte und Dörfer mit ihren niedlichen, wenn auch schlichten Künsten zu ergötzen.

In der Gefangenschaft leben sie von Gemüsen und Früchten, aber nie von Fleisch. Gleichwohl sind sie durchaus nicht so zahm als man meinen mag. Gefährten der eigenen Sippe greifen sich, wenn sie zusammen gesperrt werden, oft erbittert an; und auch gegen Hühner zeigen sich gefangene Murment'ln sehr grausam. Mit ihren scharfen Nagezähnen brechen sie aus den härtesten Bohlenverschlägen aus und mit den langen Grabkrallen klettern sie an allen Mauern in die Höhe.

Nur eins sänftigt sie, die Musik! Die Bewohner Savoyens wissen diesen liebenswürdigen Zug ihrer Marmottas zu nützen und bringen den putzigen Kerlchen, die sich beim Spiele des Leierkastens gutwillig unterrichten lassen,

M. Behr. *Kemptener Hütte (Allgau), Juli 1909.*

Murment'l am Bau, Schnee im Hintergrund.

M. Behr. *Kemptener Hütte (Allgäu), Juli 1909.*

Altes und junges Murmel'l.

allerhand drollige Tänze und ſonſtige Kunſtſtückchen bei. Der Savoyarden-Knabe, der mit ſeinem auf der Drehorgel tanzenden Murmeltiere von Haus zu Haus zog, hat den ſcheuen kleinen Bewohner der einſamen Felſenkare auch im deutſchen Norden weitbekannt und allgemein beliebt gemacht. Heute iſt dies liebenswürdige Bürſchchen ſelbſt aus dem Bilde der deutſchen Kleinſtädte und Dörfer faſt ebenſo verſchwunden, als der Slovak mit ſeinem Bären oder der Dromedarführer mit Äffchen und klugen Schnürenpudeln. Nur von den alten Tanzliedern, die man einſt unter der Linde ſang, haben ſich einige noch erhalten als letzte Erinnerung an den braunen Knaben. Wenn Kinder ihren Ringelringelroſenkranz aufführen, laſſen ihrer vier die Hände los, treten in die Mitte und drehen ſich um ſich ſelbſt, wie einſt die kleine Marmotta auf der Drehorgel des Savoyarden tat. Die im Kreiſe Stehenden aber klatſchen dazu in die Hände und ſingen:

„Murmeltier kann tanzen,
eins, zwei, drei und vier;
kann ſich drehn und tanzen
das kleine Murmeltier!"

M. Behr. *Kemptener Hütte (Allgau), Juli 1909.*

Murment'l am Bau.

Wie lange wird es währen, bis auch dies Liedchen vergessen sein wird, da es längst gegenstandslos geworden ist für die schaffende Phantasie spielender Kinder in unserer Heimat! Immer nüchterner, reizloser und öder wird um uns her die Welt! Aber vielleicht erleben wir es noch, daß der Verschönerungsverein „Fortschritt" an Stelle der verdrängten Murment'ln in den Hochalpen scheckige Stallkaninchen aussetzt als vollwertigen hochmodernen Ersatz!

Die Talfahrt.

Der Sommer ist unter Spielen und Gefahren dahingegangen, die kürzer werdenden Abende erinnern an das Nahen des Herbstes. Auf den Hochböden zumal, wo die Nacht viel schneller hereinbricht als in den heller erscheinenden Tälern. Das Pflanzenleben, das sich in seinen schönsten Blütentagen von eisigen Hagelschauern getroffen, von kalten Nebeln durchschauert fühlt, klammert sich um so zäher mit Wurzel und Fasern an den mütterlichen Warmboden an. Wie öde auch die weißgraue Masse des Dens di Midi starrt, wie wild Geröll, Blöcke und Getrümmer über die Karböden dahin-

fahren, wie eisig nach Gewitterschauern der Schmelzschnee seine Rieselbäche darüber hinsendet: das rotglühende Blütenleben ringt sich doch immer wieder und wieder sehnend dem Lichte zu und will in den Schauern des Herbstes noch seinen Frühling träumen in dieser Einödwelt. Und wo kein Hungerblümlein, kein Steinbrech und Knöterich, keine Bergranunkel, Glockenblume, Gentiane, Kreuzblüte und kein Kohlröschen mehr fortkommen will, da trotzt farbensattes Flechtenzeug allen noch so rauhen Unbilden der Höhe. Von den kahlen Stämmen erfrorener oder verdorrter Zirbelkiefern hängt es in langen Griesebärten herab, auf den verwitterten Felssteinen haften als letzte Grenzboten der Pflanzenwelt die weißen oder grüngelben Flecken, in tiefer liegenden Felsritzen bilden Lebermoose Polster von üppigphantastischen Formen, und zahlreiche Blütenpflanzen nehmen in dieser Höhenwelt moosartiges Gewand an. Aber alle Rotglut der Berghauswurz, aller süßer Weitduft der Aurikeln und aller Farbenschmelz der Bergastern kann die Tierwelt nicht über die trügerische Dauer dieser Spätseligkeit des Pflanzenlebens täuschen. Die Weiseln der Erdhummel, die jetzt aus der Larve kriechen, begatten sich sofort mit den Männchen aus den Eiern der kleinen Weibchen und ziehen sich dann in die Tiefe ihres mit Immenbrot ausgepolsterten Baues zum Winterschlafe zurück, der ihnen das Leben rettet, während alle übrigen Bewohner ihrer Höhle am Froste sterben müssen. Aus dem nahen und fernen Norden stellen sich zu Millionen die Wandervögel ein und eilen in spitzen Flügen nachts dem blauen welschen Meere zu. Manche der nordischen Gäste halten hoch oben in den Karen bei Beerenkost Ruhetage, andere eilen beschwingten Fluges den sonnigen Ebenen zu, wo sie welscher Schießwut zum Opfer fallen. Wenn im August als erste Boten des Herbstes Kuckuck, Goldamsel und Freund Klapperstorch über die Joche hinziehen, dann kommt auch für die Murment'ln die Zeit, an den Winterbau und seine Ausstattung zu denken. Eines schönen Morgens liegen dann die Sommerwohnungen im Hochkare einsam und verlassen, der Jäger aber erkennt an der Losung vor dem Winterbau, daß die ganze Gesellschaft nun die alten Plätze an der Waldgrenze wieder bezogen hat.

Die Murment'ln heuen!

Auch der Bauer schenkt um diese Zeit den Berg-Mannd'ln besondere Beachtung. Er weiß, daß sie ein sicheres Vorgefühl für die Witterungsveränderungen haben und richtet sich danach mit seiner Arbeit. Wenn sie bellen oder trotz hellen Sonnenscheins nicht vor ihren Bauten spielen, gibt es schlecht Wetter. Wenn sie aber heu machen, so geht auch der Bauer mit Vertrauen an die Grummetmahd. Und noch ein anderer spannt an einem solchen sonnigen Herbsttage auf das Heuen der Murment'ln, unser hoffnungsvoller junger Freund, der Sepp. Heute ist es auch gar zu schön hier an der

Waldgrenze und unter den hohen Blöcken, unter denen auch der alte Bär ſich ſo gerne mollig ſonnt. Aber noch will er nicht heraus, der alte mißtrauiſche Teufel! Die andern alle ſtellen ſich nacheinander ein. Und richtig jetzt geht das Geſchäft los. Herr, du mein, geradeſo wie die richtigen Almleute! Erſt machen ſie Kegel, die Alten wie die Jungen, als ob ſie Umſchau hielten. Der grüne Fleck unter dem hohen Steine, das iſt ihre Grummetwieſe. Die Jungen raffen mit den Nagezähnen dürres Gras zuſammen und ſchleppen es fein ſtad in die Röhren. Jetzt merkt der Sepp erſt, daß ſie frühmorgens ſchon gemäht, d. h. das Gras abgebiſſen haben. Die Altkatze wendet jetzt die Mahd, damit die Prellſonne auch die andere Seite vollends dörre. Wie ſie die Naſe ins Heu ſteckt, um zu prüfen, ob es auch ſchon trocken ſei! Dann rafft ſie ein Bündel zuſammen und fährt damit zu Baue, während zwei Junge Nachleſe halten und die übriggebliebenen Halme zuſammentragen. Der ganze Vorrat wird in den Winterbau hinuntergeſchleppt.

Iſt auch nötig, bei der Winterkälte daheroben! Ein alter, uralter Bär ſchaut mit grämlicher Miene der Arbeit der Katzen und Jungen zu. Aber es iſt nicht der Starke, auf den der Sepp paßt; er hat kurze und ſchlechte Zähne und ſchäbige Pelzhoſen. Von dem ſeinem Fette würde wohl kein Gelenkleiden vergehn! Aber der Oberſte der ganzen Sippe ſcheint er zu ſein, denn ein Aff kommt und hilft ihm, das Ungeziefer aus dem alten Pelz zu kratzen!

Dann ſchlieft der Alte in den Bau, kommt aber bald wieder heraus. Vermutlich hat er nachgeſehen, ob die Liegerſtatt da unten weich und warm genug iſt für das volle Dutzend der Sippe, damit die Blutwärme während des Winterſchlafes nicht allzutief ſinkt. Der Befund da unten ſcheint nicht recht nach Wunſch zu ſein, denn der Alte ſchleppt dort noch ein Bündel ergiebigen Krautes der weißen Nießwurz zuſammen. Ja, ja, es wird ihm ſchon ſauer! Wie er ſich umſchaut, kommt eine ſtarke Katze herbei und hilft ihm, und ein Junges kommt auch heran. Das giftige Nießwurzkraut taugt nicht zur Äſung, aber gut zum Polſter für Ähnes Platz im gemeinſchaftlichen Lager im Winterkeſſel. Diesmal will Ähne ſelbſt das Bündel hinunterſchleppen. Aber er kommt nicht weit, da andere, nahe beim Bau Gebliebene es ihm abnehmen. Das ſcheint ihm zu gefallen, denn er ſetzt ſich, lehnt ſich gegen einen Stein und pfeift, daß ihm der dicke Schlotterbauch wackelt. Wie er da hockt, möchte die alte Lies ihn wohl für ein verwunſchenes Zwerglein erklären.

Das Pfeifen des Alten klang nicht wie ein Warnpfiff und erſchien den andern als Zeichen innigen Wohlbehagens. Keins ſtellt die Arbeit ein und dem Alten ſelbſt macht es einen Mordsſpaß. Er blinzelt mit ſeinen runden ſchwarzen Sternenguckerln, ſtellt die ſtarken Schnurrhaare an der geſpaltenen Oberlippe ſtraff auf, als wolle er ſagen: „Jez gebt's amoal acht, jez geht's los!“ Dann öffnet er den Rachen und ſchreit ſeinen Pfiff heraus. Worauf

M. Behr. *Kemptener Hütte (Allgäu), Juli 1909.*

Murment'l, ſich kratzend.

er ſich umguckt, als wolle er ſagen: „Gel, ſöll kann i ſchean?" Und ein Grasteufel von Jungem ſetzt ſich auch auf die Hinterbranten und macht es dem Ähne nach, als wolle er antworten: „Jez i aber aa!"

Jetzt ſind bis auf den erwarteten Hauptbären alle draußen und kreuzluſtig! Da plötzlich ſchallen drei Pfiffe und blitzſchnell iſt die ganze Geſellſchaft in ihre Löcher eingeſchlieft.

Mit einem Rucke fährt der Sepp herum. Ah, ja ſo: wieder ein paar Fremde! Wären gerade heute nicht nötig geweſen! Alle Tage keuchen jetzt welche von denen ſchwitzend hinter einem Führer her und nehmen an dem Kaltbrünnle, das oben an der Scharte zutage tritt, einen Quicktrunk und kurze Raſt. Der vom Alpenvereine gezeichnete Steig führt dort über den Sattel hinüber ins Kalteneggtal. Iſt auch ein ſchöner Blick von dort hinüber zu den ehrwürdigen Berghäuptern des Tirolerlandls! Und Edelweiß wächſt in ganzen Büſchen dort am Gewänd; zum Ausraufen für die Fremden, die des tiefblauen Wunders der Enzianblüte kaum achten, geſchweige der Gelbveilchen und Weißröschen, die am ſchwarzen Grunde von dunklen

M. Behr. *Kemptener Hütte (Allgau), Juli 1909.*

Murment'In.

Schmetterlingen umgaukelt, duften. Schon hofft der Sepp, daß die Fremden an ihm vorübergehen werden. Aber einer hat ihn erblickt. Der will sich gnädig machen und ruft dem Buben zu, hier droben sei es auch gar zu schön.

„Woll, woll!" antwortet Sepp. „Söll woaß i eh! Aaaber — —"

„Was denn aber?" meint der Fremde.

„Im Winter is's noch viel scheaner!"

„Im Winter? Geh!"

„Woll, woll! Koan Stadtlackerle nöt und — —"

Der Fremde läuft lachend auf den Sepp zu, um ihn abzubeuteln. Aber da hatte er sich verrechnet. Der Bub ist davongesprungen, knallt mit seiner Peitsche und jodelt dazu: „Dulliähdühüh, hodlidüh!"

Der Hauptbär.

Und abermals liegt der Sepp hinter den drei Steinen vor dem Murment'lbau regungslos auf dem Bauche und streckt der Sonne die Fußsohlen zu. Als wäre er selbst ein Stein, so still liegt er. Der Zaunkönig schlüpft vor

ihm in den Laatschen herum und schmettert seinen silbernen Triller. Sein Weibchen hat hier gebrütet und die Jungen müssen in der Nähe sein, die putzigen Dinger. Am Laatschenfelde, wo der Rabe vorhin quorkte, balgt sich jetzt eine Gesellschaft Steindohlen. Und von der graugelben Wand flattern die rosenflügeligen Mauerläufer in die Höhe, um nach Käfern und Spinnen zu suchen. Vom Schotter drüben klingt das Geschwirr von Heuschrecken herüber. Aber was kümmern die alle den Sepp?

Der Bub starrt unverwandt durch das Guckloch in seiner Steinmauer. Endlich kommt Leben in ihn. Vorsichtig zieht er den Stutzen unter dem Leibe hervor und schiebt ihn durch seine Schießscharte. Und wieder lauscht er dann. Da, horch: ein heller Pfiff durchschrillt die öde Felswüste. Und dort aus dem engen schwarzen Loche schiebt sich ein graubraunes Männlein heraus. Lachen müßte der Sepp, wenn er jetzt dürfte. Ein junges Murment'l ist's. Enttäuscht läßt er den Stutzen ein wenig sinken, blickt aber desto schärfer zu dem anderen Loche unter dem Felsblocke hin. Das junge Murment'l sichert und windet mißtrauisch nach allen Seiten hin, macht einen Kegel und rutscht dann langsam weiter zu dem anderen hinter dem Steine hin, das vorhin gepfiffen hat. Bedächtig äsen beide dort die Nelkenwurz und Schafgarbe und gehen zuweilen auf den Hinterbranten weiter, um ein Fenchelpflänzchen oder Alpenwegerich anzunehmen. Der Bub ist verdrießlich; um der jungen Affen wegen liegt er sich hier nicht die Knochen steif! Er wartet auf den starken Bären, den mit den dicken Hosen von grauem Langhaar und den dreizölligen gelben Zähnen! Heute will er gar nicht heraus, der Langschläfer! Die Katzen und Affen kommen jetzt eins nach dem andern an, putzen und kratzen sich, pfeifen, springen und rennen um die Wette. Und sie müssen doch heute alle heraus, auch der Altbär; denn bei dem schönen warmen Wetter heuen die Murment'ln, das weiß der Sepp gewiß! Da, endlich, füllt sich das schwarze Loch unter dem Steine mit Pelzwerk: das ist er! Die schwarze Nase schiebt sich aus dem gelblichen Backenhaare heraus, die braune Kehle wird sichtbar, aber der übrige dicke Pelz bleibt dahinter stecken, als könne er nicht aus dem Loche heraus. Wohl gegen zehn Minuten sichert Murk mißtrauisch auf das Vorland hinaus. Mißtraut er dem Steinhaufen, hinter dem der Sepp liegt? Den Alten muß der Bub haben und sollte er bis zum Abend hier liegen! Es ist ihm nicht wegen des Fettes, das die Mutter Lies in Zehntelpfunden an die Bauern verkauft, die es eifrig fordern, auch nicht wegen des Schwartls, für das der Händler in der Stadt 20 bis 24 Kreuzer zahlt, sondern wegen der Zähne. Zwei Paare hat der Bub schon an der silbernen Uhrkette, um die alle Burschen ihn drunten beim Hirschenwirt beneiden. Aber gar nichts sind die gegen die braungelben Dreizölligen von dem — — —

Dem Sepp setzt das Sinnieren aus. Vorsichtig steckt er den Stutzen

zur Schießscharte hinaus, kaum daß die Mündung über den Stein guckt, auf den er ein braunes Büschel gelegt hat, um das Prellen des Schusses zu verhüten. Drüben in der Röhre der starke Bär! Langsam schiebt er sich vor. Es ist als ob sich der Höhlenmund vergrößert hätte. Dann bricht der Alte aus, äugt noch einmal mißtrauisch nach dem Steinhaufen hinüber und macht dann einen Kegel. Jetzt gilt's! Mitten auf der Stirn muß das Küglein

M. Behr. *Kemptener Hütte (Allgau), Juli 1909.*

Murment'l, äsend.

sitzen, wenn er auf dem Platze bleiben soll. Sonst fährt er in die Höhle und verendet unten, wo kein Pickel ihn herausschlagen kann. Vorsichtig tupft der Bub den Stecher ein. Dann schallt es. Und wie der scharfe Knall von den Wänden widerhallt, ist mit einem Male die ganze Gesellschaft zu Baue gefahren, als hätte eine unsichtbare Hand sie weggewischt.

Totenstille herrscht am Karsee. Als fühle die Einöde, welch ein Verbrechen hier geschehen ist! Quorkend kommt das Kolkrabenpaar herbei und

ſtreicht über der Stelle des Unheils hin, die noch eben ſo viel fröhlichen Arbeitsfrieden geſehen.

Den Sepp kümmert das alles nicht. Er iſt herbeigeſprungen und zieht das in ſich zuſammengeſunkene Berg-Mannd'l an den kleinen dicht behaarten Geöhren aus der Röhre. Die klugen ſchwarzen Guckerln ſind nun verglaſt. Nur das Mäulchen mit den großen tiefgelben Nagezähnen ſieht ſo aus, als wolle es noch einen Warnpfiff ausſtoßen.

Drolliges Kerlchen, mit ſeinen kurzen, dicken Branten und den langen Grabnägeln. Wie ſauber das Schnäuzchen weiß eingefaßt iſt, wie rotbraun die Kehle und die zartgraue Platte auf dem Schädel! Das ganze Mannd'l mitſamt dem flachen, langen Schwanze iſt kaum anderthalb Fuß groß; aber ſeine 10 bis 12 Pfund wiegt es gewiß! Der hat Fett unter dem dickpelzigen Schwart'l! Und die Zähne — ui jegerl, ui jegerl!

„Wird ſich der Loiſ'l giften, wann er die ſiagt am nächſten Kirta!" denkt der Sepp. Und in die Knie gehend, juchzt er: Dulliähdihüh, hodlidüh!

Freilich wird's den Loiſ'l giften! Iſt's nicht eine Schande, daß jeder Lausbub die Murment'ln zuſammenſchießt, wie's ihm halt gerade einfällt? Was ſoll der Jäger dagegen ſchaffen? Ihn anzeigen? Ja, du lieber Himmel! Da hat einer nur die Lauferei davon zu den Gerichten. Und auf die Letzt kommt ſolch ein Lump mit einem Verweiſe oder einer lächerlichen Geldſtrafe davon! „Is halt a ſo a biſſel a Jager!" meinen lachend die Herren vom Stadtgericht.

Aber der Loiſ'l weiß ſchon, was er tun wird, wenn er ihn endlich einmal erwiſcht, den dreckigen Galgenvogel, damit er inne wird, was beim Wildern herauskommt! „Was der Menſch alloanig tuat, daß es nöt aufmar wird, ſöll hat an Wert, aber nöt 's Reden oder's Laufen zu Gericht. Auf die Schläg' ſollſt a Weil denken, Lausbua elendiger, pumm'lwitziger Satansbraten! — Dulliähdihüh, hodlidüh!"

Sippen-Gericht.

Auf den hellen Scheiding iſt ein ſtiller Weinmond gefolgt mit milchweißen Morgennebeln, die träumeriſch an den Felſen hängen und in bleichen Schleiern beim Hinaufziehen der Vormittagsſonne zerflattern. Mit weichem Falle der vollgetränkten vergilbten Blätter. Mit hellhöriger Luft, die etwas wie eine Erlöſung verheißt und doch wieder fröhlich ſtimmt, was ſich ſtark und mutig fühlt, den Kampf mit den Tagen der Wintersnot zu beſtehn.

Die Murment'ln laben ſich am letzten Sonnenſcheine. Eine ſeltſame Aufregung iſt unter ſie gekommen. Haſtig huſchen ſie zu Baue und wieder heraus, machen Kegel, pfeifen und verſammeln ſich dann alle um den Ähne und die Altkatz. Ab und zu beſchnüffelt eins oder das andere einen jungen Affen, der krank und griesgrämig daſitzt mit einem böſen Hiebe am Kreuze,

M. Behr *Kemptener Hütte (Allgäu), Juli 1909.*

Murment'l vor dem Bau.

den der Adler ihm versetzt hatte, knapp bevor er zu Baue witschen konnte. Wehleidig und triefäugig sitzt er da, der arme Schelm. Und immer aufgeregter wird das Betragen der anderen, die ihn beschnüffeln und dann pfeifend zu der Sippe zurückkehren, die Rat hält und mißtrauisch zu dem Kranken hinüberschielt.

Der Ähne hat auf seinen Hinterbranten sitzend trübäugig zu dem kranken Affen hinübergeschaut. Jetzt erniedrigt er sich und watschelt langsam zu Baue. Aber die anderen folgen ihm nicht. Sie rotten sich zusammen, rennen gemeinschaftlich hin und her, pfeifen und stürzen sich dann alle in plötzlichem Entschlusse auf den Kranken, der sich fauchend mit letzter Kraft der Verzweifelung widersetzt, in wildem Wirbel unter dem wirren Knäuel herumwälzt, dann aber schnell unter so vielen Bissen verendet. Mit Genugtuung kehrt die ganze Sippe von dieser Urteilsvollstreckung zurück.

Den Toten wird sich Rabe oder Fuchs holen. Er wird nicht mit seinem Wundgestanke oder Leichenpesthauche die Luft im Winterlager vergiften.

Keins hat Mitleid mit ihm, dem elendigen Lotter, der so dumm war, sich schlagen zu lassen. Vielmehr schliefen alle befriedigt zu Baue, wo es

nun hübsch behaglich wird im Vergleiche zu der Kälte, die klamm und naß in den Nachmittagsstunden auf das Kar hinabsinkt. In einschläfernder Langsamkeit tropft der Nebel von Blatt und Halm. Das müde Schweigen lagert sich über das einsame Tal.

Die Rache der Berg-Mannd'ln.

Der Sepp hat seine Schläge vom Loisl nicht mehr gekriegt. Und das ist eine sonderbare Geschichte, die nachdenklich stimmen könnte. Die alte Lies sagt einmal über das andere, daß sie das alles vorausgesehen habe, denn der Bub habe kein Greisl Glauben im Leibe gehabt und habe die Rache der Bergmannd'ln mit seinem frechen Leller herausgefordert. Wenn sie es vorher nicht schon gewußt hätte, so wüßte sie es nun für ganz gewiß, daß die Murment'ln verwunschene Menschen seien. Und der Sepp werde nun auch als solch ein Nörgg hausen müssen droben am Karsee, bis der Heilige seine arme Seele erlöse! — — —

Als die Drosseln und Schwalben vom Norden über das Joch herübergeflogen waren, blieb der erste Schnee auf den Graten liegen. Da fuhr die Haselmaus zu Baue und der Hase nahm sein weißes Winterkleid. Auf den Weiden, Wäldern und Halden lagerte das bleiche Schweigen der in langdauernde Morgennebel gehüllten Schneefelder. Das war die Zeit, auf die der Sepp nur gewartet hatte, um die Murment'ln droben am Karsee auszugraben. Schon seit Wochen hatte er an dem Heu, mit dem die Löcher des Winterbaues von innen her verstopft waren, erkannt, daß die ganze Sippe schlafen gegangen war. Aber der Bub wußte gut genug, daß dieser Schlaf anfangs ein ganz gewöhnlicher ist. Wenn die Murment'l darin gestört werden, so graben sie sich tiefer in den Berg hinein, bis in Schichten, die ein einzelner Gräber gar nicht mehr erreichen kann. Erst wenn nach einigen Fastenwochen ihr Schlaf in den starren Winterschlaf übergegangen ist, der dem Tode gleicht, darf man sie graben, wenn man sie erwischen will.

Also wartete der Sepp, bis der Nebelmond zur Neige ging. Dann stieg er mit einem schweren Pickel hinauf und begann von der Baumündung aus den aus Erde, Heu und Steinen vermauerten „Zapfen" bloßzulegen. Als er dann fünfzehn Fuß aufgeschlagen hatte, stieß er auf den Scheitel, von wo aus ein Gang links hin, der Hauptgang aber durch enges Gestein zu dem Kessel führte. Hurtig räumte der Bub das losgehauene Erdreich weg und schlug den engen Gang an. Dort fand der Pickel harten Widerstand, daß die Funken nur so stoben. Endlich aber brach ein Gesteinstück heraus und der Bub konnte mit dem Arme in den Kessel hineinfühlen. Nur ein oder zwei Fuß noch trennten ihn vom Lager der Murment'ln.

Nochmals ging er frisch ans Werk und schlug an der linken Röhrenwand ein tüchtiges Stück des Gesteins los. Jetzt mußte es gehen! Er legte Pickel

und Joppe beiſeite und verſuchte in den bloßgelegten Bau hineinzukriechen. Durch die enge Röhre zwängte er ſich hindurch. Da brach eine Seitenwand ein und mit donnerndem Getöſe begrub das nachrutſchende Geſtein den Buben in dem Bau ſeiner Opfer.

Erſt nach einigen Tagen wurde von ſuchenden Leuten aus dem Dorfe der Pickel und die Joppe des verſchütteten Buben gefunden, und dieſer wurde dann alsbald ausgegraben aus ſeinem ſelbſtgeſchaufelten Grabe.

Als ſie ihn der Wurzenlies brachten, jammerte und wehahwehzte die Alte: „Meinoad, jez hat's decht ſchon daherent a Vergeltung für ſein Schänten geben! O du Zaggler, war's gneatig g'weſt, daß du dein jung's Leben verlieren tat'ſt, weil du nöt glauben wollteſt, was do wahr und g'wiß bleibt! Jez wirſt es innet werden in a extrige Höllen, wo's mehrſchlimm zugeht!"

Erſt nach eindringlichem, gütigem Zureden war die Alte zu beſänftigen, und ihr Zorn ging dann langſam in trauerndes Mitleid mit dem Letzten über, den ſie auf Erden zu verlieren hatte.

Die Murment'ln waren, als die Winterkälte durch den Spalt in ihren Winterbau hineinſchlug, vom Froſte ergriffen und erſtarrt, ohne wieder zum Bewußtſein zu kommen. Nie mehr hat man am Karſee unter dem Dens di Midi den Pfiff eines einzigen gehört!

Der Steinmarder.

Von Hugo Otto.

Es ist um die Weihnachtszeit. In der Nacht ist eine Neue gefallen: sie deckt die kahlen Felder zu und läßt unter ihrem weißen Tuche die Spuren des verstorbenen Lebens vom vergangenen Sommer her verschwinden. Überall lagert auf Ästen und Zweigen wie frischer Schaum ein zarter Schneehauch. Jeder Pfosten, jeder Pfahl hat ein weißes Käppchen auf. Die charakteristischen Formen sind draußen verschwunden. Die Neue hat die Unebenheiten der Fluren geglättet, sie wölbt und rundet alle Körper und gibt in der wilden Verschneitheit der Natur dem Winter erst das richtige Gepräge.

Kaum graut im Osten der Morgen, da tritt aus dem Forsthause der Förster mit dem Jägerburschen. Der treue, langhaarige, deutsche Vorstehhund Hektor geht bedächtig zur Linken seines Herrn, während Waldmann, der unruhige Dachshund, laut kläffend seiner Freude Ausdruck gibt. Die beiden Männer wollen in der Neuen spüren. Während sie so dahinwandern, erklärt der alte Forstmann dem Jünglinge an seiner Seite die Hieroglyphen im Schnee. Meistens sind es Hasenfährten, die sie antreffen. In der Nähe sandiger, bebuschter Hügel fährten sich Wildkaninchen. Auch Mäuse haben in der weißen Decke eine schwache Furche gezogen. Am Waldsaum spürt sich ein Fuchs. Jetzt bleibt der Förster stehen. Im Schnee ist eine ganz charakteristische Fährte sichtbar. Die Geheimschrift zeigt in kurzen Abständen immer zwei Fußabdrücke nebeneinander.

„Eine Marderfährte," meinte der ältere Jäger. „Die Sohlen sind recht scharf begrenzt. Es wird wohl ein Steinmarder sein; denn die stärker behaarten Sohlen des Edelmarders geben ein weniger scharfes Bild in der Fährte ab. Den müssen wir auszumachen versuchen."

Die Marderfährte kam aus einem Kiefernstangenorte. Sie führte zum Waldrande hin, dann durch eine Furche zwischen zwei Äckern zu einem bewaldeten Rain, der sich an einem tiefen Graben hinzog. In einem dicht belaubten Strauche der Wintereiche hatte der Hausmarder ein Schwarzamselweibchen gegriffen und gerissen. Überall lagen die mattschwarzen Schwingen und sonstige dunkelbraune Federn umher. Schleichend, schlüpfend, hin und wieder auch springend war er dann im Rain weiter gewechselt. Hier hatte er noch Teile von den Überresten eines angeschossenen Hasen, der an dieser Stelle eingegangen war, entdeckt und verzehrt. Bald hatte er sich dem Röhricht zugewandt. Rüstig schritten beide Männer hinter den Zeichen im

Douglas English. **Steinmarder, auf einem Stamm ruhend.** *Vivarium.*

Schnee drein. Dem langhaarigen Hunde war es nichts Neues: Mit der Nase am Boden der Fährte folgend, zog er vor den Jägern her.

„Das kann noch eine schwierige Arbeit werden," war die Ansicht des alten Försters. „Solch ein Steinmarder wandert nicht selten in einer einzigen Nacht viele Kilometer weit."

Das Wasser im Röhricht trug eine feste Eisdecke. Hie und da befanden sich mitten im Bruch kleinere und größere trockene Inseln, die dicht mit Seggen bestanden waren. Auch viele Erlensträucher und Schilfgräser wuchsen dort.

Schändlich! Hier lagen die Federn einer Fasanenhenne, die der Marder erwischt hatte. Diese Tat feuerte den Eifer der beiden Verfolger nur noch mehr an. Um jeden Preis mußten sie versuchen, den Räuber zu fassen. Schließlich endigte das Bruch in einem Wiesenbache. Im Schnee sah man, daß der Marder überall umhergeschnüffelt hatte. Hier hatte er den einsamen Bau eines Kaninchens in einem alten Erdhaufen untersucht, dort hatte er eine hohle Kopfweide in Augenschein genommen. Selbst die Stacheln der dichten Brombeerhecke, die sich an einem Hange am Bache hinzog, hatte er nicht gescheut.

Digitized by Google

Jetzt verlor sich die Fährte unter einer Brücke, und schon hoffte der Förster, hier den Marder fest zu haben. Jedoch stand sie an der anderen Seite wieder heraus, ging in einem großen Bogen über das Feld und kam an die Gartenhecke des Dorfes. Einen alten Holzschuppen hatte der Marder angenommen. Aber auch hier war er nicht geblieben. Mehrere Gartenhecken mußten überklettert werden, und endlich war das Ziel erreicht. Der Steinmarder war in einen hohen Schranzenhaufen eingefahren, und nirgends stand die Fährte heraus. Hier steckte also der Sünder.

Der alte Hektor beschnüffelte die Einfahrt, machte dann einen Bogen um den Haufen und kam befriedigt wieder zum Ausgangspunkte zurück. Ja, hier war er vorhanden. Waldmann war sogleich in die Öffnung zwischen die Holzbündel geschlieft. Laut kläffend lag er nun vor. Aber der Weg des Marders war ihm zu schmal. Er konnte ihm nicht weiter folgen. Schußfertig stand der Förster an der entgegengesetzten Seite des Holzhaufens. Sein Gehilfe aber trug eine Schranze nach der andern ab. Schon hatte er mehr als die Hälfte zur Seite gelegt, da erweiterte sich der Gang. „Hui, faß, Waldmann! So ist es schön." Immer wütender fährt der kleine Teckel zu. Die Situation nähert sich ihrem Höhepunkt. Jeder Nerv ist bei den Jägern gespannt; denn jetzt muß er ja bald erscheinen!

Und da fährt es auch schon blitzschnell aus der Mitte des Holzhaufens heraus. Ein dunkelbraunes, langschwänziges Tier mit großem, weißem Vorhemdchen sucht die nächste Hecke zu erreichen. Aber der Alte ist seiner Sache zu sicher. Fünfundzwanzig Meter weit läßt er den Marder flüchten, dann quittiert dieser den Schuß und überschlägt sich. „Apport, Hektor!" Der Hund stürmt hin, faßt den sich windenden Marder, schlägt ihn um die Behänge, der Brustkorb kracht, und der Räuber haucht seine Seele aus.

Drei Stunden lang sind die beiden Jäger der Marderspur gefolgt. Zufrieden wandern sie jetzt dem Forsthause zu. Das war Weidwerk gewesen. Der Erfolg war nicht ein Werk des Zufalls, sondern das Ergebnis wohlbedachter, zielbewußter Arbeit, durch die das Nutzwild in der harten, entbehrungsreichen Winterzeit von einem schlimmen Räuber befreit worden war.

Die Frau des Waldbauern ist in großer Aufregung. Sie schimpft und wettert und weiß eigentlich nicht, über wen sie ihren Zorn ausgießen soll; denn daß der Knecht oder die Magd die Eier nicht aus den Nestern nehmen, das weiß sie bestimmt. Wer das nur tun mag? Vor vier Wochen fingen anfangs März die ersten jungen Hühner an zu legen. Erst zwei, dann vier, jetzt sogar sieben, und dann kam vor stark acht Tagen die Zeit, da die Eier nicht mehr vollzählig vorhanden waren. Gestern abend hatte sie noch vier Eier in dem Hühnerkorbe über dem Streuhaufen gesehen, und heute früh sind sie fort. Auch hat der Knecht beim Heuabwerfen unter dem Dache die

Digitized by Google

Douglas English. *Vivarium.*

Steinmarder, aufmerkſam werdend.

Federn der vermißten Hühner und Tauben und viele Eierſchalen gefunden. Endlich dämmert es dem Manne, dem die Frau ihr Leid geklagt hat. Er trifft mit ſeiner Vermutung den Nagel auf den Kopf: „Das tut der Hausmarder, der ſtiehlt die Eier und frißt das Federvieh. Gib acht, der ſitzt ſicher unter dem Scheunendache im Stroh.“

Da es noch Winter iſt und die Arbeit im Hauſe und draußen nicht drängt, hat man Zeit zur Marderjagd. Der Bauer ſchickt deshalb zum befreundeten Jagdaufſeher. Früh am Nachmittage kam er, und nun beginnt eine Jagd mit verteilten Rollen. Nach der ſtillen Gartenſeite hin hat die große Scheune einen Anbau. Vom Scheunendache aus kann der Marder dort leicht abſpringen und das Weite erreichen. An dieſer Seite ſteht der Schütze. Dem Landwirte und ſeinem Knechte hat er Anweiſung gegeben. Der Bauer hat zwei große, blecherne Topfdeckel in der Hand, der Knecht die alte Gießkanne und einen Knüppel zum Klopfen. Beide ſteigen die Leiter zum Scheunenboden hinauf. Sie nehmen auch noch den ſchneidigen Foxterrier mit. Nun beginnt bald oben unter dem Scheunendache ein Mordsſkandal. Der Bauer rappelt mit den Topfdeckeln, der Knecht trommelt auf der Gießkanne und der Hund bellt dazu. Überall ſtöbert das flinke Tier umher, und ſchließlich gibt es vor einem Loche im Stroh Standlaut. Richtig, dort hatte der Marder ſein Lager gehabt.

Digitized by Google

Als die Leute die Leiter emporſtiegen, war der Marder aus ſeinem leichten Schlafe aufgewacht, hatte dann vorſichtig gelauſcht und mit dem ſchwarzen Näschen die Witterung eingezogen. Als das Geraſſel anhub, hatte er ſich zunächſt gedrückt. Immer mehr aber griff das Getöſe ſeine Nerven an, und als dann noch der Hund auf des Marders Fährte ſich dem Lager näherte, da wurde ihm die Situation doch zu unangenehm, und auf bekannten Schleichwegen eilte er zum Loch im zerbrochenen Dachziegel hinaus ins Freie. Gerade wollte er auf das Dach des Nebengebäudes abſpringen, da krachte der Schuß, ein ſchmerzhaftes Reißen durchzuckte ſeine Glieder, wie ein Schlag ging es ihm durch die Nerven, er verlor den feſten Halt und ſtürzte beſinnungslos in die Tiefe, wo ihn bald darauf der glückliche Jäger aufnahm. Hochbefriedigt ſchien dieſer zu ſein, nachdem er mit Kennermiene den ſchwarzbraunen Balg mit dem tadellos weißen Bruſtlatz geprüft hatte. Es war ein alter Marderrüde, der ſehr gutes Winterfell trug. Die Grannenhaare waren ſchön lang und das Wollhaar recht dicht. Der Balg brachte ſeine achtzehn Mark ein.

Beim Holzzerkleinern im Schuppen iſt dem Bauernknechte plötzlich ein Marder zu Geſichte gekommen. Als er ſo kräftig mit der Axt den dicken Aſt bearbeitete, hat er durch die harten Schläge einen Steinmarder in ſeiner Ruhe geſtört. In dem Augenblick, als er über den Querbalken wechſelte, ſah er ihn. Aber im Holzgerümpel verſchwand er wieder. Den wollte er fangen.

Vom Boden des Wohnhauſes holte er ſich die Kaſtenfalle, befeſtigte auf das Trittbrett ein friſches Hühnerei und ſtellte ſie dann fängiſch oben auf dem Söller auf, wo er zuletzt den Hausmarder geſehen hatte. Am nächſten Morgen war die Falle noch in derſelben Stellung. Auch das Ei war unberührt.

Am Abend ſpät, nachdem der Knecht auch noch durch das Aufſtellen der Falle den Marder aufs neue beläſtigt hatte, war dieſer, als es ſchon ſehr dunkel war, auf den gewöhnlichen Raubzug gegangen. Beim Einwechſeln am frühen Morgen hatte er zwar das Ei gewittert, aber die Sache war ihm verdächtig vorgekommen. Auch war er geſättigt vom Fraß. Draußen hatte er gute Beute gemacht. Auch in den nächſten Tagen ließ er die Falle außer Beachtung. Schließlich aber gewöhnte er ſich an ihren Anblick, und nach etwa fünf Tagen fand er ſich durch ihre Gegenwart durchaus nicht mehr unangenehm berührt. Auch die häßliche Menſchenwitterung war weniger ſtark vorhanden. Als er dann wieder einmal abends auf Raub ausgehen wollte, brachte eine piepende Maus den Schleicher in die unmittelbare Nähe der Falle. Die Maus bemerkte rechtzeitig das Raubtier und ſchlüpfte in

Douglas English. *Vivarium.*

Hausmarder, ſpielend.

ihr Loch. Jetzt kitzelte wieder die Witterung des Eies das feine Mardernäschen. Nach der Tagesruhe ist er hungrig, Appetit auf Eier war eigentlich stets bei ihm vorhanden. Er dreht den langen, spitzen Kopf ganz der Fallenöffnung zu und zieht in vollen Zügen den Duft des Eies ein. Seine Augen funkeln. Sein Schwänzchen peitscht die Luft. Was mochte der raubgierige, eierlüsterne Gauner in diesem Augenblick wohl denken?! Jetzt läuft er an die andere Seit der Falle. Wie oft ist er schon ohne Gefahr durch viel

Douglas English. *Vivarium.*

Hausmarder, angespannt lauernd.

engere Röhren geschlüpft! Die Freßgier regt sich immer stärker. Jetzt ist er schon mit dem Kopfe unter der Falltüre. Immer verlockender wird die Witterung der Eier. Nun ein kühner Satz, ein Griff nach dem Ei, und — rrrrr rappeln die Falltüren zu. Jedoch der Marder hat diesmal Glück. Eine der schlecht gehobelten Türen klemmt sich, und unter der engen Spalte quetscht sich das schlanke Tier in der größten Angst durch und flüchtet in sein Versteck. Erst um Mitternacht treibt es der Hunger wieder hervor. Mit der größten Vorsicht schleicht es ins Freie. Nie wieder wird es in solch eine verdächtige Röhre schlüpfen!

Aber bald erfüllt sich sein Schicksal. Wenige Wochen später sieht der Jagdhüter, wie beim Mondenschein der Marder vom Dachrande auf die hohe Umfassungsmauer gelangt, über sie hinwechselt und dann am Ende derselben zur Erde abspringt. Bei Tage besieht er sich die Stelle genau, schneidet da, wo man deutlich die Spuren des Absprunges sieht, eine Kreisfläche im Erdboden aus und bettet hier das Tellereisen ein, das vorsichtig mit Pferdemist zugedeckt wird. Auf gewohntem Wechsel kam am Abend der Marder bis zum Mauerrande, sprang wie gewöhnlich ab und ahnungslos mitten in sein Verderben hinein. Denn kaum hatte er mit den Vorderfüßen den Boden berührt, da fühlte er sich an einem Vorderlaufe von den harten Eisenbügeln umklammert. Er beißt vor Schmerz und Wut in die Bügel, keckert laut auf, versucht sich loszureißen und drückt sich auf den Hinterläufen vorwärts. Jedoch alle Mühe ist vergeblich; das Eisen ist verankert. Er kann es nicht losbekommen und überläßt sich nach langem Zerren übermüdet seinem Schicksal. Die Nacht verbringt er in den furchtbarsten Qualen, und als das Morgenrot den neuen Tag verkündigt, da treibt es den gefangenen Steinmarder seiner Gewohnheit gemäß an, das helle Licht der Tageskönigin zu fliehen. Aber er ist den eisernen Fesseln gegenüber machtlos, die ihm den Lauf zerschunden und das Fleisch bloßgelegt haben. Bald hernach, als der Jagdhüter kam, erfüllte sich sein Geschick. Mit einem Knüttel schlug er das gequälte und geängstigte Geschöpf tot.

An einem schönen Abende Ende März herrscht auf den Dächern der dicht aneinandergereihten Häuser an einer schmalen Dorfstraße reges Treiben. Kaum war die Sonne am wolkenlosen Westhimmel untergegangen, da kam zunächst ein Steinmarder aus dem verfallenen, unbenutzten Taubenschlage oben am Giebel einer alten Scheune hervor, in dem er den Tag über durch Träume der Marderliebe beunruhigt worden war. Nur die Vorsicht und die Scheu vor dem Hellen hatten ihn in seinem Verstecke festzuhalten vermocht. Als nach und nach das Licht am Eingange zum Taubenschlage nachließ, hielt er es nicht länger aus. Er hob das Näschen, spitzte die Ohren, sprang in einem eleganten Satze aus dem Neste und machte Toilette. Mit der Zunge leckte er sein weißes Vorhemdchen und den braunschwarzen Rücken, die Flanken, die Beine, und mit den Pfoten wusch er sich wie eine Katze das Gesicht. Nun war er fertig. Eigentlich war es noch zu hell draußen. Aber das liegt nun einmal so in der Mardernatur, daß die Liebe auch ihn unvorsichtig macht und ihn zum Ausgange nicht immer die Dunkelheit abwarten heißt. Vom Giebel aus mustert der Hausmarder die Umgebung. Draußen kläffen Hunde. Auch Fledermäuse huschen schon geräuschlos vorüber. Kuwitt, kuwitt! das ist die Stimme des Steinkauzes, der dort in der Höhlung

des uralten Birnbaumes ein Neſt mit drei ſchneeweißen Eiern hat. Von der Straße her iſt der ſchlürfende Schritt von Menſchen zu vernehmen. Unweit in einem Stalle brüllen Kühe und quieken Schweine. Es iſt die Zeit der Abendfütterung des Stallviehes. Alle dieſe Töne ſtören den Steinmarder nicht. Jetzt tritt er auf das alte Anflugbrett des Taubenſchlages, richtet ſich auf den Hinterbeinen hoch, und im zierlichen, elaſtiſchen Sprunge iſt er auf das Dach gelangt, wechſelt über die Firſt, ſpringt auf das Nachbarhaus, riecht hierhin, ſchnüffelt dorthin, ſteigt das Dach hinunter und kommt wieder nach oben. Scheinbar ſucht er etwas. Jetzt duckt er ſich einen Augenblick. Eine vorbeifliegende Eule hat ihn erſchreckt. Nachdem er geſichert hat, eilt er auf das Dach der nächſten Scheune. Wie er plötzlich wittert, windet, den

Douglas English. *Vivarium.*

Hausmarder.

Duft von den Dachpfannen einzieht, wie er ſich wendet, hin und her läuft und über den einzuſchlagenden Weg nicht ſo recht einig werden kann. Unſer Mardermännchen hat gefunden, was es ſuchte: Das Marderweibchen iſt bereits draußen. Flüchtig folgt der männliche Marder nun ſeiner Spur. Zwei Dächer weiter macht er eine Entdeckung, die ihn beunruhigt. Sein Näschen ſagt ihm, daß ein Rivale ihm bereits Konkurrenz macht. Das feuert ihn nur zu noch größerer Eile an. Richtig, in einem Loche eines Schuppendaches ſind beide eingefahren. Ohne Beſinnen huſcht auch er durch den ſchmalen Spalt, und nicht lange dauert es, ſo hat er bereits die beiden Marder gefunden; denn als er da unten Nachſchau halten will, gewahrte er, wie das Weibchen über den Balken floh, an den Dachſparren aufwärts ſtrebte und ſchließlich wieder ins Freie flüchtete, — — — immer verfolgt von dem fremden Mardermännchen. Wie dieſes ſpornſtreichs durch die Öffnung dem Weibchen

folgen will, fällt plötzlich der eifersüchtige Marder über den Fremdling her. Aber er wehrt sich, beißt wieder, balgt sich, und beinahe wären beide das Dach hinab gekullert, wenn sie sich nicht im letzten Augenblicke losgelassen und mit schneller Wendung an den Ziegeln festgeklammert hätten. Ermattet vom Ringen ruhen sie einen Augenblick aus. Inzwischen ist ein drittes Mardermännchen der Spur des Weibchens gefolgt und trifft nun auf das vom Kampfe ruhende, feindliche Paar. Nun beginnen neue Katzbalgereien, die erst dann enden, wenn die Tiere zerkratzt, zerbissen, lahm und hinkend dem stärksten Kämpen das Feld räumen.

Im Kunterbunt des Holzgerümpels eines Bauernschuppen befindet sich seit sechs Wochen ein Hausmardernest mit vier Jungen. Die Alte hat die Dunkelheit abgewartet und steht nun im Begriffe, mit ihrer jungen Brut den allabendlichen Ausflug zu machen. Doppelt vorsichtig ist sie. Die jungen Marder scheinen hungrig zu sein. Hin und wieder geben sie Töne von sich, die den leeren Magen verraten. Als das Muttertier am gewohnten Wechsel das Freie erreicht hat, sichert es wieder. Nichts Verdächtiges regt sich. Es gibt ein eigenartiges Knurren von sich, und sogleich sind auch die Kleinen bei der Hand.

Prächtig steht der Mond in der schönen Juninacht am Firmament. Sein Licht hellt den Abendhimmel auf, so daß die Mardersippschaft auf der Dachfirste klar zu sehen ist. Wie sie lustig spielen, die netten, niedlichen Marderkätzchen und wie die Alte Obacht gibt! Das geht Dach auf, Dach ab, das kugelt die Pfannenreihen hinunter und klettert wieder zum First empor. Jetzt geht die wilde Jagd auf die Mauer des Gehöftes, wo in der Nähe der Fliederbaum steht. Der alte Marder hält beständig Wache. Über den Hof eilt kläffend der große Hund, der am Abend Wächter ist, am Tage aber das Rad der Buttermaschine drehen muß. Husch, husch ging's am Fliederstrauch in die Höhe und wieder auf das Dach in Sicherheit. Im Schatten des Giebels ducken sie sich. Als das Hundegebell vorbei ist, steigt die Marderfamilie wieder auf die Mauer. Der alte Marder scheint keine Lust mehr am Spiel zu haben. Mit kühnem Sprunge erreicht er den Erdboden und wechselt an der Mauer vorbei in den Garten, an der Gartenhecke entlang bis zur Laube, steigt dort auf einen eingeschlagenen Pfosten und wittert. Vögel schlafen im Gezweige der Hainbuchenlaube. Jetzt erkennt der scharfsichtige alte Marder einen Sperling im schwachen Mondenlichte. Mit sicherem Sprunge erhascht er ihn, und unter Angsttönen fliegen einige Dutzend Spatzen in die Nacht hinaus, um irgendwo ein Notquartier zu finden. Unten in der Laube frißt die Marderbrut den Sperling auf. Vom Garten aus führt der alte Marder seine Jungen auf die Wiese. Ein Maulwurf, der im feuchten Grase Schnecken und Regenwürmer sucht, wird von einem Jung-

Douglas English. *Vivarium.*

Steinmarder.

marder erhaſcht und von der Sippe ſpielend zu Tode gemartert. Er ſchmeckt ihr nicht ſonderlich; denn die Geſellſchaft frißt ihn kaum an und läßt ihn dann liegen. Vorſichtig riecht jetzt der alte Marder in der Wallhecke an einem Erdloche. Er ſchnappt zu und bietet in ſeinem Maule den Jungen das Weibchen des Rotkehlchens, das dort auf ſeinen Eiern ſaß. Auch dieſe werden als Leckerbiſſen vertilgt. Weiter ſchlüpft die Marderfamilie durch Dickicht und Dorngeſtrüpp. Unter einem dichten Eichenſtockausſchlage hat die Häſin zwei Junghäschen geſetzt. Aber was nützt alles vorſichtige Verſtecken gegen die feinen Mardernäschen, die bald die Kleinen entdeckt haben. Laut klagend ſterben ſie in den ſcharfen Fängen der Räuberbrut. Durch eine Feldfurche führt jetzt der Wechſel an einem Kleefelde vorbei. Dort überfällt das Steinmarderweibchen das brütende Feldhuhn, tötet und verzehrt es mit ſeinen Jungen, die auch das Neſt mit etwa zwanzig Eiern plündern. Unerſättlich ſcheint dieſe Geſellſchaft zu ſein. Aber jetzt läßt der Hunger nach; denn manche Beutetiere werden nur angeſchnitten und dann liegen gelaſſen. Aber Getötet jedoch wird bei der unſtillbaren Mordgier dieſer Tiere jedes Geſchöpf, das ſie auf ihrem Raubzuge antreffen. Die ganze Nacht lang wandert ſo der alte Marder mit ſeiner Jugend umher. Nur kurze Ruhepauſen werden gemacht. Er leitet ſie vortrefflich an. Alle Schliche und Kniffe lernen ſie von ihm. Bald beſteigen ſie Bäume, bald kriechen ſie in die Kaninchenbaue,

hier fangen sie Mäuse und Frösche, dort fressen sie Vogelnester leer, und wenn später Sommer und Herbst mit ihren Früchten kommen, dann erhält ihr Speisezettel durch süßes Kern- und Beerenobst noch mehr Abwechslung wie zuvor.

Außerordentlich anpassungsfähig sind die Steinmarder an den Aufenthaltsort und auch an die Nahrung. Daher ist es auch erklärlich, daß sie in ganz Mitteleuropa trotz der heftigsten Verfolgung nirgends selten sind, und daß sie in den Sommermonaten hoch in die Gebirge hinaufsteigen, um dann nachher beim Eintritt kalter Jahreszeit, die stets mit Futtermangel für sie verbunden ist, wieder im Tal menschliche Behausungen aufzusuchen.

In der Stube des Forsthauses ist es recht unterhaltend für den Tierfreund. Seit einigen Wochen befinden sich dort junge Hausmarder. Anmutige und interessante Tierchen sind es. Als der Förster sie im Rucksacke mitbrachte, mochten sie drei bis fünf Tage alt sein, waren damals aber schon behaart, wenngleich noch blind. Erst nach etwa acht Tagen konnten sie äugen. Draußen am Waldrande, wo der Bach sich an der Grenze hinschlängelt, war es dem Förster schon zur Zeit des Schnepfenstriches aufgefallen, daß aus einer höhlenreichen Weide recht oft Steinkäuze abstrichen. Als er Anfang Mai wieder diese Eulen sah, wollte er einmal Nachschau halten, was in den Stufen wohl zu sehen sei. Er stellte Flinte und Rucksack an den Fuß des Weidenbaumes, und daneben legte sich sein scharfer, drahthaariger Gebrauchshund nieder. Als er so gemächlich an dem Baumkrüppel emporkletterte, fuhr plötzlich ein schwarzes Etwas wie ein Blitz aus einem Loche, ihm zwischen die Arme durch und zur Erde, wo gleich darauf der schneidige Rauhbart ein altes Steinmarderweibchen würgte. Das war merkwürdig; denn Steinmarder lieben als Aufenthaltsort mehr die menschlichen Wohnungen als die Stille der Baumhöhlen. Noch mehr aber erstaunte der Förster, als er in dem hohlen Bauche der Baumruine auf einem weichen Polster aus trockenem Grase zwei junge Marder erblickte, die er dann mit ins Forsthaus nahm, wo sie unter dem warmen Küchenherde in einer Kiste mit Heu ein neues Lager fanden. Die Försterfrau gab den kleinen Geschöpfen in einer Flasche mit Lutscher rohe Milch, in die sie ein Hühnerei quirlte. Die intelligenten Tierchen aber waren nach stark zwei Wochen schon so weit herangewachsen, daß sie selbst ihre Nahrung aus einem Napfe nahmen. Bald wurde ihnen die Behausung in der Holzkiste zu klein. Vorsichtig kletterten sie heraus, saßen oben auf dem Rande, sprangen ins Lager zurück, machten neue Kletterübungen, liefen dann in die Küche und sprangen im kühnen Sprunge, ohne den Kistenrand als Stützpunkt zu benutzen, ins Lager zurück. Auch in die anderen Zimmer und Kammern des Forsthauses kamen sie, schlichen

Digitized by Google

Douglas English. *Vivarium.*

Hausmarder, interessiert.

auf die Tenne und dehnten so ihre Wanderfahrten immer weiter aus. Aber stets flüchteten sie in ihr Versteck zurück, wenn ihnen irgend etwas nicht ganz geheuer erschien. Neugierig warfen sie auch manchmal einen Blick durch die Hoftür ins Freie; in diese neue, unbekannte Welt mit den kläffenden Jagdhunden wagten sie sich jedoch nicht. Den Förstersleuten gegenüber waren die Jungmarder völlig zahm. Vor fremden Personen aber flohen sie. Selbst der Klang ihrer Stimme scheuchte sie unter den Küchenherd. Mit dem Dachshund, der dort schläft, haben sie längst Freundschaft geschlossen und spielen und balgen mit ihm herum. Gewandt wie Katzen, aber noch viel geschmeidiger und eleganter in ihren Bewegungen, sind diese Räuber. Äußerst drollig ist ihr Spiel.

Jetzt springt ein Jungmarder auf den Schoß der Försterfrau. Sofort ist auch der zweite oben. Sie wirbelt die Tierchen wie Spielbälle durcheinander, hebt sie hoch, läßt sie in den Schoß fallen, zupft sie an den Ohren und zaust ihre Schwänzchen. Sie klammern sich an ihrer Hand fest, beißen scheinbar mit den nadelscharfen Zähnen in ihren Daumen, ohne aber Schmerzen zu verursachen. Je toller das Spiel, um so besser gefällt es ihnen. Jetzt läßt die Frau die beiden Marder auf der schiefen Ebene der Schürze zu Boden purzeln. Sie beißen sich dort, balgen sich, klettern schließlich an der Kleidung wieder hoch, und das Spiel aalglatter, schlangengewandter Tier-

Douglas English. *Vivarium.*

Hausmarder, intereſſiert.

körper beginnt von neuem. Nun ſpringt ein Marder vom Schoße, der zweite ihm nach. Der erſte hüpft auf das Sofa, der zweite folgt ihm wie ſein Schatten, ſpringt auf den Tiſch, läuft weiter, klettert am Schrank empor und geht hernach an den Gardinen wieder nach unten. „Hanſel, Hanſel," ruft die Förſtersfrau, und beide ſind gleich darauf wieder bei ihrer Pflegerin.

Nun tritt der Förſter ins Zimmer. Er hat ein Wildkaninchen im Rucksack, das er jetzt der kleinen Räuberbrut hinwirft. Sie zerren an ihm und ziehen es unter den Schrank. Sie können ihre Art nicht verleugnen. Blutdurſt ſteckt in ihrer Seele, und für ihre Taten lieben ſie die Dunkelheit. Der Förſter nimmt ihnen das Kaninchen fort. Sie knurren ihn an und halten ſo feſt, daß er ſie beide an ihm hochheben kann. Nun ſchüttelt er ſie ab und beide ſpringen erboſt in ihre Kiſte.

Nicht ganz drei Monate ſind die Jungmarder alt, und ſchon haben ſie den erſten Raubanfall auf das Hausgeflügel unternommen. Als eines Tages die Glucke mit ihren Küchlein über die Tenne zum Hühnerhof wanderte, ſprang plötzlich ein flinker Marder hinter einem Troge hervor, faßte ein Küchlein und zerrte es, trotz der Schnabelbiſſe der alten Henne, in das Verſteck, wo es ihm der Förſter abnahm. Auch auf den Eierdiebſtahl ſind die kleinen Geſchöpfe arg erpicht. Sie ſtehlen alles Brauchbare zuſammen, und was ſie nicht verzehren können, das liegt in ihrem Schlupfwinkel hinter

Digitized by Google

der Kiſte. Wie faſt alle gezähmten Tiere der Wildnis werden auch die Marder auf die Dauer im Hauſe überaus läſtig. Mit dem Älterwerden verſchwindet die Unſchuld der Jugend, aus Spiel wird Ernſt, und dann macht ſich auch bei den Steinmardern die Kraft des Gebiſſes, die Geſchwindigkeit der Gliedmaßen, Blutdurſt und Mordluſt ohne Grenzen geltend. Dann ſchonen ſie nichts im Hauſe, weder das zahme Kaninchen, mit dem ſie aufgewachſen ſind, noch die Tauben, die ſich vor dem Fenſter auf dem Hofe ihr Futter ſuchen, noch auch die Henne und ihre Eier. Der ausgeſprochenſte Zug ihres Charakters ſcheint dann: Luſt am Töten.

Digitized by Google

Der Dachs.

Von Fritz Bley.

Am Burgbau.

Unten murmelt der Steinbach durch das Buchental dem rauschenden Flusse zu, der an sonnigen, rebenumkränzten Hängen hin zum Vater Rheine eilt. Hier oben leuchtet lackrotes Eichenlaub bei reifenden, prallen Ginsterschoten an der Stirn der Granitwand. Das Klappern der Mühle dringt nur verworren herauf, und man könnte es mitsamt dem Aveläuten des Glöckchens von Mariental für Immensummen halten. Köstliche Abendruhe liegt vor dem Mutterbaue, dessen Eingang so viele Spuren von alten Belagerungen aufweist. Grimbarts feste Burg ist öfter berannt, als alle Schlösser auf hohen Steinen im Rheintale. Aber wie der Bauernkrieg auch mit Brechstangen und Sprengversuchen sie umtobte: sie hat den Fall der stolzesten Rittersitze überlebt und trotzt als unbezwingbare Feste noch heutigentags allen Belagerern. Die Jäger nennen den alten Mutterbau deshalb den Burgbau. Grimbarts Ahnen, die im Felsgestein die weichen Adern zu finden wußten und darin die Röhren zu dem tief, tief liegenden Hauptkessel gruben, haben gut für ihre Nachkommen gesorgt. Der Absprung in den Hauptkessel ist so steil, daß Grimbart oft selbst nur mit Mühe herauskann. Mindestens ein Dutzend Lüftungsröhren führen steil aufwärts; aber Farne und Erdbeerlaub verstecken ihre Öffnung. Daneben hat der Bau drei, vier Nebenkessel, in denen zu Grimbarts Ekel und Ärger leider auch der zu allen Teufeln gewünschte Fuchs seine Luderwirtschaft treibt. Und von jedem dieser Kessel führen mindestens zwei Fluchtröhren in den Wald hinaus.

Die Winzer haben es allmählich aufgegeben, Grimbarts Burg zu berennen. Sie stellen ihm mit Eisen auf seinem Aus- und Rückwechsel nach oder versuchen, ihn von der Kanzel aus zu schießen. Das Knallen ist sehr eklig, die Schroten brennen scheußlich! Grimbart hat die Schwarte gründlich voll von Schrotkörnern; zum Glücke ist er bis jetzt noch immer im täuschenden Mondlichte überschossen. Denn er wagt sich meist nur nachts hinaus. In die Tellereisen geht er nicht hinein. Er hat den Jammer der Fähe nicht vergessen, die einmal in solch ein Ding hineingeriet und, ehe sie sich losschneiden konnte, von einem groben Lümmel mit ein paar Knüttelhieben auf die Nase erschlagen wurde. „Wrunn — wo! Wu!" knurrt der alte Dachs, wenn er an diese Bluttat denkt. Sein Mißtrauen bekommt ihm gut, er ist allen Nachstellungen seitdem entgangen. Und muß einer nicht mürrisch und ein übellauniger Einsiedler werden bei solchen Erfahrungen? Was wollen

Digitized by Google

M. Behr. *Thieleberg bei Aken, Oktober 1909.*

Dachsbau mit Wechseln.

die Menschen eigentlich von ihm? Von Hause aus war er ein Raubtier wie sie! Seine Vettern in den Hochsteppen des fernen Ostens sind es noch. Sie fallen Nachts die Herden an und reißen sich manches schwache Kalb. Grimbart hat redlich versucht, ein nützliches Mitglied der westeuropäischen Gesellschaft zu werden. Er sticht im Walde nach Würmern, Puppen und Käfern, die den Bäumen doch großen Schaden tun. Mit Vorliebe weidet er sich an Maikäfern und Heuschrecken oder buddelt Wespennester aus. Um die burrenden stechlustigen Teufelswespen kümmert er sich ebensowenig wie um Schlangengift. Er packt die Kreuzotter im Genick und vertilgt sie. Und er zieht beim Wurzeln nach Pilzen und alten Eckern Furchen im Walde, als ob Frischlinge dort gebrochen hätten. Ist das nicht die schönste Waldgärtnerei? Und wenn er wirklich einmal ein schwaches oder krankes Rehkitz erwischt, so ist es um *das* doch nicht schade! Besser, daß solche Jammerlappen von der Bildfläche verschwinden, als daß sie die Art verderben!

Warum hassen ihn also die Menschen so entsetzlich? Weil er den dummen Fasanen die Gelege ausnimmt? Was kann er denn dafür, daß

Digitized by Google

O. Pfaff. *Conewitz, Februar 1900.*

Dachsfährte, links davon Iltisfährte — links davon Fasanfährte.

M. Behr *Thielenberg bei Aken, Oktober 1909.*

Dachslosungsgrube.

die Henne sie so schlecht versteckt? Oder ist es seine Schuld, daß die Winzer einen Berg nach dem andern entwalden und ihm die Rebstöcke gerade vor die Nase pflanzen, so daß der Südwind im Herbste den würzigen Duft der süßen Trauben zu seiner Burg heraufträgt?

Das ist die schlimmste Zeit für den armen alten ehrlichen Spitzbuben! Jetzt aber hat er Schonzeit, und wenn er auch keinen Menschen und keinen frechen Köter riechen mag, so traut er sich doch jetzt schon eher einmal vor seinen Bau, ehe das Sonnengold des Abends verschwindet. Heimlich, ganz

Digitized by Google

heimlich darf das freilich nur geschehen! Bevor er aus der Einfahrt schleicht, schüttelt er sich mit lautem Rumpelpumpel den Staub aus der Schwarte. Dann äugt er vorsichtig aus der Röhre, sichert, zieht sich zurück, lauscht und beobachtet. Dann erst bricht er mit halbem Leibe aus, prüft lange mit Nase, Sehern und Lauschern das Vorland und verläßt dann in trottendem Schleichen den Bau, um sich auf dem von der Sonne mittags durchwärmten Heidekraute, in seine eigene griesgrämige Einsamkeit versunken, zu räkeln. Von Zeit zu Zeit hebt er mißtrauisch die Nase. Dann streckt er sich wieder in wohligem Faulenzen. Plötzlich aber fährt er sich mit den Fängen in die Dünnung und schuppt und kratzt mit den langen Grabnägeln der Brante nach dem verwünschten Ungeziefer, das ihm der Fuchs in den Bau geschleppt hat. Er mag diesen Aas-Stänker nicht ausstehen und duldet ihn auch nicht im eigenen Kessel! Ächzend erhebt er sich und schleicht einen schmalen Pfad entlang, der zu seinem Örtchen führt, einer Gruppe von Löchern, in die er stöhnend seinen Kot absetzt. Sorgfältig verscharrt er diesen und kehrt dann aus dem Verstecke zurück. Der Fuchs, dieses verluderte Dreckschwein, beschmutzt mit dem eigenen Kote seinen Bau. Wie das Grimbart, der so peinlich auf Reinlichkeit hält, zuwider ist! Wenn er wüßte, wie sehr die Menschen ihn auch darin verkennen! Ein Spottlied haben sie schon vor Jahrhunderten auf ihn gedichtet, in dem es heißt:

„Der Dachs und Fuchs im Bau sich hält,
denn gleich und gleich sich gern gesellt!"

Die Menschen sind schlecht und schließen von sich auf andere. Den mürrischen Einsiedler vom Burgbau am Steinkopfe und seine Art kennen sie schon gar nicht! Woher sollten sie auch? Alle sprechen schlecht von ihm. Aber wer hat ihn denn eigentlich schon gesehen? Selbst von den Jägern haben die wenigsten ihn jemals erblickt — —

Donnerwetter, was war das? Grimbart hebt die Nase, jede Muskel unter seiner schütteren Sommerschwarte strafft sich. Bwunn — wo—wu! Wu—no! Das stank nach Menschen! Ärgerlich schleicht er eiligst zu Baue und verschwindet keuchend in der Einfahrt.

Im Vorderkessel macht er kehrt und lauscht. Richtig, draußen vor der Hauptröhre erschallen Stimmen. Sie stellen fest, daß der Bau befahren ist, verwünschen die Schonzeit des Dachses und fluchen darüber, daß sie dem Alten in keiner Weise beikommen können. Mit Gift haben sie es auch schon versucht. Ins Eisen geht er nicht. Die Hunde kommen ihm in seinem tiefen Burgverliese nicht bei. Dieser verwünschte Mutterbau!

Grimbart hält den Atem an und lauscht, wie sie sich entfernen. Ja, ja, darum hassen sie ihn so abscheulich: weil sie ihn nie sehn und nicht kriegen können! Bwunn—no! Wo—wu!

O. Pfaff. *Connewitz, Januar 1909.*

Dachs, morgens um 8 Uhr nach ſeinem Bau wechſelnd.

Digitized by Google

O. Pfaff. *Connewitz, Januar 1909.*

Dachs, morgens gegen 8 Uhr nach seinem Bau wechselnd.

Ein Glück, daß die Schonzeit noch nicht zu Ende war, als Grimbart Ende Auguſt auf Liebespfaden wandelte und ſich in einer ſchönen Mondnacht vor der Hauptröhre das Jawort von einer jungfräulichen Fähe holte. Denn die Menſchen ſtörten ihn in ſeinem verſchwiegenſten Treiben. Aber das eine Gute war wenigſtens die Folge ihres nächtlichen Herumſchleichens, daß die Fähe ſich nun im Burgbaue hielt und nicht den jungen Frechdächſen in die Sandbaue unten im Walde folgte. Der Weg bis zu den Weinbergen war ja freilich weit. Aber Grimbart legte ihn in jeder Nacht zurück, wie ſauer ihm auch nach reichlichem Traubenſchmauſe der Aufſtieg wurde, und die Fähe merkte ſchon, wie gut es ſei, ihm zu folgen. Bezog ſie auch einen andern Keſſel, als der alte Murrkopf, ſo war doch ſeine nachbarliche Nähe und Wachſamkeit von Wert für ihre unerfahrene Jugend. Sie zog auch von ſeiner Geſchicklichkeit und Umſicht beim Einkarren guten Nutzen. Famos, wie er das Dürrlaub in weiches Moos wickelte und den ganzen Packen dann zwiſchen den Läufen zum Bau ſchleppte! Dort ſtopfte er den ganzen Röhreneingang voll und drückte es dann mit dem Vorderkörper bis in den Keſſel hinein. Die Fähe konnte ſolches Polſter in dieſem Winter beſonders gut brauchen; denn ſie merkte wohl, daß es heuer ganz anders als im Vorjahre um ſie ſtand, und fing langſam an, die kommenden Pflichten zu ahnen.

Bei den nächtlichen Beſuchen in den Weinbergen hatte ſie auch einmal Grimbarts rechtzeitiger Warnung ihre Rettung zu verdanken. Als ſie ſchon die zweite Mauer der Bergterraſſe hinuntergeſprungen war, blitzte es hinter ihr auf und praſſelte ihr um die Schwarte. Das war gewiß nichts Gutes, und ſie iſt ſeitdem nicht wieder in dieſem Weinberge geweſen.

Zu ihrem beſonderen Glücke. Denn in der nächſten Nacht kamen die Frechdächſe von drüben und plünderten in unverſchämter Weiſe den ganzen Berg. Darauf gab es großes Geſchrei, und die Winzer hielten Kriegsrat. Der alte Förſter kam auch dazu. Und ein halb verdorrter Kerl, den ſie „Lederſtrumpf“ nannten, brachte ſeine beiden Teckel mit: Männe und Waldine. Das waren ſchon die Rechten alle miteinander! Sie zählten die Fährten, die in den Weinberg herein und hinaus ſtanden, und Lederſtrumpf wettete, daß vier Dächſe in letzter Nacht dageweſen ſeien. Der Förſter meinte, die eine Fährte ſei von Jakob Schäfers Hunde. Aber Lederſtrumpf zeigte triumphierend auf den Abdruck der erſten Zehe. Ob der Förſter ſchon einmal eine Hundefährte mit fünf Zehen geſehen habe? Das hatte er freilich noch nicht, denn der Hund drückt den Daumen nicht in der Fährte aus. „Und die langen Abdrücke der Vorderkrallen vor den Hinterkrallen in demſelben Tritte hat doch auch kein Hund!“ „Na, dann ſind es alſo viere, meinetwegen! Alſo morgen wollen wir ſie ausgraben!“ — —

Am nächſten Tage kommen ſie gezogen zu dem großen Sandlehmbau im Buchenwalde: Männer mit Hacken und Spaten, der Förſter mit ſeiner

Douglas English. *Vivarium.*

Dachs am Eingang zum Bau.

Flinte, Lederſtrumpf mit Waldine und Männe und mit einer langen Eiſenzange, die ſich unten in einem Ringe ſchließt. Am Bau wird Männe, der vor Eifer die Zeit nicht erwarten kann, die Hälſung abgenommen und Waldine muß zunächſt zitternd vor Aufregung mit anſehn, wie ihr Kamerad einſchlieft und die Männer an den Röhren horchen, was ſich unten begibt. Gar nichts begibt ſich! Einer ſtarrt den anderen verdutzt an: alles ſtille! Doch jetzt, horch! „Sſt! Ruhe!" Richtig: jetzt hören alle den Standlaut. Waldine hat ihn ſchon lange gehört und gebärdet ſich wie toll vor Raufſchneid, aber das hilft ihr nicht; ſie muß jetzt warten, bis ihre Zeit kommt. Männe liegt ſteif und feſt vor. Inzwiſchen bezeichnet Lederſtrumpf die Stelle zum Einſchlage, und die Arbeit mit Picke und Spaten beginnt. Höher und höher wird der Wall der aufgeworfenen Erde. Zuweilen verſchweigt der Hund, dann wird er wieder deſto heftiger. Dort unten wogt offenbar ein heißer Kampf. Der Einſchlag muß etwas mehr in die Länge geführt werden. Der Hund hat längſt gemerkt, daß er Hilfe kriegt und jetzt, als mit dumpfem Poltertone eine Röhre angeſchlagen wird, hört man ihn wütend

Digitized by Google

Douglas English. *Vivarium.*

Dachs vor seinem Bau.

aufjaulen. „Das war ein fester Schmiß!“ ruft Lederstrumpf aus „Nun aber los! Hier den letzten Einschlag!“ Bald ist auch dort die Nähe der Röhre erreicht und vorsichtig werden die letzten Schollen herausgehoben. Da wird auch schon der Kampfplatz sichtbar. Unablässig sucht der Dachs sich weiter zu verklüften, aber Männe buddelt und kratzt sich immer wieder durch den aufgeworfenen Wall an ihn heran. Lederstrumpf blickt sich nach dem Förster um. Der hat schon die Flinte gespannt und ist herangetreten. Mit kurzem Griffe hebt der Lange den Hund aus und nimmt ihn, der sich gar nicht beruhigen lassen will, liebkosend auf den Arm. Die Männer treten zurück und einer von ihnen verstopft die aufgegrabenen Röhren. Lederstrumpf hat inzwischen Waldine auf den anderen Arm genommen. Dann passen alle still auf den Dachs. Eine gute Weile läßt dieser auf sich warten. Endlich schiebt er vorsichtig die Nase aus der Röhre. Er traut dem Frieden ja nicht. Aber er weiß, daß es nur eine Rettung gibt: die angeschlagene Einfahrtröhre zu gewinnen. Mit einem schnellen Rucke will er dies versuchen. Da hat er auch schon den Schuß, und überrollend kommt er nur

Digitized by Google

Douglas English. *Vivarium.*

Dachs im Eingang zum Bau.

noch ein paar Schritte weiter bis zu einem Fichtenstamme hin. Da hat ihn Männe im Genick und Waldine zerrt den Verendenden an der Brust. Auch die Männer laufen nun herzu, um den Traubendieb zu sehn. Nur die Jäger sind auf dem Bau geblieben. Da plötzlich, wie ein vom Bogen geschnellter Pfeil, saust ein zweiter Dachs heraus und überkugelt sich im Schusse. Und während alle zurückeilen, um diese neue Beute aufzunehmen, hebt Lederstrumpf triumphierend mit der Zange den dritten heraus, der unmittelbar hinter dem zweiten sich in Sicherheit bringen wollte.

Großer Jubel. Und die Flaschen kreisen.

„Aber du hattest doch viere im Kopfe. Hier sind doch erst drei?"

Ja, wo steckt der vierte?

Die Hunde wurden losgelassen. Waldine kommt nach kurzer Zeit aus ihrer Röhre zurück, schüttelt sich und macht ein dummes Gesicht.

„Der müßt' Ehr ene Laterne mitgewwe, Herr! Et is er ehr da ungen zo dunkel!"

Ein verächtlicher Blick von Lederstrumpf ist die einzige Antwort auf diesen schalen Witz. Waldine wird geliebelt und fährt ermuntert wieder

Douglas English. *Vivarium.*

Dachs im Eingang zum Bau.

zu Baue. Jetzt bleiben beide Hunde unten. Aber kein Laut ist zu hören. Endlich ein helles Aufheulen. Einer ist geschlagen. Und jetzt wütendes Halsgeben, Gerumpel und Gepumpel. Aha! Da, hier, nein hier — hier schlagt ein! Bald ist das Geschleif getroffen und der lockere Boden bezeichnet bald den Gang, wo der Dachs sich verklüftet hatte und die Hunde ihm nachbuddeln. Jetzt etwas weiter rücken, damit der Einschlag zwischen den Dachs und die Hunde kommt. Bald ist auch die Arbeit getan. Waldine wird abgenommen und Männe ist einen Augenblick lang verschüttet. Aber schon hat er sich mit den Hinterläufen Luft geschafft, und der Gräber holt ihn aus dem losen Erdreiche heraus. Und nun ist es auch um den letzten Grimbart geschehen. Murrend und knurrend versucht er sich aufs neue zu verklüften. Aber da sitzt ihm schon die Zange hinter den Kinnbacken und ein Knüttelhieb auf die Nase macht seinem jungen Dasein ein Ende.

Mit überlegenem Triumphe im Blicke reicht Lederstrumpf dem fürwitzigen Spötter von vorhin die Flasche, um auch den Letzten tot zu trinken.

Den Letzten? Der Letzte sei das noch lange nicht! Hier in den Weinbergen seien nachts mindestens ein Dutzend, meinen die Winzer. Nur der

alte Jakob Schäfer meint, daß jetzt nur noch einer fehle. Den müßte man zu kriegen versuchen, dann sei Ruhe in den Weinbergen: den Alten vom Burgbau drüben!

Ja der! Es wurde wieder eine Kanzel gebaut, und der Förster paßte abwechselnd mit Lederstrumpf und dem Lehrlinge die halben Nächte auf den alten Schlaumeier. Aber sobald der Mond schien, blieb Grimbart im Bau; nahm der Mond zu, so kam er erst kurz vor Tagesanbruch heraus und bei krankem Monde kam er, sobald das Tageslicht verblaßt war. Man versuchte, ihn nachts zu hetzen. Aber das Ergebnis war lediglich eine Beunruhigung des ganzen Wildstandes. Dann versuchte man ihn auszusperren; aber der „Ausgesperrte" war, wenn der Schaden besehen wurde, gar nicht ausgeschlieft. Schließlich wurde es allmählich Winter und Grimbart legte sich schlafen im wärmsten und tiefsten Teile seines Hauptkessels. Lederstrumpf konnte sich ganz genau vorstellen, was der Dachs jetzt von ihm dachte.

Und Waldine und Männe lasen ihm diesen Gedanken von den Augen ab.

Mutterglück und Leid.

Als der Februar kam, atmete Grimbart zum ersten Male wieder die wonnige freie Luft. Die Füchse im Kessel nebenan hatten ihn mit ihrem albernen Keckern und geilen Ranzen aus seinem molligen Winterschlafe geweckt. Es war jetzt mit ihrem Gestanke noch schlimmer als sonst, und ihre harte Losung lag bei Haufen fauliger Knochen. Sie hatten während der kalten Zeit nicht zu fasten brauchen. Hasen und halbe Rehkitze hatte der Rüde gerissen und manche saftige Keule hatte er in den Bau zu seiner Fähe gebracht. Jetzt dufteten die Reste zur Röhre heraus. Und Grimbart war gegen das Stänkerpack noch mürrischer als sonst. Draußen im Walde wurzelte er nach Knollen, Regenwürmern und sonstiger Erdmast. Seine breiige Losung bewies jetzt mehr als sonst seine Unschädlichkeit. Die schlechten Menschen, namentlich die bösen Grünrocke unter ihnen, sagten, er habe jetzt ein schwarzes Viereck auf der grünen Karte, womit sie die Schonzeit meinten. Grimbart traute dem Frieden nicht recht. Aber er entsann sich, daß es in anderen Jahren ebenso gewesen sei und wurde deshalb etwas zuversichtlicher. Wenn die Februarsonne mitten auf die Einfahrt zu seinem Burgbau brannte, gab er acht, bis es in Mariental Mittag läutete. Dann kehrten die hungrigen Arbeiter ins Dorf zurück, und wenn der letzte Gaul vom Acker herunter war und die Unterstunde ihren Frieden spann, schliefte er vorsichtig aus seinem Bau und ließ sich das Bißchen warme Frühlingsglück auf die Schwarte und den Wanst brennen. Und dann streckte er sich wieder einmal über das andere: o, wie mollig ist der Lenz!

Digitized by Google

Douglas English. *Vivarium.*

Zwei Dächſe, in den Bau zurückſchleichend.

Inzwiſchen hatte, anfangs März, die Fähe ihre ſchwere Stunde, und bald lagen neben ihr drei blinde Junge in glänzend glattem, weißem Haarkleide, durch das die roſige Haut überall durchſchimmerte. Die ſpeckfetten kleinen Dinger gediehen prächtig. Aber die Fähe mußte nun auch für milchreiche Nahrung ſorgen. Sie ging nachts wurzelnd in den Wald und kehrte morgens zu ihren Kleinen zurück.

Um jene Zeit war Lederſtrumpf oft mit Waldine und Männe unter der Granitwand am Steinkopfe vorübergegangen, um nach Füchſen zu ſuchen, die etwa ſich auf alten Stubben oder in der Eichenjugend ſonnten. Dabei waren die Hunde auf die Dachsfährten geſtoßen, und Lederſtrumpf hatte nur mit Mühe ſie vom Einſchliefen in den Bau abhalten können. Waldine begriff dieſe Kurzſichtigkeit ihres Herrn nicht, und Männe warf ihr einen zuſtimmenden Blick zu. Seitdem fanden beide keine Ruhe. Männe lief von einem Eckſteine zum anderen; und Waldine beſchnupperte ihn, als wollte ſie ihm aufmunternd ſagen: „Komm doch! Los!“

Aber Männe verwies die junge Hündin zur Ruhe und ſetzte, als gerade

sein Herr kam, das unschuldigste Gesicht auf. Doch als abends die Magd die Haustür schließen wollte und nach den Teckeln rief, waren beide verschwunden. Auf und davon. Hektor wußte auch nichts von ihnen. Er hatte ihre Unruhe wohl beobachtet, aber die Racker hatten sich gedrückt, als er gerade seinem heimgekehrten Herrn die Hausschuhe holte. Erst war Männe ganz harmlos an die Ecke gebummelt. Dann um die nächste herum und dann mit einem lustig-listigen Blicke auf Waldine hinter der Weißdornhecke entlang den Berg hinauf. Waldine natürlich hinterdrein!

Oben am Burgbau rang der Mond mit Wetterwolken. Eine Nacht, wie geschaffen zur ruhigen Weide der Dächse. Die Fähe hatte bereits seit einer halben Stunde den Bau verlassen, als die Hunde ankamen. Waldine wollte wie besessen auf der Fährte hinter ihr her. Männe suchte sie zurückzuhalten und eines besseren zu überreden. Aber da er das einfältige Geschöpf nicht zu halten vermochte, so ließ er sie laufen und schliefte in den Hauptbau ein. Links fuhr ihm mit heftigem Keckern der Fuchs entgegen. Aber Männe kümmerte sich heute nicht um Reineke. Rechts war eine andere Witterung: hmmm! Ei, wei, die war fein! Im Handumdrehen hatte Männe einen der kleinen Dächse erwischt und erwürgte den kläglich Piepsenden. Als er eben mit seiner leckeren Beute zum Baue heraus war, fuhr ihm die Fähe entgegen. Aber sie hatte keine Zeit, sich zu besinnen; denn mit hellem Halse kam Waldine auf ihrer Fährte nach und trieb sie in den Bau, aus dem sie erst nach langer Zeit nutzlosen Halsgebens und Vorliegens gegen Morgen herauskam.

Als sie jachelnd und todmarode zu Hause wieder anlangte, verputzte Männe eben mit schmunzelndem Behagen die Schlegel des Jungdachses. Und für Waldinchen fiel nur noch ein Knöchelchen als Kostprobe ab. Aber war die lecker! Hmmm!

Männes Glück und Ende.

Als Grimbart in der Frühe vom Weidegange heimkehrte und in seinen Kessel schliefen wollte, fand er in diesem ungewohnte Veränderungen. An der Einfahrt witterte er den Schweiß des erwürgten Jungdachses und die zwar bereits erkaltete, aber doch noch leicht stehende Fährte des Teckels. Und als er hastig in seinen Kessel einsprang, stieß er dort auf die Fähe, die ihre beiden Jungen hier geborgen hatte und ihn knurrend anfuhr. Dem Alten war das eine höchst unerwünschte Gesellschaft. Aber da er den Zusammenhang begriff, mußte er ihr schon ein Plätzchen in der Ecke einräumen. Mürrischer noch als sonst drückte er sich in die andere und verwünschte die Liebeleien, das Familienleben und die dreimal verdammten Teckel! Diese krummbeinigen Halunken! Wenn ihm doch ein einzigesmal einer von denen nahe genug vor die Fänge käme! Stöhnend und knurrend streckte er sich

v. Crote. *Nauort (Westerwald) 1909.*

Zwei Teckel mit eben gegrabenem Dachs.

dann aus auf ſeinem unbequemen Lager, in dem hier ein Steinchen drückte, dort ein Äſtchen. Endlich ſchlief er ein. — —

An dieſem Abende fehlten im Forſthauſe die beiden Teckel bereits ſeit dem Spätnachmittage. Und diesmal nahm Lederſtrumpf mit Hektor ihre Fährte auf. Seine Ahnung hatte ihn nicht betrogen: die Racker waren hinauf zum Burgbau. Dort oben ſchnüffelte Hektor an der Einfahrt herum und gab auf die Frage: „Wo iſt das Hundchen?“ laut Hals. Kurz darauf kam Waldine mit eingekniffener Rute und einem jämmerlichen Armeſünder-geſichte aus einer Ecke in der Einfahrt heraus, mit argen Schmiſſen im Geſichte und mit verquollenen Lichtern. Männe fehlte. Alles Pfeifen, Locken und Rufen half nichts. Der Hund war verſchwunden.

Der lange Forſtaufſeher ſtand ein Weilchen wie angedonnert vor der Einfahrt. Dann ſuchte er mit Hektors Hilfe das Vorland ab. Aber auf dem ſteinigen Boden war nirgend eine Rückfährte des geſuchten Teckels zu finden.

Schließlich hoffte Lederſtrumpf den Hund zu Hauſe zu finden. Aber dort hatte niemand Männe geſehen. Der Abend verging. Der Forſtaufſeher

fand keine Ruhe. In aller Herrgottsfrühe war er am Morgen nach schlaflofer Nacht wieder auf den Beinen. Waldine mit eingekniffener Rute hinter ihm. Immer wieder ſagte er ſich: „Menſch, beruhige dich doch! Es iſt ja nur ein Hund, ein Tier!“

Aber immer wieder ſtand ihm der kleine, freche, giftige, ſo unbeſchreiblich mutige Kerl vor Augen. Und dann mußte er ſich immer wieder ſagen: Hier iſt keine Hilfe!

Am Frühſtückstiſche nahm er ſich zuſammen. Aber als er ſich an den Fenſtertiſch ſetzte, um ſeine Lohnzettel und Kulturberichte zu ſchreiben, legte ſein Knabe ihm weinend das Köpfchen auf die Knie: „Vater, lieber Vater, kommt er denn niemals wieder?“ — — —

O dieſer verfluchte Burgbau!

Digitized by Google

Das Ziesel.

Von Else Soffel.

Das Ziesel, die pontische Maus der Alten, der Suslik der Russen — woher auch unser deutscher Name rühren mag — ist samt seinen nächsten Anverwandten bei uns fast unbekannt. —

Nur den Hauptvertreter der Familie, — das Ziesel gehört einer Unterfamilie an, — das Alpenmurmeltier, kennt man, „la petite marmotte“ so manchen Volksliedchens, der früher wohlbekannte Begleiter des herumziehenden Savoyarden. Weniger allerdings, besonders aus eigener Anschauung, den Bewohner einsam-hochgelegener Alpenöden. Daß la petite marmotte ein ganzes Heer kleinerer Artgenossen hat — von den außereuropäischen großen und kleinen zu schweigen —, weiß niemand.

Doch das Ziesel verleugnet diese Verwandtschaft schon im Äußeren keineswegs.

Freilich, beim ersten Anblick, vielleicht in Gefangenschaft läßt das suchende Gedächtnis erst blitzschnell die bekanntesten Nagergestalten Revue passieren. Hase, Eichhörnchen, Murmeltier, zuletzt auch die Maus, ganz von ferne den Hamster — von jedem scheint ein Stück in dem Ziesel zu stecken.

Bis man sich endlich doch zu der Einsicht bequemt, daß alle scheinbar große Ähnlichkeit mit dem einen oder anderen schließlich nur auf eine gewisse „Familienähnlichkeit“ hinauskommt und für die Neuerscheinung ein neues Schubfach einräumt.

Die Versuchung, das Ziesel einfach zu irgendeinem der genannten Nager zu stecken, ist allerdings groß: sitzt es nicht eben wie ein Junghäschen in seinem Bett? Ein Hase im kleinen: Stellung, — es macht einen Buckel und liegt auf den eingezogenen Vorderläufen, — Kopfform, die Farbe des Pelzes — bräunlich-gelb, mit schwarz unterlaufen, der Bauch weiß — der verlorenstumpfe Blick des gesenkten Auges, die langen Schnurrhaare, — alles erinnert daran und nur die langen Löffel fehlen. Wenn es jedoch aufsteht, wie jetzt, und zierlich die Nahrung zwischen den zur Hand gebogenen Pfoten hält, oder gar nicht furchtsam, gar nicht stumpf, nein lebhaft und liebenswürdig, mit sanftem Blick der Schwarzaugen, sich mit seinem ihm wohlbekannten Pfleger beschäftigt, auf den aus der Hand gebotenen Milchnapf losstürzt, oder mit seinen Genossen um ein Stückchen Brot oder Obst „murkst“ in ganz wohlbekannten Tönen, — wen erinnert es da nicht an ein Hörnchen?

Digitized by Google

Im nächsten Augenblick allerdings ist diese Erinnerung wie ausgelöscht — wie eine Maus fährt es mit dem Kopf durch die Erde, die den Belag des Käfigs bildet, und scharrt die in der Nacht abgenagten Holzspäne zum Nest in der Ecke zusammen. Dann steht es kerzengrade, den Kopf nach oben gerichtet, die gelben Zähne zeigend, auf den Hinterfüßen, die Barthaare in sichernder, suchender Bewegung, mit lauschendem Blick der Augen, die weiße Bauchseite als Muff benutzend, in den es die Vorderpfoten einsteckt — ein Zehntel noch Hase, neun Zehntel Murmeltier, bis es die Pfoten immer noch in den Pelz geschoben, den Kopf senkt, immer tiefer, und in dieser Stellung verharrend, völlig zum Murmeltier wird.

Von dem hat es ja auch am meisten: Bewegungen und Spieltrieb — wie das Murmeltier läßt sich das Ziesel abrichten, — die unterirdische, gesellige Lebensweise und den scharfen Alarmpfiff, mit dem es die Gespielen lockt, den kurzen Schwanz und die Unfähigkeit im Klettern, die es zum Bodentier macht, den festen Wohnsitz und damit die Anlage weitläufiger Bauten, den Winterschlaf und den Wintervorrat.

Vom Alpenmurmeltier trennt es jedoch eines, was es mit anderen Murmeln verbindet: die Wahl des Aufenthalts.

Liebt die Marmotte Hochgebirgseinsamkeit, so liebt das Ziesel die einsamen Weiten der Ebene, suchte jenes Felsen und zerklüftetes Gestein in Eis- und Schneehöhe auf, so gehört dieses dem trockenen Sand- und Lehmboden an. Baum- und berglose Steppen sind seine Heimat, endlose Grasflächen, nur hin und wieder von Ackerland und Getreide, von Sandwüsten unterbrochen, wo sein einziger Trunk der Morgentau ist, den es von halbverdursteten Blüten leckt. Darum ist seine eigentliche Heimat die Tiefebene Ungarns und Südrußlands, die es mit anderen Nagersippen auf weite Strecken bevölkert. Und wo unser Ziesel seine Verbreitungsgrenze findet, in Südsibirien, da vertritt es in Asien sein nächster Bruder, der hellere Suslik, sein großer Verwandter, der Bobak.

Bei uns ist das Ziesel ein Fremdling; wo es beheimatet war, ist es ausgewandert, wo es einzog, wird es vertilgt. Von Regensburg ist es verschwunden, in Schlesien hat es sich eingebürgert. Freilich ohne darum Bürgerrechte zu genießen: zu seinen sonstigen Feinden gesellt sich als schlimmster der Mensch und auf dem Lammsdorfer Schießplatze sollen nach zuverlässiger Mitteilung allein von den Soldaten des 62. Infanterieregiments im Vorjahre (1909) Hunderte von Zieseln vernichtet worden sein.

Seine starke Vermehrung, die Ursache seiner Vertilgung, ist zugleich der einzige Schutz vor Ausrottung. Freilich mag es auf den Getreidefeldern manches Jahr argen Schaden tun, da es nicht bloß seinen Hunger stillt, sondern auch „hamstert".

Dafür liefert es aber manchem Sibirier und Zigeuner einen wohlschmeckenden kleinen Braten, das hübsche rostgelbliche, dunkel überlaufene

K. Soffel. Vivarium.

Ziesel im Schlafkasten, erschreckt.

Pelzchen wird zu leichtem Pelzwerk („susliki") verarbeitet, ja seinen Eingeweiden soll heilende Kraft innewohnen.

Man schießt das Ziesel, man gräbt es aus, stellt ihm Fallen und treibt es durch Wasser aus seinen Bauten, es hat sich gar sehr seiner Haut zu erwehren.

Und der Tierfreund darf froh sein, wenn Wiesel, Iltis und Steinmarder, Falken, Krähen, Reiher und Trappen, Katzen und Menschen, Winterkälte und Platzregen so viele von ihnen am Leben lassen, daß ihr Geschlecht nicht ausstirbt.

* * *

Über die Meilen weite Tiefebene führt die Eisenbahn. Sie durchkreuzt die grüne unendliche Weite, wie ein Schiff die grünen unendlichen Wasser, um den entlegenen Osten des Landes mit dem West zu verbinden. Sie saust an Städten vorüber, donnert über Flüsse und Seen, läßt Dörfer mit niedrigen Häusern hinter sich, die sich in die Ebene strecken und weiße Gutshöfe, vor denen der Walnußbaum steht, Ackerland und unabsehbare Getreidefelder zur Seite, Wellen und Wogen von goldenem Weizen, in dem der Wind wühlt, grüne Tabak- und gelbe Maisplantagen, wo

Digitized by Google

M. Steckel. *Lamsdorf, August 1909.*

Zieſelbau.

er in den breiten Blättern rauſcht. Ein Akazienhain ſchwimmt vorüber, in deſſen lichtgrünem Dach volle bunte Sonne malt, Silberpappeln, deren weiße Blättchen flattern und die weißhaarige Birke. Herden erſcheinen weit draußen auf ſchimmernder Steppe, verſchwinden im Glaſt, der Reiter, der auf ſie zureitet, wird kleiner und kleiner und ſcheint in die Erde hineinzuwachſen. Am Eiſenbahndamm, den Gras und Schuttpflanzen allerart überziehen, ertönt ein Pfiff. Scharf und durchdringend. Einmal und noch einmal. Zugleich ſind zwei roſtgelbe Schatten — ſo ſchnell waren ſie, daß ſie dem Aug' wie Schatten erſchienen — wie vom Erdboden verſchwunden. Die Maſchine donnert heran.

Aber noch iſt der letzte Wagen nicht über die Stelle hinüber, ſo zittert das Gras und die blauen Glocken über der vom Grün halbgedeckten „Einfahrt".

Auf den Hinterbranten ſtehend, die Vorderpfoten in den Bauchpelz geſchoben wie in Taſchen, mit über die gelben Zähne zurückgeſchobener Oberlippe, ſichert das Zieſel.

Die großen ſanften Schwarzaugen finden kein Arg, der Zug verdonnert längſt dem glühenden Weſt entgegen wie jeden Abend. Da wittert ſich der kleine Pelzträger, den Körper langſtreckend, bis zu dem gelben Honigklee hinunter,

Stephainsky. *Lamsdorf, April 1910.*

Zieſelmännchen, ein Weibchen treibend.

Stephainsky. *Lamsdorf, April 1910.*

Ziesel in kauernder Stellung, sich sicher fühlend.

am Rand des Dammes. Süß und jung ist der gelbe Klee und roter steht auch daneben, die Esparsette ist auch nicht weit. —

Früher war hier einsam-öde Steppe gewesen durch das weite Land, nur spärlich waren Äcker und Wiesen eingestreut wie Oasen. Als aber eines Tags die Zivilisation kam, brachte sie die Unruhe mit und ganze Scharen von Arbeitern. Kantinen wurden aufgeschlagen, Hecken angelegt von Teufelszwirn gegen den Flugsand, dahinter kleine Gemüsegärten. Des Abends gingen die Arbeiter auf den Ziesselfang. Da mußte manches Ziesel dran glauben. Denn, nachdem die Arbeiter erst eines von ihnen gekostet hatten, ließen sie sich den Leckerbissen, den die Steppe so reichlich bot, nicht entgehen. „Uerge" ist gut wie Hühnerfleisch! Da zogen die Ziesel weg.

Aber sie kamen wieder, als die Bahn gebaut war und niemand mehr die Nagerschaft der Steppe störte. Ja, sie fanden, daß es sich in den aufgeworfenen Dämmen gut bauen lasse und die Nachbarschaft der Äcker und Getreidefelder war ihnen recht.

K. Soffel. Vivarium.

Ziesel.

Stephainsky. *Lamsdorf, April 1909.*

Ziesel vor dem Bau, ängstlich sichernd.

So trieben's die einen. Die anderen waren draußen geblieben in der graugrünen Steppe, wo die Trappe läuft und die Blindmaus arbeitet, die im Sommer graubraun verdorrt unter weißflimmerndem Himmel liegt mit zu Staub und silberner Asche verbrannten Pflanzen, und im Herbst die Hexenballen im Sturm über den Boden treibt.

In glühheißem Sand schleicht die Kriechweide hin, der Stechapfel streut seine glänzend schwarzen Samen in die braune Hand ziehender Zigeuner, der tückische Bürzeldorn gräbt seine dornige Frucht in den Huf der Weidetiere. Im Frühling leuchtet hier Goldbart und die Pußtenfreude blüht: árvaleányhaj, das Waisenmädchenhaar, läßt die langen Silberfahnen im Winde flattern.

Dann ist die weite Pußta einem Festtag gleich, über dem die Freude steht, wie der reine blaue Himmel über der Steppe. Dann hat sie tausend Stimmen und alle Farben, die in feuchtem Glanze leuchten, die Farben des Sonnenlichts, das sich in Millionen Tropfen bricht.

Dann lebt sie, die winterlang schwieg, die sommerlang lautlos verschmachtete.

Digitized by Google

Dann ſtimm' auch du deine Geige, Farkas Gulyás, Ferédy János! Laß ſie ſingen — Lieder aus vergangenen Tagen — bis ſie erſcheinen weit draußen am ſchimmernden Rand der Steppe: blühende Dörfer und ſchimmernde Weiler, Güter und Gärten!

Fata Morgana! — Du endeſt und ſie verſchwinden. Der Türke hat ſie gemäht —

Hay Rákoczi! Bercsényi! Bezerédy!
Hová lettek, hová mentek, vitézi!
Wo ſeid ihr hin, erleſene Helden!

* * *

Stephainsky. *Lamsdorf, April 1910.*

Ziefel, in den Bau fliehend.

Der Frühling hat auch die Steppentiere lebendig gemacht. Schwerfällig hüpfen und flattern die unbeholfenen Geſtalten der Großtrappen gegen den weiten Horizont, die Zwergtrappe kommt in die Nähe der Pußten und Tannen, wo die Kleefelder ſie locken. Der Kranich ſchreitet, die Mooreule iſt wieder da, Kiebitz und Rohrdommel und unzähliges anderes Waſſergeflügel, dort wo die Altwäſſer der Flüſſe Sümpfe, Schilf und Rohrdickichte ſchufen.

Und die Kleinwelt des Steppenbodens, die den Winter über unter der Erde hauſte, iſt auch erwacht: Brand-, Feld- und Wühlmäuſe. Der Maulwurf arbeitet, und überall ſind die flachen Haufen, von der Blindmaus aufgeworfen, zu ſehen.

Antal, der Juhász, liegt nicht weit von ſeiner Tanya, vor den Akazien und ſieht in die Weite; ſeine Schafe, von den Hunden umſprungen, weiden

langſam dem Weſten zu. Dort flimmert und gleißt es — der Sommer iſt nah, er kommt der Steppe bald. Schon verblaſſen die violetten Blütchen des Goldbartgraſes und ſeine ſchimmernde Wolle treibt durch die Luft. Antal ſieht nichts — er hat die Rohrpfeife zwiſchen den Lippen und flötet, und was ihm durch den Kopf geht, ſind heute nicht ſeine Schafe: Ilonka, ſein blondes Mädel, iſt nach der Stadt in Dienſt gegangen —

So ſehr vergißt er ſich dabei, daß das Zieſel, das ſoeben ſeinen Bau verlaſſen, ſich ſicher fühlt und an ſein Geſchäft geht. Es befreit ſich erſt von dem Unrat, der nicht in die Wohnung gehört, ſtreckt ſich und ſchleicht ein Stückchen mit langem Körper, hält einen Augenblick inne, richtet ſich

Stephainsky. *Klein-Strehlitz, April 1910.*

Drei Jungzieſel, in der Nähe des Baus ſich ſonnend.

plötzlich auf und ſpäht, huſcht dann weiter, munterer werdend, den Schwanz zu oberſt, mit dem Kopf ſich durch Gras und Kräuter wühlend. Nun hält es wieder, macht ſich noch mal gerade und da es nichts Auffälliges entdeckt, ſetzt ſich's wie ein Häschen in die Eſparſette, die ſich ein Stück vor die Tanya erſtreckt. Klee frißt es gern, wild und angebaut, aber zarter als Schoten- und Schneckenklee iſt die Eſparſette. Es ſitzt, noch wie ein Haſe, die Blüten vor ſich beſchnuppernd, bald dieſe, bald jene. Dann, nachdem es eine angeknabbert, gefällt ihm die andere beſſer und es zieht ſie zu ſich heran, beißt den Blütenkopf ganz ab, richtet ſich auf, nimmt ihn zwiſchen die Vorderpfoten und läßt nacheinander die roſa Blüten zwiſchen den roſa Lippen verſchwinden. Die eine frißt es ganz, die andere läßt es fallen, — dann ſichert es wieder, wobei es den Kopf hochhebt und die Luft mit unruhiger

28*

Stephainsky. *Lamsdorf, April 1909.*

Ziesel, aus dem Steilbau sichernd.

Nase einzieht, ganz plötzlich, die Hälfte einer großen Blüte in die Backentasche geschoben, die Zähne bloßgelegt, die Vorderpfoten herabhängend. So steht es lange, dann sitzt es wieder nieder und speist von dem Klee, jetzt jedoch weniger hastig; der erste Hunger ist gestillt. Es leckt sich die Lippen und Pfoten, schluckt und schmatzt noch ein paarmal, fährt in Schlangenwindungen mit dem Kopf durch die Erde, scharrt mit den Vorderfüßen, geht nach rückwärts, wirft, das Hinterteil des Körpers hochgerichtet, mit den Hinterpfoten die Erde hinter sich auf, und hilft mit dem walzenförmigen Körper nach, bis es sich auf diese Weise ein Bett zurechtgewühlt hat, das ihm paßt. Dann ist es für einen Augenblick in beschaulicher Ruhe versunken, das träumende Auge ist halb offen geradeaus gerichtet, die Vorderpfoten eingezogen, den Rücken macht es rund wie ein Hase.

So behagt es ihm. Rings ist es still und gefahrlos — die Herden sind noch nicht von ihren Weiden zurückgekehrt, eine Sandwolke weit draußen, ein Peitschenknall, dazwischen das langgedehnte Knarren des Ziehbrunnens bei der Tanya — sonst kein Zeichen von Leben in der Runde. Nur über die Blüten hin taumeln die Bienen. Um diese Zeit machen sich die Kleinleute der Steppe auf. Die Brandmaus kommt aus dem Loch, die Wühl-

Digitized by Google

Stephainsky. *Lamsdorf, April 1910.*

Zieſelpärchen vor dem Bau. Rechts Männchen.

maus und Feldmaus aus den Äckern, überall rührt ſich die Pflanzendecke von heimlichem Leben, kniſtert und rauſcht es, bis in die Eſparſette hinein. Das kommt aber doch nicht von den Mäuſen? Denn jetzt ertönt ein Pfiff, hier einer und dort einer — es ſcheint die Eſparſette hinauf zu verſchwinden, es iſt bald dort, bald da.

Das Zieſel hinter ſeinen Kleeblüten macht ſich hoch und antwortet. Da huſcht das erſte heran, macht noch ein Männchen, erſcheint noch mal mit dem Köpfchen über einer Kleeblüte, dann ſetzt es ſich dahinter. Bald ſind es zwei, drei, fünf und noch mehr.

Dem Tannenbeſitzer iſt's ſchlechte Freude: Zieſel und Mäuſe hat er aus der Steppe herangezogen, ſeitdem er begann, um die Tanna den Boden zu bewirtſchaften.

Aber dem Zieſel mundet's und es kennt ſeine Zeit. Das iſt der Spätnachmittag, wenn die Herden ſich am weiteſten in der Steppe verlieren und es ſtill iſt am Ziehbrunnen. Wenn die Sonne nicht mehr hoch ſteht und noch nicht hinunter geht, kurz bevor das einſame weiße Haus erwacht, die Weidetiere zur Tränke kommen und der Steppenabend beginnt. Wenn noch der bunte kleine Pußtengarten hinter ſeiner verwaſchen-grauen Mauer ſtille

Digitized by Google

Stephainsky. *Lamsdorf, April 1910.*

Ziesel, im Flachbau verschwindend.

liegt und höchstens einmal ein Kernbeißer von den Pfirsichbäumen drüben herüberruft, so scharf und gell wie ein Ziesel. Dann ist es auch sicher im Klee, dann antwortet das Ziesel dem Kernbeißer mit hellem Pfiff und wundert sich, wenn es allein, daß keines von den Seinen durch die Esparsette heranschleicht.

Kommen aber donnernde Hufe herangesprengt, brüllen die Rinder, knallen mächtig die Peitschen, kreischen und lachen die Mädchen am Ziehbrunnen, dann sind die Ziesel längst verschwunden und nur die dunkle kettenförmige Losung, der scharfe Harngeruch vor der Einfahrt weit draußen verraten dem Kundigen ihr Dasein.

Es sind eine ganze Reihe von Zieselbauen da draußen unter den wehenden Gräsern der Steppe, unter Feldern von gelben Flocken- und blauen Glockenblumen. Ein Häufchen ausgeworfener Erde liegt vor jedem, die Nahrung wächst direkt vor der Türe: Hufeisenklee, gewöhnlicher Wiesenklee mit roten oder weißen Köpfchen und andere Kleearten mehr, die alle das Ziesel gerne frißt.

Stephalusky. *Lamsdorf, April 1910.*

Ziesel, längs eines Schützengrabenauswurfs flüchtend.

Fingerkraut, Sandveilchen und Wicke überziehen den Boden und die blaue Kugelblume, aus denen die Zikaden flirrend im weißen Glast aufspringen, wo die Wanderheuschrecke sich in dunklen Schwärmen niederläßt. Noch ist es aber nicht Sommer. Die Federgrannen des árvalcányhay sitzen noch auf grünen Stengeln, nur vereinzelt löst sich hin und wieder eine Silberfahne und zieht durch die Luft, ihrem Schicksal entgegen.

Stephainsky. *Lamsdorf, April 1910.*

Ziesel, Männchen machend und die Umgebung musternd.

Das Ziesel hat im tiefliegenden Kessel acht Junge aufgebracht, nackt, blind und unförmig. Dreißig Tage dauerte die Tragzeit, die das Weibchen plump und langsam machte — manch eines kam nicht mehr zurück zum tiefgegrabenen, grasgefütterten Kessel. Der Trappe verfolgte es, oder der Falke erspähte es von oben, wenn es mit der schweren Tracht der Einfahrt zustrebte. Als aber der Juni ins Land ging und heißer Wind über das trocken rauschende Gräsermeer fuhr, war doch manches Junge groß geworden. Der Juhász sah sie des Abends vor ihren Löchern spielen, im Weizenfeld richteten sie mit den Alten bösen Schaden an. Sie kamen in

Digitized by Google

die Gemüſefelder und fraßen, was ihnen da behagte, Hülſenfrüchte, Wurzeln und Rüben. Sie nahmen den kleinen Bodenvogel, den ſie nackt im Neſte fanden und fraßen ihm das Gehirn aus und machten ſich über das Gehecke der Feldmaus her. Dann blieben ſie wieder in der Steppe und nährten ſich von Gras und Kräutern, Vogelwegetritt und wildem Klee, ſo wie es ihnen eben gefiel.

Stephainsky. *Lamsdorf, April 1910.*

Ziefel.

Sie hielten ſich noch zu den Alten und lernten von denen: Futter finden und Vorſicht üben, locken und auf den Warnpfiff hören, Reinlichkeit und die Kunſt des Grabens.

Als der Juhász einmal ein Stückchen Maisbrot vor den Akazien hatte liegen laſſen, da ſetzten ſie ſich davor, da es nahrhaft und gut nach Körnern ſchmeckte, ein blankes Stückchen Silberblech von ſeinem Gürtel gefiel ihnen ſo, daß ſie es in den Bau ſchleppten. Was freilich dem Juhász keiner glaubte. Er hatte ſie aber wohl beobachtet, an manchen Tagen, wenn er die Schafe treiben ließ und im ſpärlichen Schatten der Bäume lag,

Digitized by Google

Stephainsky. *Feldmark Klauschnitz, April 1910.*

Ziesel, nach starkem Gewitter den Bau, der unter Wasser steht, verlassend.

die Rohrpfeife hatte er vergessen, verloren — aber an die blonde Ilonka dachte er immer noch. — Gespenstisch war die Steppe geworden mit knisternden Gräsern und bleichen Blumenleibern, ausgetrockneten Seen, die ein weißer Salzring noch in ihrer Ausdehnung zeigte, mit rötlich-weißem Himmel und bösen Sandwirbelstürmen, die die Herden auseinander trieben und den Flugsand weithin trugen, daß er alles verschüttete, Sanddünen aufwarf, wo gestern flaches Land gewesen, und die Steppe ihr Heimatgesicht verlor — armer Juhász!

Schwer hernieder drückt der Sommersonne Brand,
Schattenlos und öde liegt das weiße Land.
Nimmer hat den Frühling es gekannt!
Nimmer werd' dein Name mir genannt!

Die Geige klagt es, die Geige wimmert vom Ziehbrunnen herüber. Der Juhász hört es, aber er ist stumm — ihm geht ein ander Lied durch den Kopf: „Gebt den Lohn mir, Herr, und laßt mich wandern."

Denselben Abend noch geht er zum Herrn der Tanya, seinen Abschied nehmen.

* * *

Gewitter in der Steppe! Will die Welt untergehn? Will der unzufriedene Herr der Mächte in einer Riesenwoge ersticken, was er in Jahrtausenden erschuf? Will er, all der Notdurft einmal überdrüssig, Schlamm und Schmutz der Erde mit einer Riesenwelle hinwegwaschen?

Stephainsky. *Feldmark Klauschnitz, April 1910.*

Ziesel, nach starkem Regen, der alle Röhren gefüllt, vergebens Unterschlupf suchend.

Die Steppe, das Ödland von gestern, ist ein See. Sie hat zu trinken. Und sie saugt und saugt — in handbreite Risse und Schlünde hinein trinkt sie. Nun hat sie mehr als genug. Handhoch steht das blinkende Wasser über dem Boden.

Was noch nicht dem Sonnenbrand zum Opfer gefallen war, erholt sich. Kleine Oasen entstehen, die Kriechweide sprießt, nachdem das Wasser eingesickert, überzieht ein violetter Blütenteppich die salzhaltigen Stellen des Bodens.

Den Zieseln war es schlecht gegangen während der letzten Tage. Im Bau unter der Erde, auf der Futtersuche unterwegs hatte der Platzregen sie überrascht. Triefend naß mit zusammengeklebtem, mißfarbigem Pelz liefen sie obdachlos auf den Feldern umher, flüchteten aus der Steppe nach der Tanya hin, in die Mais- und Weizenfelder. Aber der Sturm riß Blätter und Garben auseinander, der Regen peitschte sie zu Boden, und stürzte, sauste und rauschte in harten Massen hernieder auf die schutzlosen Tiere. Als das Gewitter endlich nachließ, standen die Röhren und Kessel voll Wasser. Mancher hilflose Jährling ertrank, die älteren Tiere flüchteten die kleinen, dürftig mit Grün überwucherten Sandhügel hinan, andere irrten tagelang umher, und fielen schließlich ermattet, zu Tod erschöpft irgendeinem Feind zum Opfer.

So wurde die Zahl der Nachkommenschaft noch gemindert und dem Tanyenbesitzer war das recht.

Die Ziesel dachten unterdessen an den Herbst, sie fühlten ihn kommen und fingen an in den Getreidefeldern die Backentaschen zu füllen und nach

Stephainsky. *Feldmark Klauschnitz, April 1910.*

Zieſel, nachdem es lange Männchen gemacht, in ſich zuſammengeſunken.

Hauſe zu tragen. Sie machten es dabei wie die Hamſter, und biſſen den Halm am Grunde ab, denn klettern wie die Mäuſe können ſie nicht, dazu verſtehn ſie ſich nur in der Not. Wär' es nicht um den Schaden, den ſie anrichten, weil ſie ſo viele ſind — die Jungen werden nächſtes Frühjahr ſchon ihr Weibchen treiben und in jedem Keſſel werden fünf bis acht Kleine liegen — ſo möchte man ihnen gerne was gönnen. So lieblich und friedlich iſt das Bild: im goldbraunen Weizen die ſauberen, glattgekämmten gelbbraunen Tierchen zu beobachten mit zutraulich-blickenden Schwarzaugen, immer adrett und glänzend, geſchäftig und munter, bald vorſichtig, dann ſicher in träumender Ruhe: wie ſie Männchen ſtehen mit hängenden Pfötchen und boshafter, halboffner Roſaſchnauze, verdächtigen Pausbacken. Dann wieder emſig nagen, zufrieden ſpeiſen, ganz unnötig den ſpiegelglatten Pelz kämmen, oder auch den vom Nachbarn, der eben nahgekommen. Spielen und ſich zanken, locken und warnen, mit prüfender Schnauze und niedrig geſtelltem Körper weiter ſchleichen, wobei es den am Ende buſchigen Schwanz geradeaus trägt, dann wieder huſchen ein Stückchen weit wie ein Hörnchen, oder wie ein Haſe ohne Löffel hinter dem Fraß ſitzen.

Hätte der Herr der Tanya ſie einmal ſo geſehen, er würd' es dem Juhász nimmer verargt haben, daß er keines mehr fing, ihnen nimmer nachſtellen mochte mit Fallen und Waſſer.

Der war überhaupt rein verdreht, der Juhász ſeit der Geſchichte mit der Ilonka — „bolond" war er! Gut, daß er ging. Ach was Zieſel! Zigeunerbraten!

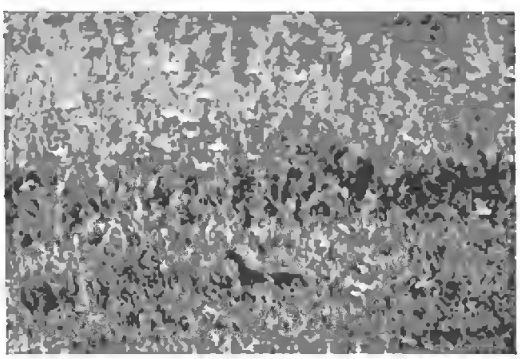
So ſagte der Herr.

Viele von den Zieſeln haben aber doch das Ihrige eingebracht und ſind zufrieden: wenn der Herbſt erſt recht da iſt und über die Steppe tanzt, iſt der Bauch fett und die Vorratsröhre voll, vom Lagerplatz aus die neue Röhre gegraben und die alte verſtopft, der warme Keſſel bereit. Bis dorthin iſt die Familie zuſammengeblieben, jetzt trennt ſich jung von alt, es ſetzt ſich jeder in ſein eigenes Neſt und zehrt vom eigenen Vorrat.

Nicht lange mehr. Bald iſt die Pußta weiß, die Schneeſtürme wehen, und verwehen Weg und Steg. Dann hat ſich das Zieſel eingerollt und iſt ganz kalt und ſteif, daß man's für tot halten möchte.

Auf der Stirne ſteht es, den Körper zum Kreis gebogen, und ſchläft — wie ein Murmel ſo tief.

Schnee iſt ſchon recht. Er hält den Boden warm und dicht, er hilft dem Zieſel durch den Winter. Aber die Näſſe tötet viele, wenn ſie in den Bau eindringt und die Schlafenden überraſcht. Es iſt dafür geſorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachſen und der Zieſel nicht zu viele werden in der Steppe.



M. Stecket. *Lamsdorf, August 1909.*

Zieſel.

Digitized by Google

Der Eisbär.

1. Im Eismeer.
Von Alf Bachmann-München.

2. Der Bär.
Von Alfred Leverkus-Leverkusen a. Rh.

1. Im Eismeer.

Schwere, dunkelschiefergraue Wolken, formlos und ohne jede Schattierung, bedecken den Himmel ringsum. Bis in die weiteste Ferne ist das Meer mit langsam treibenden Eismassen bedeckt, die auch dort, wo sie als ein Gewirr von wild übereinander geschobenen Schollen in phantastischen Haufen hoch über den Horizont hinausragen, überall weiche, abgerundete Formen zeigen. Tiefer Neuschnee, bei Windstille gefallen, liegt wie eine dicke, lose Federdecke darüber und duldet keine Kante, keine Spitze. Dunkelschwarzgrünlich schimmert das Meer in den Wacken und Kanälen, die sich hie und da hindurchziehen durch die unübersehbaren Eisfelder. An einer Stelle hat sich das Eis frisch übereinander geschoben, und die geborstenen Schollen bilden eine kleine, schneefreie Höhle von zauberhafter Schönheit. Aus all dem trostlosen Grau-Weiß-Grün der Landschaft schimmert da heraus ein Grünblau von edelsteinartiger Wirkung und vollendeter Reinheit der Farbe. Fern im Süden unterbricht eine Reihe hoher, weißer Bergspitzen die Horizontlinie. Dazwischen schwarze Kegel, Felsen über Felsen getürmt. Kein Windhauch regt sich, jeder Laut ist weithin vernehmbar; und wie man nicht zu sagen vermöchte, wie weit die dunklen Felsenmassen entfernt sind von unserem Auge, so vermag das Ohr nicht zu unterscheiden, ob das polternde Krachen des Eises, das ab und zu die Stille unterbricht, um dann leise nachtönend, schläfrig zu verhallen, aus der Nähe kam, oder ob es die reine Luft aus der Ferne zu uns herübertrug. Nun ist's wieder still wie vordem. Da ertönen von fernher menschliche Laute. Ein kurzes Kettenrasseln, dann ein sich oftmals wiederholendes Krachen, wie wenn mit einem Beil auf etwas sehr Hartes geschlagen wird, das endlich nachgibt. Dazwischen zweistimmiges Hundegebell. In der Richtung, woher diese Laute kommen, zieht sich dünner, schwarzer Rauch gerade in die Höhe. Das Schiff, von dem er aufsteigt, ist kaum zu entdecken; es ist weiß gestrichen, auch das Segel ist weiß, es hängt schlapp herunter, im Topp ist eine Tonne angebracht. Es ist eine Fangs-Jacht, die zum Beginn des Frühlings hinaufgesegelt war nach Norden, um Walrosse und Robben, Renntiere und Eisbären zu erlegen.

Aus der Richtung des Schiffes kommen drei schneeweiße Elfenbeinmöwen geflogen. Die eine läßt sich auf eine Erhöhung des Eises nieder, die anderen

Digitized by Google

A. Leverkus, Leverkusen. *Nord-Ost-Grönland-Expedition 1907.*

Mitternachtssonne im ewigen Eis.

umkreisen sie mit sanftem, schwebendem Fluge — ein herrliches Bild! Mit ihrer zirpenden Stimme rufen die zierlichen kleinen Vögel jedesmal, wenn neue Ankömmlinge sich nähern. Bald sitzen wohl 20 Stück beisammen. Sie haben gut gefrühstückt. Während die Fangfischer einem Dutzend grönländischer Seehunde das Fell über die Ohren zogen, schlangen die Möwen das Blut hinab und die Abfälle. Die Polarsturmvögel, die ihnen schüchtern Gesellschaft leisteten, plätschern noch in der Nähe des Schiffes umher.

Die Nacht bricht herein, die geheimnisvolle halbhelle Sommernacht. Die dichte, tiefliegende Wolkendecke verhüllt das Licht des Himmels so sehr, daß alle Helligkeit nur von der Schneedecke auszustrahlen scheint, deren Einzelheiten in der Ferne in unbestimmtem, trügerischem Halbdunkel verschwimmen. Das Wasser ist ganz still geworden, und der grau-schwarze Ton des Himmels spiegelt sich noch dunkler, mit einer grünlichen Beimischung, in dem weiten, offenen Wasserbecken wider. Die Geräusche auf dem Schiffe sind verstummt, die Möwen sind fortgeflogen.

Digitized by Google

A. Leverkus, Leverkusen. *Nord-Ost-Grönland-Expedition 1907.*

Packeis, das Revier des Eisbären.

Was ist das für ein sonderbarer, heller Streifen, der, von der Eiskante ausgehend, sich im offenen Wasser entlang zieht? Länger und länger wird er jetzt, bewegt sich langsam der gegenüber liegenden Eiskante zu, dorthin, wo die gefräßigen Seevögel heute in Robbenblut und Robbentran schwelgten. Wie das Kielwasser eines kleinen, flachen Bootes sieht's fast aus, das ohne Ruder dahingleitet. Lautlos kommt es näher. Eine länglichspitze, gelblichweiße Masse ist's, die kaum über dem Wasserspiegel hervorragt, und dicht dahinter eine ebensolche, kleinere. Jetzt ist das gegenüber liegende Packeis erreicht; ein langer, spitzer Kopf schiebt sich hinauf, zwei riesige Pranken folgen, und mit einer geschmeidigen, kraftvollen Bewegung schwingt sich ein gewaltiger Eisbär auf die schneebedeckte Fläche. Im nächsten Augenblicke steht auch sein Junges, ein kleines, weißes Ding, so groß wie ein großer Schäferhund, neben ihm. Die Mutter streckt den sonderbaren, langen Hals weit vor, berührt ihr Kindchen leise mit der Schnauze und wendet dann den Kopf dem Robbenschlachtplatz zu, lange und vorsichtig Wind holend. Gelb leuchtet das zottige Haar der Alten, so gelb wie eine zerbrochene, schmutzige

Digitized by Google

A. Leverkus, Leverkusen. *Nord-Ost-Grönland-Expedition 1907.*

Schwimmender Eisbär.

A. Leverkus, Leverkusen. *Nord-Ost-Grönland-Expedition 1907.*

Wo die Bären leben.

Eisscholle. Das Pelzchen des Jungen ist so rein und schön, wie der frischgefallene Schnee, auf dem es steht. Jetzt steigt die Alte auf eine Erhöhung und blickt sich um; jeder Schritt, jede Bewegung wird von ihrem Sprößling nachgemacht. Den Hals tief aufs Eis gesenkt, steigen jetzt beide wieder herab und mit schweren Schritten geht's weiter über die weiße Fläche; ab und zu machen sie halt, die Mutter schnaubt und schnüffelt und wendet die tiefschwarze Nase nach ihrem Kleinen um, und dann verschwinden die hellen, elastischen Gestalten lautlos hinter hoch aufgetürmten Eisschollen und setzen ihren Weg fort in der Richtung, woher der verlockende Blutdunst gezogen kommt, der die beiden herrlichen Raubtiere von weither anlockte.

Inzwischen hat sich die Wolkenschicht hie und da etwas gelichtet. Ein leiser Wind zieht über Eis und Meer dahin, schwach schimmert im Zenit der helle Nachthimmel bläulich hindurch. Kein Rauch steigt mehr auf von dem fernen Schiffe, die Leute schlafen fest in ihren mit Seepapageifedern gestopften, bunt überzogenen Betten, die nach Tran, Teer und Kautabak duften, die beiden Hunde liegen zusammengeringelt auf Deck. Der Schiffsjunge hat seine

Lieblinge mit einem Segel zugedeckt und ihnen den Reſt ſeines Blutpfannenkuchens geſchenkt, weil er ihn nicht mehr eſſen konnte. Die Eisbären haben Glück: der Wind, der ihnen die Einladung zu der herrlichen Mahlzeit überbrachte, iſt liebenswürdig genug, den Hunden ihre Anweſenheit nicht zu verraten, und ſo verzehren Mutter und Tochter ſchmatzend und leiſe brummend die köſtlichen Eingeweide der Robben, die Menſch und Vogel nicht mehr bewältigen konnten.

— „Von Rechts wegen gehören uns ſo wie ſo alle Robben, die um den Nordpol herum leben," ſagt die Eisbärmutter auf dem Heimwege zu ihrem ſchneeweißen Töchterchen im Bewußtſein ihrer überlegenen Kraft und ihres hohen Standes.

Es iſt Mitternacht. Wundervoll roſa beſchienen ziehen die letzten Wolkenfetzen hoch am Himmel dahin. Eine lange violette Nebelbank liegt im Norden und in herrlichem Orangerot leuchtet der Sonnenball wie eine Kugel aus glühendem Golde herüber über die weiten Eis- und Schneefelder, ſpiegelt ſich zitternd in langem Streifen im offenen Waſſer und jede Erhöhung, jede hervorragende Eisſcholle ſchimmert myſtiſch im weichen, alles vergoldenden Lichte. Und über dem Sonnenball löſt ſich der feine Nebeldunſt in ein klares Gelb auf, das weiter hinauf durch ein zartes, leuchtendes Grün in ein Blau übergeht von einer Tiefe, Leuchtkraft und Durchſichtigkeit, wie ſie nur in der weiten Polareinſamkeit entſtehen konnte, in der jedes Gefühl des Irdiſchen ſich auflöſt in unſagbarer Reinheit.

A. Leverkus, Leverkusen. Nord-Ost-Grönland-Exped. 1907.

Bärin mit zwei Jungen,
ca. 30 Meilen von der Küſte im typiſchen Packeis.

Digitized by Google

A. Leverkus, Leverkusen *Nord-Ost-Grönland-Expedition 1907.*

Eisbärenfamilie auf dem Eise.

2. Der Bär.

Der Eisbär, Ursus maritimus L. oder Thalassarctos polaris Gray, gehört zu den größten Vertretern seiner Gattung, der Großbären, und kommt, wie allgemein bekannt sein dürfte, nur in den nördlichen Polarregionen, der Arktis, vor, während er in der Antarktis, am Südpol, nicht angetroffen wird.

Aber nicht allein seine Größe und sein einheitlich weiß gefärbtes Fell, seine „Decke" oder „Haut", unterscheiden ihn von seinen Gattungsgenossen, sein ganzer Körperbau, sein spitzer Kopf, der lange, gestreckte Hals und die außerordentliche Schwimmfähigkeit, welche noch durch die breiten Branten und die sich zwischen den Zehen derselben befindenden Schwimmhäute erhöht wird, lassen ihn von den übrigen Großbären so abstechen, daß man ihn neuerdings zu einer eigenen Gattung erhoben hat.

Was die Größe der Eisbären angeht, so ist dieselbe bei Bär und Bärin sehr verschieden. Auf einer 1907 unternommenen Jagdexpedition, auf welcher 44 Bären beobachtet und 7 halbjährige Junge gefangen, sowie 23 meist ausgewachsene Bären geschossen wurden, wurden die letzteren gewissenhaft sofort nachdem sie gestreckt waren, auf der rechten Seite liegend, gemessen. Während die Bären hierbei 2,32 bis 2,60 Meter Länge ergaben, zeigten die Bärinnen nur Maße von 198 bis 213 Zentimeter. — Die Widerristhöhe betrug bei den Bären zwischen 107 und 142 Zentimeter, bei den Bärinnen 106 bis 115 Zentimeter. Dabei waren die Bären meistens etwas überbaut, d. h. die Kruppe war höher als der Widerrist, während dies bei den Bärinnen nicht der Fall war. Junge Bären im zweiten Jahre hatten fast die Größe des sie begleitenden Muttertieres erreicht.

Daß alte Hauptbären eine Länge — von Fang bis Bürzel (also von Schnauzenspitze bis Schwanzende) gemessen — von 285 Zentimeter und vielleicht noch etwas mehr erreicht haben, ist eine bekannte Tatsache, doch gehören diese Größen schon zu den Seltenheiten.

Obengenannten Maßen entspricht natürlich auch das Gewicht, welches nach Drygalski 500 bis 750 Kilogramm betragen soll und absolut nicht zu hoch gegriffen ist, wenn man bedenkt, daß John Roß einen Bären von 240 Zentimeter Länge mit 1131,50 Pfund gewogen hat. Es würde gut und interessant sein, die Gewichte einmal mittels Wage festzustellen.

Das weiße Fell des Bären sieht übrigens gegen den Schnee schmutziggelb aus und der Umstand, daß die Decke der jungen Tiere ein reineres Weiß zeigt, hat zu dem Schluß geführt, daß die tranige Nahrung den gelblichen Ton bei ausgewachsenen bzw. älteren Tieren hervorruft. — Man kann daher einen Eisbären auf mehrere Kilometer Entfernung mit bloßem

Auge im Eiſe „ausmachen." Das Fell des Tieres iſt im Sommer, wie bei allen Tieren, nicht ſo dicht wie im Winter, dafür aber das einzelne Haar namentlich an den Branten und Beinen, ſowie am Unterleib ſehr lang. Im Auguſt beginnt ſchon der Haarwechſel am Kopf und Nacken und tritt nun, an Stelle der langen ſträhnigen Sommerhaare, das weichere, kürzere, aber weit dichtere Winterkleid. —

A. Leverkus, Leverkusen. *Nord-Ost-Grönland-Expedition 1907.*

Bärin mit Jungen.

Ausgerüſtet mit den allen großen Raubtieren gegebenen Waffen, den Branten und dem Gebiß, bei fabelhafter Stärke, iſt der Bär natürlich der Beherrſcher der Polargebiete, der König der Eisregion und einzig das Walroß iſt das Tier, dem er — im Waſſer wenigſtens — nichts anhaben kann.

Wie ſchon vorhin bemerkt, kommt der Eisbär nur in der Arktis vor, doch hier in einzelnen Gegenden häufiger, z. B. Franz Joſephs-Land und Grönland. — Man kann wohl nach den Nordpolexpeditionen der letzten Jahre annehmen, daß er rund um den Nordpol anzutreffen iſt und im

Winter, wenn das Eis hoch im Norden zufriert und den Robben wenig Waſſer und Luftlöcher läßt, mit jenen nach Süden zieht, wo günſtigere Eisverhältniſſe Seehunden und anderen Robben angenehmere Lebensbedingungen bieten. So ſind denn auch Eisbären im Winter ſogar bis nach Nord-Island gekommen, während ſie bei und auf Jan Mayen zu der kalten Jahreszeit häufig erlegt werden.

A. Leverkus, Leverkusen. *Nord-Ost-Grönland-Expedition 1907.*

Eisbärenfamilie, ins Waſſer gehend.

Die rieſige Körperkraft und Ausdauer, welche die Tiere meilenweite Schwimmtouren zu machen befähigt, läßt ſie Hunderte von Kilometern von der Küſte entfernt, völlig außer Sichtweite derſelben, auf dem Eiſe ihrem Raube nachgehen, auf welchem, wie ſchon geſagt, nur Robben, — denn der Speck derſelben iſt ſeine Lieblingsſpeiſe, — in Betracht kommen. Mit Vorliebe legt ſich der Bär an Eishügeln nieder, um ſein Revier beſſer überſehen zu können. Er richtet ſich ſogar auf den Hinterbranten auf, um weiter zu äugen. Hat er irgendeine Robbe erſpäht, die z. B. am Rande eines Eisfeldes liegt, ſo birſcht er unter Berückſichtigung des Windes ſein Opfer

Digitized by Google

an, läßt sich wohl auch ins Wasser gleiten und rinnt – schwimmt – an dem erhöhten und von der Dünung etwas unterhöhlten Eisrand lautlos näher, bis er, schließlich nahe herangekommen, mit blitzschnellem und sicherem Brantenhieb seine Beute vom Wasser aus faßt und tötet. 1907 wurde in dem Magen eines gestreckten ausgewachsenen Bären ein ganzer Seehund gefunden, von welchem höchstens Kopf und Rückgrat übrig geblieben sein müssen, denn selbst die Schwimmflossen mit den Krallen wurden noch halbverdaut vorgefunden. Die Speck- und Fleischstücke der Robbe waren ungefähr 5 bis 8 Zentimeter lang und 2 bis 3 Zentimeter breit und dick, ein Zeichen, daß Meister Petz sich bei der Mahlzeit ziemlich geeilt haben mußte. Findet der Bär auf dem Treib- und Packeise seine gewöhnliche Nahrung nicht, so zieht er sich nach der Küste zu und räumt dann zwischen Renntier und Moschusochsen, Füchsen, Schneehasen und Lemmingen auf, und verschmäht selbst nicht einmal Flechten, Gräser und Tange.

Es ist natürlich, daß der Eisbär durch ungünstige Eisverhältnisse, tage- und wochenlang andauernde Nebel und Stürme zuweilen auf lange Zeit zum Fasten verurteilt ist. Er zehrt in dieser Zeit, wo Schmalhans Küchenmeister ist, von seinem Speck, welchen er in der Zeit des Überflusses bis zu drei Fingerbreite an seinem Fell, – genau so wie die Robben, – ansetzt.

Die Paarung, in der Weidmannssprache die „Bärzeit" genannt, fällt wohl in den Mai und Juni, wenigstens ist dies nach den Beobachtungen einer der letzten Polarexpeditionen anzunehmen. Auch konnte dies aus Narben festgestellt werden, die verschiedene Bären, die Anfang August geschossen wurden, aufwiesen. Es geht daraus hervor, daß auch der Eisbär, wie alle Tiere in dieser Zeit, aufgeregt wird und der Paarung heftige Kämpfe unter den Nebenbuhlern vorausgehen. Gleich nach derselben gehen Bär und Bärin wieder ihre eigenen Wege. Der Bär führt ruhelos den Kampf ums Dasein in den unendlichen Revieren, hält im Gegensatz zum Ursus arctos keinen Winterschlaf. Die trächtige Bärin schlägt sich ein und läßt sich völlig einschneien. Während ihres Schlafes zehrt sie von dem angesetzten Speck und wirft dann Ende Januar oder Anfang Februar ein bis zwei, selten auch drei Junge. Die normale Zahl, also diejenige, welche am meisten angetroffen wird, ist zwei. Mit rührender Liebe hängt die Mutter an ihren Kleinen und hegt und pflegt sie bisweilen noch im zweiten Jahre. So wurden 1907 mehrere Bärinnen angetroffen, welche Junge im zweiten Jahre, nie aber Muttertiere, welche ein- und zweijährige Junge zu gleicher Zeit führten. Es entsteht da natürlich die Frage: Widmet sich die Bärin der Fortpflanzung nur alle zwei Jahre oder pflegt sie die Jungen so lange, bis sie wieder trächtig geht und sich einschlägt? Das letztere ist anzunehmen. –

Daß der Eisbär mit seinem furchtbaren Gebiß und seinen 6 bis 8 Zentimeter langen Krallen ein gefährlicher Gegner werden kann, wird wohl

A. Leverkus, Leverkusen. *Nord-Ost-Grönland-Expedition 1907.*

Bärin ihre Jungen führend.

Digitized by Google

niemand bezweifeln; dieſe Gefährlichkeit wird aber im allgemeinen bedeutend überſchätzt und iſt namentlich in früheren Jahren von ſenſationslüſternen Leuten übertrieben worden.

Es iſt eine bekannte Tatſache, daß der Menſch ſich bei allen mit gewaltigen Kräften und Waffen ausgeſtatteten Raubtieren einer reſpektvollen Hochachtung erfreut, ſolange man es nicht mit ausgehungerten oder „an-

A. Leverkus, Leverkusen. *Nord-Ost-Grönland-Expedition 1907.*

Rinnender Eisbär.

geſchweißten" — verwundeten — Stücken oder griesgrämigen Einzelgängern zu tun hat. Vorausgeſetzt natürlich, daß man ihnen bei Tage begegnet. Dasſelbe gilt vom Eisbären.

Selbſtverſtändlich gibt es aber auch Ausnahmen — dieſelben beſtätigen ja die Regel — und viele Forſcher wiſſen von Unglücksfällen zu berichten, welche ſich auf Polarexpeditionen uſw. ereigneten.

In den letzten Jahrzehnten ſind ſolche, wohl infolge der modernen wirkungsvolleren Schußwaffen, ſeltener geworden.

Digitized by Google

Dr. Lindemann und Dr. Finsch erzählen in ihrer Volksausgabe der zweiten deutschen Nordpolfahrt zwei Erlebnisse, welche hier wiedergegeben zu werden verdienen und das Gebaren einiger völlig unbeschossenen Tiere wiedergeben:

„Am 10. Januar (1870) war der Maschinist Krauschner, welcher täglich zweimal mit einem Schlitten den Schneebedarf für den Schmelzapparat lieferte, von einem Eisbären bedrängt worden. Viel ernster aber gestaltete sich die Lage, in welche kurze Zeit darauf einer unserer Matrosen geriet. Theodor Klentzer hatte am Vormittage des 13., zu der Zeit, wo die Leute draußen beschäftigt waren oder spazieren gehen mußten, auf eigne Hand einmal den Germaniaberg bestiegen, um die Landschaft in dem so hell werdenden Mittagslichte zu betrachten. Oben angelangt setzt er sich auf einen Felsen und singt wohlgemut ein Lied in die stille, klare Luft hinaus. Als er einmal hinter sich sieht, steht nur wenige Schritte von ihm ein großer Bär, der sich mit ernster Miene den Fremdling betrachtet. Nun war unser ‚Theodor' ein ebenso ruhiger und entschlossener, wie kräftiger Mann, und es wäre unter anderen Umständen an der Sache nichts Besonderes gewesen; der Bär stand wunderschön zu Schuß und konnte nicht so leicht gefehlt werden, aber — Klentzer war vollständig unbewaffnet und hatte nicht einmal ein Messer!

Unbegreiflich! Nicht wahr? da doch erst vor wenigen Tagen ein Bär beim Schiff gesehen war! und, wie Oberleutnant Payer einmal schreibt, der Bär immer dann kommt, wenn man ihn vergißt. Es läßt sich auch nur durch jene fatalistische Sorglosigkeit erklären, die nun einmal den Matrosen eigen, durch jenen im übrigen nicht zu verachtenden gänzlichen Mangel an Bangigkeit (wie wir es zu nennen pflegen), sowie durch den Umstand, daß bis jetzt fast alle Bären vor uns ohne weiteres geflohen waren und den Matrosen noch keinen rechten Respekt eingeflößt hatten.

Also Klentzer sieht sich unbewaffnet und allein, weit von den Kameraden entfernt, dem Bären gegenüber. Flucht ist die einzige, wenn auch sehr zweifelhafte Rettung, und schon kommt ihm der verwegene Gedanke, sich auf gut Glück den steilen Gletscherabfall hinabzustürzen. Doch wählt er lieber den sanfteren Hang seitwärts und beginnt eiligst den Berg hinabzulaufen. Als er sich nach einiger Zeit umsieht, trottet der Bär wie ein großer Hund gemächlich in einiger Entfernung hinterdrein. So geht's eine Zeit lang bergab, so schnell es das Terrain erlaubte. Machte Klentzer einmal halt, so stand der Bär auch still, ging er vorwärts, so folgte der Bär langsam, und begann er zu laufen, so lief in demselben Tempo auch der Bär. So waren die beiden schon ein gut Stück vorwärts gekommen, und Klentzer dachte ernsthaft an Rettung, als dem Bären die Sache langweilig werden mochte und er sich näher an die Fersen des Verfolgten hielt. Das wurde unserem

Digitized by Google

Manne nun doch zu unheimlich und er begann, um das Tier zu erſchrecken oder um Hilfe zu erhalten, ein ſtarkes Geſchrei, dabei immer vorwärts ſtürzend. Der Bär aber, nur im erſten Augenblick etwas verdutzt, ſchien dadurch noch mehr gereizt zu werden und rückte dem Fliehenden immer näher, ſo daß dieſer in der Tat den heißen Atem des Ungetüms zu fühlen glaubte. In dieſer ſchrecklichen Lage fiel ihm — es war das vielleicht ſeine

A. Leverkus, Leverkusen. *Nord-Ost-Grönland-Expedition 1907.*

Im Waſſer.

Rettung — die bekannte Bärengeſchichte ein, die er erſt ganz vor kurzem ſich hatte erzählen laſſen, in welcher nämlich der Verfolgte ſich dadurch rettet, daß er dem Bären Kleidungsſtücke vorwirft, bei deren Unterſuchung ſich das Tier ſo lange aufhält, bis Hilfe herbeikommt. Klentzer zieht alſo immerfort laufend ſeine Jacke aus und wirft ſie hinter ſich. Und ſiehe da, die Liſt hilft: der Bär bleibt ſtehen und beginnt eine nähere Unterſuchung der Jacke, die er beſchnüffelt und hin- und herzerrt. Klentzer faßt neuen Mut, ſtürzt weiter den Berg hinab und ſtößt aus voller Kehle ein Geſchrei um

Digitized by Google

Hilfe aus, das weithin durch die ſtille Gegend ſchallt. Aber nur zu bald iſt der Bär ihm wieder auf den Ferſen und er mußte ihm noch Mütze und Weſte vorwerfen, wodurch abermals einiger Vorſprung gewonnen wird. Jetzt ſieht Klentzer, wie ihm Rettung naht und wie mehrere übers Eis her zu ihm hineilen. Mit Aufgebot ſeiner letzten Kräfte läuft und ſchreit er weiter — aber alle Hilfe ſcheint vergebens, denn immer eiliger naht wieder der Verfolger und er muß das letzte, was er hat, ſeinen Schal nehmen, den er dem Ungeheuer gerade übers Geſicht wirft. Der Bär jedoch, durch das Geſchrei von neuem erregt, wirft denſelben verachtungsvoll mit einem Ruck des Kopfes zurück und dringt immer begehrlicher auf den Wehrloſen ein, der ſchon die kalte ſchwarze Schnauze an ſeiner Hand fühlt. Jetzt ſcheint Klentzer alles verloren: er weiß keinen Rat mehr und kommt nun auf den wunderbaren Gedanken, mit ſeinem ledernen Leibriemen dem Bären die Kehle zuzuſchnüren. Starr blickt er in die erbarmungsloſen Augen der Beſtie, eine kurze Pauſe der Verzweiflung tritt ein, da — wird der Bär ſtutzig, ſeine Aufmerkſamkeit ſcheint ſeitwärts abgelenkt und im nächſten Augenblick macht er ſich in vollem Galopp davon. Das Geſchrei der vielen zu Hilfe Eilenden hatte ihn offenbar erſchreckt und ſo mochte er es doch wohl für das Klügſte halten, das Weite zu ſuchen. Klentzer war wie durch ein Wunder gerettet."

Einen etwas böſeren Verlauf nahm etwa zwei Monate ſpäter auf derſelben Expedition folgendes Erlebnis:

„ ... Am 7. März ſollte die große Schlittenreiſe nach Norden aufbrechen, als am Abend vorher ein Ereignis eintrat, demgegenüber zunächſt jedes andere Intereſſe bedeutungslos erſcheinen mußte.

Eine Viertelſtunde vor 9 Uhr Abends war Dr. Börgen hinausgegangen, um eine Sternbedeckung, deren Austritt kurz vor 9 Uhr ſich ereignen ſollte, zu beobachten und zugleich die meteorologiſchen Ableſungen zu beſorgen. Eben im Begriff ans Land zu gehen, begegnete ihm Kapitän Koldewey auf dem Eiſe; die beiden ſprachen noch einen Augenblick, worauf der eine ans Land, der andere in die Kajüte ging. Als Börgen auf dem Rückwege vom Obſervatorium bei dem Thermometerkaſten, 50 Schritt vom Schiffe, angelangt war, vernahm er ein Geräuſch links neben ſich und gewahrte einen auf ihn eindringenden Bären.

Der Angriff geſchah ſo plötzlich und ſo raſch, daß Börgen vom Gewehr keinen Gebrauch zu machen vermochte, ja nachher nicht einmal zu ſagen vermochte, wie derſelbe ausgeführt wurde, ob ſich der Bär aufgerichtet und ihn mit den Tatzen zu Boden geſchlagen, oder ihn umgerannt habe. Die Art einiger Verletzungen (eine Quetſchung und ein tiefer Riß am linken Ohr) läßt jedoch auf erſteres ſchließen. Das nächſte, was Börgen fühlte, war das Eindringen des Gebiſſes in die Kopfhaut, die nur mit einer dünnen

A. Leverkus, Leverkusen. *Nord-Ost-Grönland-Expedition 1907.*

Rinnende Bärenfamilie. Bärin mit zwei halbjährigen Jungen.

Tuchkapuze bedeckt war. Der Bär bemühte sich, wie er es mit Seehunden gewohnt ist, den Schädel zu zerbrechen, an welchem jedoch die Zähne nur knirschend abglitten. Ein Hilferuf verscheuchte das Tier für einen Augenblick, es kehrte aber sofort zurück und biß noch mehrmals in den Kopf, und daß gerade hier der Rachen des Raubtieres nicht vernichtender gewirkt, läßt vermuten, daß dasselbe ein noch nicht völlig ausgewachsenes Tier war. Die Hilferufe waren indes vom Kapitän, der seine Absicht zur Koje zu gehen, noch nicht ausgeführt hatte, gehört worden, er eilte auf Deck, überzeugte sich davon, daß es ein Hilferuf sei, alarmierte die Besatzung und eilte aufs Eis, dem bedrängten Gefährten zu Hilfe. Dem Bären mochte der entstehende Lärm Angst einflößen, er machte sich auf den Weg, um sein Opfer, das er am Kopf gefaßt hielt und das durch ohnmächtige Rippenstöße sich bemühte, ihn zu bewegen, es loszulassen, an einem anderen Orte in Sicherheit zu bringen. Ein Schuß, in der Absicht abgefeuert, das Tier zu erschrecken, erreichte seinen Zweck insofern, als es Börgen losließ und ein paar Schritte zur Seite sprang, doch packte es gleich darauf seinen Arm, und da es diesen nicht gut gefaßt hatte, die rechte Hand, die in einem Pelzhandschuh steckte."

Na, schließlich kommen die Gefährten näher und Börgen, welcher bereits 300 Schritte fortgeschleppt und mehr tot als lebendig vor Aufregung und Erschöpfung ist, wird gerettet. Außer zahlreichen kleinen Bißwunden trug der Überfallene einige 10 bis 15 Zentimeter lange und bis auf den Schädel gehende Wunden davon. —

Solche regelrechten Überfälle durch Eisbären haben sich auch in späteren Jahren noch ereignet, trotzdem muß den Tieren aber im allgemeinen die Gefährlichkeit abgesprochen werden, denn bei den unzähligen Zusammentreffen mit ihnen — werden doch nach Norwegen allein von Robbenschlägern jedes Jahr an die 500 Häute gebracht — ereignen sich derartige oder ähnliche Episoden verhältnismäßig selten. Es ist dabei in Betracht zu ziehen, daß der Bär, hierbei verfolgt und angegriffen, sich eventuell noch seiner Haut wehren muß, bzw. so in die Enge getrieben wird, daß er Front machen muß. Daß er dann aus seiner Reserve tritt und auch einmal zum Angreifer wird, leuchtet jedem sofort ein.

Mehr seines prächtigen Pelzes, seiner Decke oder Haut, als seines Speckes wegen, welch letzterer zur Tranbereitung verwertet wird, verfolgt der Mensch als einziger überlegener Feind unser Raubtier. Selbstverständlich sind auch von ihm, wie den übrigen Pelztieren, die Winterhäute die gesuchtesten und bestbezahlten. Preise bis zu 2000 Kronen für eine schöne große Decke sind keine Seltenheit, nachdem gerade im letzten Jahre die Preise enorm gestiegen sind. Doch kann man in Tromsö oder Christiania, sowie Drontheim auch schon solche von 250 bis 300 Kronen erstehen. Dieses sind dann

natürlich Sommerhäute von kleineren Exemplaren. Die Robbenschläger und die Eskimos stellen ihm also des Gewinstes wegen nach, die letzteren auch um Tran, Fleisch und Fell selbst zu verwerten. — Für die Nordpolexpeditionen ist er ein besonders nützliches Tier, indem er denselben auf ihren Schlittenreisen Hundefutter und Menschennahrung liefert, wofür er sich dadurch zu rächen sucht, daß er die unterwegs angelegten Nahrungsmittel-Depots zerstört. — Er besitzt in der Auffindung und Demolierung derselben geradezu eine Virtuosität und verschont hierbei nichts, zerschlägt Kisten, macht die Konserven unbrauchbar und streut das, was er nicht frißt, umher. So berichtet Achton Friis, Mitglied der Danmark Expedition 1906 bis 1908, von einem Depot wie folgt:

„... Aber als sie dorthin gelangten, zeigte es sich, daß das Depot von Bären zerstört war. Es war nichts davon zurückgeblieben, nicht ein Bissen — eine Schlittenkiste war zerschmettert und der ganze Inhalt war aufgefressen. Nur eine Dose Tee, die mehrere hundert Ellen fort auf den Strand herabgerollt war, ein wenig Pfeffer und Curry hatten die Bären übrig gelassen; alles andere war weg. Blechdosen waren zerkaut, als wären sie aus Papier, und dann wieder ausgespuckt, wenn der Inhalt aus ihnen herausgeschleckt war. In einem Umkreis von ein paar hundert Ellen war der Schnee mit Holz- und Blechstücken von der Schlittenkiste bedeckt."

Nach fünfzehnstündigem Marsch kam die aus drei Mann bestehende Expedition an ein anderes Depot auf Koldewey-Insel und fand dort endlich wieder Proviant, allerdings hatten auch hier die Bären übel gehaust, doch waren einige Kisten intakt.

Verfasser dieses sah 1907 das Depot auf Shannon-Insel, ca. 150 Kilometer von oben erwähnter Proviantniederlage entfernt. Dasselbe war 1900 für die Balduin Ziegler-Expedition errichtet, umfaßte eine geschlossene mit Zinkblech gedeckte Holzbaracke, einige Boote, einen Kajak und Schlittenkisten mit Hundefutter. Die Holzbude war innen angefüllt mit Proviant und, da sie verschlossen, völlig unberührt, unter den Booten waren Säcke mit Kohlen im ungefähren Gewicht von 75 Kilogramm niedergelegt worden. Diese waren von Bären, andere Tiere kommen hierbei nicht in Betracht, hervorgezerrt und bis 20 Meter im Umkreis verstreut worden. Natürlich waren die Säcke bei der genauen Untersuchung auch zerrissen und ihr Inhalt teilweise herausgeschleudert worden. Die Kisten mit Hundefutter waren zerschlagen, doch hatte glücklicherweise das Blech standgehalten, so daß in demselben Jahre dieses Futter der Danmark Expedition noch gute Dienste leisten konnte.

Man ersieht aus den Ausführungen, wie unangenehm Meister Petz den Expeditionen werden kann.

Digitized by Google

In anderer Hinsicht hat aber gerade das Vorkommen der Eisbären manchem Polarfahrer das Leben gerettet, indem er Fleisch in den Kochtopf und Nahrung für die Hunde lieferte.

Das Fleisch schmeckt süßlich, doch muß es vor dem Braten gründlich von jeglichem Speck gereinigt werden. Unter Zusatz von einigen Gewürzen bietet es gebraten jedem Polarfahrer eine angenehme Abwechslung gegen die ausgekochte, kraftlose Konservennahrung.

A. Leverkus, Leverkusen. *Nord-Ost-Grönland-Expedition 1907.*

Depot auf Shannon-Insel.

Die Kohlensäcke sind von Eisbären unter den Booten hervorgezerrt und verstreut worden.

Man hüte sich aber, auch die Leber in die Bratpfanne zu legen. Alle norwegischen Fangleute sagen, daß dieselbe giftig sei, doch hat man dies, trotzdem Scoresby dasselbe behauptet hat, für mindestens übertrieben gehalten. Friis erzählt nun in seinem bereits oben erwähnten Werk, daß einige seiner Kameraden nach dem Genuß von Eisbärleber ernstlich unter fieberhaften, krampfartigen Erscheinungen erkrankt seien, während sich bei der nach einigen Tagen erfolgenden Genesung die Haut der Patienten zu schälen begann.

Digitized by Google

Die Jagd auf den Eisbär wird von den Robbenschlägern und Jägern meist vom Schiff oder Eise in der Weise ausgeübt, daß zunächst ein Umgehungsversuch des oder der sich auf dem Eise befindlichen Bären gemacht wird, um die Tiere zu veranlassen, ins Wasser zu gehen. — Es ist merkwürdig, wie töricht sich hierbei Meister Petz benimmt, denn in 90 von 100 Fällen gelingt dieses Manöver, trotzdem der Bär durch Flüchten quer über das Eis sich gut hätte retten können. Er scheint zu glauben, daß er sich im Wasser unsichtbar mache — da er auf die oben beschriebene Art wohl die meisten Robben schlägt —, und nimmt fast stets das Wasser an. Trifft man eine Bärin mit Jungen auf dem Eise und diese wittert Gefahr, so ist es rührend zu sehen, wie das besorgte Muttertier seine Jungen zur Eile anspornt. Die Alte läuft voran in dem den Bären eigenen, für den Beschauer urkomisch wirkenden aber mächtig schaffenden Trott, nur selten von einigen plumpen Galoppsprüngen unterbrochen. Da bleiben die Jungen stehen, sie sind zu faul, das eine tut sich sogar nieder. Die Bärin, welche sich kurz vorher auf den Hinterbranten hochaufgerichtet und nach ihren Verfolgern geäugt hat, läuft zurück und bringt das sorglose Junge wieder hoch, nun beide Sprößlinge wieder zur Eile antreibend. Dies wiederholt sich einige Male, bis die Jungen endlich merken, daß ihnen Gefahr droht. Da ist es aber zu spät, die Verfolger haben die Tiere von dem Weg über die Eisfelder abgeschnitten, derjenige nach dem Wasser, wo das Schiff oder ein Boot patrouilliert, ist noch offen. Der besorgten Mutter blinkt ein letzter Hoffnungsstrahl. Nur schnell ins Wasser, dort können die Menschen dir nichts mehr anhaben.

Von diesem Augenblick an ist ihr Schicksal besiegelt, denn rasch ist ein Boot oder das Schiff zur Stelle und ein wohlgezielter Schuß in den Nacken setzt dem Leben des Muttertieres ein Ziel. Die Häute der Jungen haben für die Fangleute nicht den Wert, wie ihn die lebenden Tiere besitzen. Sie werden daher verschont, aber sie sollen lebendig mit nach Europa zurück, um dort an zoologische Gärten oder Handlungen, z. B. Hagenbeck in Hamburg, verkauft zu werden. — Von den schweren Harpunenleinen für Walroßjagd ist schon vorher eine Schlinge zurechtgelegt worden und das Boot wird nun so dicht an die ob des jähen Todes ihrer Mutter ganz verdutzt dreinschauenden Jungen getrieben, daß es möglich ist, die Schlinge einem derselben über den Kopf zu ziehen. Ein mörderliches Gezeter und Gebrüll zeigt an, daß der erste Jungbär fest an der Leine sitzt und es bedarf nur noch der Direktiven mittels des Ruders von rechts oder links an die Schnauze, damit das Boot durch den kleinen Gefangenen bis zum Schiffe zurückgezogen wird. Nun beginnt erst die Hauptarbeit, denn so klein die Kerle sind — nach sechs Monaten erreichen sie die ungefähre Höhe eines Bernhardiners — so fabelhafte Kräfte besitzen sie. Zu sechs, acht und noch mehr Mann wird

Digitized by Google

A. Leverkus, Leverkusen. *Nord-Ost-Grönland-Expedition 1907.*

Rinnende Bärenfamilie. Bärin mit ihren beiden Jungen im zweiten Jahre.

Digitized by Google

nunmehr der sich mit der Kraft der Verzweiflung Wehrende durch eine Luke der Reeling an Deck gezogen und hier provisorisch mit „Kopf tief" an einem der Ringe befestigt. Wenn auch der zweite gefangen und gefesselt ist, tritt allmählich Ruhe ein, denn die Tiere sind von dem ungewöhnlichen Kampfe völlig erschöpft. Inzwischen treibt die verendete Bärin an der Wasseroberfläche — nur sehr selten kommt es vor, daß ein geschossener Bär sinkt — und wird nun eingeholt und an Deck gehißt. Für die Jungen zimmert man aus zwei- bis dreizölligen Bohlen je einen Verschlag, in welchem sie bis zu ihrem Verkauf oder Versand von nun an zu bleiben gezwungen sind. Während ihres Aufenthaltes an Bord nehmen die Tiere als Nahrung alles, was ihnen geboten wird. Erbsen- und Bohnensuppe, Kartoffeln, Cakes und eingemachte Früchte, kurz alles, was eßbar ist, findet Gnade vor ihren Augen und wird nicht verschmäht. Selbstverständlich bleibt aber Robbenspeck immer ihr Leibgericht. Bei guter Behandlung sind sie bis zu einem gewissen Grade zähmbar, wenn sie auch im allgemeinen immer einen hinterlistigen, heimtückischen Charakter bewahren. Als größte Schaustellung gezähmter Eisbären ist ja wohl die aus 70 Köpfen bestehende Gruppe bekannt, die Carl Hagenbeck jun. in den letzten Jahren vorführt.

Natürlich kommt man Meister Petz auch noch auf andere Weise bei. Herrscht Nebel und das Schiff ist zum Stilliegen an einem Platz gezwungen, so verbrennt man Robben- oder Schweinespeck, um durch die hierdurch entstehenden lieblichen Düfte unser Wild anzulocken. Von welchem Erfolg dies sein kann, zeigt der Fall, daß im Jahre 1906 eine lediglich zu Jagdzwecken ausgerüstete Expedition an einem einzigen Eisfelde vor Anker liegend innerhalb zwei oder drei Tagen neun bis zehn Eisbären schoß. Auch das Ködern mit Robbenluder ist von Erfolg gekrönt, doch ist erstere Methode entschieden vorzuziehen. Wenn ein Bär bereits in Sicht ist, so wird das Markieren einer großen Robbe durch Hinlegen eines Matrosen aufs Eis zuweilen angewandt. —

Vom Eise besetzt — eingeschlossen — liegt an der Liverpool-Küste in Nordost-Grönland ein Expeditionsschiff und Speck wird verbrannt, um Eisbären anzulocken, deren Fleisch die Jäger und Forscher vor dem Hungertode bewahren soll. Soeben hat die Wache gemeldet, daß von Norden ein Bär sich nähere.

Gemütlich kommt Meister Petz — noch 800 bis 1000 Meter entfernt — auf das Schiff zu. Ab und zu bleibt er sichernd stehen. Windend und die lieblichen Düfte des verbrannten Specks mit Wohlbehagen einziehend, hebt er den Kopf. Eine Spalte im Eise verlegt ihm den Weg, doch mit einer einzigen Flucht hat er sie überfallen und trottet ruhig weiter dem Ziele seiner Wünsche zu.

Da stößt er, nur noch einige hundert Meter vom Schiff, auf die frischen Fährten einiger Fangleute, welche mit ihren Stiefelsohlen dem Schnee die

Digitized by Google

Witterung frischen Robbenspecks — an Deck glitscht man fast aus im Tran — aufgedrückt haben und nun folgt der Gierige, wie ein Schweißhund mit tiefer Nase, der Fährte derselben. Hat er doch bereits seit einigen Tagen keine Robben mehr gespürt, da dieselben sich — des durch steten Nordost völlig zusammengepackten Eises wegen — sicherlich nach der Eiskante bzw. nach dem Treibeise zurückgezogen haben. Dort gibt's was für dich, alter Junge, nur schnell heran, ehe ein Artgenosse dir den Bissen wegschnappt.

So kommt er bis auf ca. 80 Meter an das Schiff, welches wie ein großer Sarg im Eise liegt. Nichts regt sich ringsum. Da, war das nicht leises Menschengeflüster? — Sichernd hebt das Tier den Kopf. Teufel auch, es wird doch kein ... Im selben Augenblick zuckt es ihm wie glühendes Eisen durch die Brust und während ein kurzer, heller, scharfer Knall vom Schiff herüber töut, bäumt sich noch ein letztes Mal die ganze Wildheit des Raubtieres gegen diese feige gestellte Falle auf. Er beißt sich, als wolle er das tödliche Blei wieder zurückreißen, in den Stich. Doch das Leben flieht, das Tier bricht zusammen, ein Mantelgeschoß ist ihm mitten durchs Herz gefahren. Drüben aber am Schiff hört man den Repetiermechanismus einer modernen Büchse klackern, dort freut sich ein Mensch über den eben begangenen Mord.

Fünf Tage später, es ist im September, die Tage werden schon merklich kürzer, spielt die Mannschaft laut schreiend und johlend auf dem Eise, als plötzliche Stille eintritt und einer nach dem anderen möglichst lautlos an Bord zurückkehrt. Björn, stor Björn (Bär, starker Bär)! lautet die Nachricht, die sie vom Eise mitbringen.

Von Südosten her zieht ein mächtiger Vertreter dieser Rasse heran. Eisig steht eine leichte Brise aus Süden an. — Die Uhr zeigt acht, das Tageslicht beginnt zu schwinden. Ein Matrose wird 20 Meter abseits vom Schiff auf den Schnee beordert, um eine Robbe zu markieren.

Der Bär ist inzwischen auf ca. 300 Meter herangekommen und inspiziert eine von der Besatzung vor der Einschließung fortgeworfene leere Eierkiste. Wütend, daß nichts Eßbares darin enthalten, gibt er ihr einen Prankenhieb und zieht dann mit dem Winde langsam weiter.

Aha, eine Robbe, oder so etwas Ähnliches, dort vor dem großen Schiff! Wollen mal sehen, ob sie noch zu bekommen ist, nur schade, daß sie so dicht bei dem verfluchten Kasten liegt. Das ist doch Menschenwerk! Mich sollen sie nicht betölpeln. Also warten wir mal ab! So ähnlich denkt wohl Meister Petz und legt sich hin, wie ein Hund, den Kopf zwischen die Vorderbranten legend und wieder erhebend, unruhig abwechselnd in kurzen Zwischenräumen, man merkt's ihm an, der alte Herr hat Nerven. Nicht lange liegt er so, er ist doch zu neugierig und zieht nun weiter nördlich, um unter Wind zu kommen. Schon ist er östlich vom Schiff, 200 Meter entfernt und seine Mächtigkeit tritt erst so recht hervor, wie er seine Breitseite zeigt. Der

Digitized by Google

Bauch hängt faſt auf dem Schnee. — Das Tier iſt ſatt und daher wohl ſo vorſichtig. Weiter im Norden kommt er endlich in den Wind und holt ſich Witterung, dann zieht er bedächtig näher. Der Matroſe zieht ſich ſchleunigſt an Bord zurück, die Sache ſcheint ihm unheimlich. Aber auch Meiſter Petz erſcheint etwas verdächtig. Auf 150 Meter herangekommen, bleibt er minutenlang ſichernd ſtehen, dann iſt er mit einer Flucht hinter einem Preßeishügel und flüchtet nach Norden.

A. Leverkus, Leverkusen. *Nord-Ost-Grönland-Expedition 1907.*

Eisbärin mit ihren Jungen.
Im Moment, wo ein Nackenſchuß ſie auf der Stelle tötet.

Zwei Schützen eilen das Fallreep hinab und ſehen nach 20 Schritten das Tier auf ca. 250 Meter. Zweimal knallt's, doch Meiſter Petzens Haut bleibt heil. Schießt nur, jetzt bin ich in Sicherheit, mich habt ihr nicht angeſchmiert. Er macht halt und ſcheint ſich höhniſch umzuſehen. Ei verflucht, was iſt denn das? Und wieder tönt das peitſchenartige Knallen vom Schiff herüber, da — hat es ihn auch ſchon hingeworfen auf 300 Meter. Wie es brannte in den Eingeweiden und bohrend weiterfraß. In ohn-

Digitized by Google

mächtiger Wut rafft das Tier sich auf und beißt brummend in die Einschußstelle.

Und wieder stürzt es hin, von den furchtbaren Schmerzen gefoltert. Laut heulend vor Mordgier stürzt die Mannschaft aufs Eis, um den Bär zu holen. Aber die Lebensgeister desselben werden noch einmal geweckt und über Spalten und Jungeis entzieht er sich jeder weiteren Verfolgung, zumal diese auch durch die Dunkelheit bald völlig gehindert wird. —

Am nächsten Morgen machte eine Kugel seinem Leiden ein Ende und jetzt liegt die Decke in einem jener Salons, wo niedliche Damenfüßchen sich daran wärmen und befrackte Salonfexe darauf herumstolzieren. Haben sie wohl eine Ahnung von den unsäglichen Todesqualen, die er gelitten, können sie sich einen Begriff machen von der Großartigkeit der Natur, in der er gelebt, von der Unendlichkeit seiner Reviere, die er wie ein König beherrscht?

Ganz anders ist die Jagd der Grönländer und aller derjenigen Jäger oder Expeditionen, welchen Schlittenhunde zur Verfügung stehen. Sowie die Hunde den Bären erblicken, sausen sie mit oder ohne Schlitten hinter dem Bären drein und stellen ihn in den allermeisten Fällen. Gewandt seinen furchtbaren Prankenhieben ausweichend, halten die Hunde ihn so lange auf, daß der bald hinzukommende Jäger ihn zusammenschießen oder niederstoßen kann. — Daß es auch hierbei nicht immer ungefährlich für die Hunde und Jäger zugeht, erzählt Achton Friis in dem sehr interessanten Werke: „Im Grönlandeis mit Mylius Erichsen" wie folgt und unter dem Hinweis, daß die Bärenjagd „die großartigste der Expedition" gewesen sei:

„Sie stießen nämlich am Abend des 9. Mai kurz nach dem Aufbruch auf eine ganz frische Bärenfährte. Als sie die Hunde anhielten, sah Thostrup zwei Bären sich nähern, die anscheinend so stark miteinander beschäftigt waren, daß sie die Schlitten gar nicht bemerkten. Thostrup und Wegener entschlossen sich, ihnen entgegenzufahren, und als sie nahe genug gekommen waren, machten sie die Hunde los und gingen auf die Bären zu.

Aber noch ehe die Hunde eine Ahnung von diesen bekommen hatten, bemerkte Wegener plötzlich ganz in der Nähe einen dritten Bären, der auch gerade auf sie zusteuerte. Diesen entdeckten die Hunde sofort und stürzten auf ihn los. Der Bär flüchtete mit großer Geschwindigkeit über das ganz ebene Terrain, bis er an eine Stelle kam, wo der Schnee sehr tief war und er daher wegen seines großen Gewichts viel tiefer einsank als die Hunde. Da stellten sie ihn.

Mit dem Rücken gegen einen Eisblock machte der Bär sofort Front gegen die Hunde und schlug unaufhörlich brummend und schnaubend nach rechts und links um sich. Die Hunde schwärmten so dicht um ihn herum,

Digitized by Google

A. Leverkus, Leverkusen. *Nord-Ost-Grönland-Expedition 1907.*

Einem gestreckten Kapitalbären wird vom Boot aus ein Tau hinter die Vorderbranten gelegt, um ihn an Bord zu hissen.

daß es für die Jäger beinahe unmöglich war, zum Schuß zu kommen. In einer Entfernung von 20 Metern mußten sie lange stehen und auf eine Gelegenheit zum Losknallen warten. Inzwischen war der Bär mit nötigem Eifer dabei, sich die Hunde vom Felle zu halten, was er mit unglaublich schnellen Schlägen seiner Vordertatzen tat, während Hals und Kopf die eigentümlich steife Haltung beibehielten, die ihm das Aussehen gibt, als wenn er schlafwandle; es war unmöglich, seinen Blick aufzufangen.

Endlich fand Thostrup eine Gelegenheit, ihm eine Kugel in den Kopf zu schicken. Er stürzte tot zwischen den Hunden um.

Inzwischen waren die beiden anderen Bären ganz nahe an den Jagdplatz herangekommen, ohne daß sie der Handlung oder den Auftretenden die geringste Aufmerksamkeit schenkten. Es zeigte sich später, daß es ein Liebespaar war, ein alter fetter Herr und eine bedeutend kleinere, jüngere Dame. Mit großer Mühe lenkte man die Aufmerksamkeit der Hunde von dem erlegten Bären, an dem sie zerrten und rissen, auf die Neuangekommenen. Aber als sie endlich diese gewahr wurden, gingen sie sofort zum Angriff vor.

Digitized by Google

Die Bären blieben erst, über alle Maßen erstaunt, stehen und wußten nicht, was sie von der Sache denken sollten. Aber plötzlich wurden sie bedenklich und eilten im gestreckten Galopp davon. Die Hunde teilten sich, wie auf Verabredung, in zwei Abteilungen, von denen jede einen Bären stellte und umringte.

Aber einen Augenblick darauf schaffte das Männchen sich durch einen energischen Angriff auf die Hunde Luft und setzte der Bärin nach. Plötzlich und unerwartet fiel er ihren Verfolgern in den Rücken und verwundete mehrere von ihnen. Einen von Thostrups Hunden sandte er mit einem Schlage hoch in die Luft hinauf und richtete ihn übel zu; noch drei andere wurden verwundet, während die Jäger zum Kampfplatz stürzten. Die Bären benutzten die Verwirrung zwischen den Hunden, um nach der Seite zu entweichen und nahmen dann nebeneinander mit dem Rücken gegen einen Eisberg Aufstellung. Hier wurde der kleinere von ihnen bald von Thostrup schwer verwundet; er sank zusammen und verteidigte sich sitzend noch rasend gegen die Hunde, die jetzt wieder von allen Seiten herankamen, sowohl die unverletzten, als auch die verwundeten. Es war ein Lärm, daß man kein Wort verstehen konnte. —

Dann wurde endlich auch der andere Bär schwer verwundet, — und im nächsten Augenblick stürzte er sich, rasend und wild vor Schmerz, auf die Bärin. Da sprang diese auch auf die Hinterbeine, ihre Zähne funkelten gegeneinander und ihre mächtigen Tatzen erhoben sich zum Schlag. Aber plötzlich sanken sie beide hin; sie wendeten die Köpfe ab. Es sah aus, als ob sie sich erkannten und sich über das schämten, was sie getan hatten. Bald darauf gaben zwei Kugeln ihnen den Rest.

Sie luden die Bären auf die Schlitten, um sie zum Depot beim letzten Lagerplatz zurückzubringen. Aber während sie noch damit beschäftigt waren, entdeckten sie einen vierten Bären, der offenbar voll rasender Neugier auf sie losgewatschelt kam."

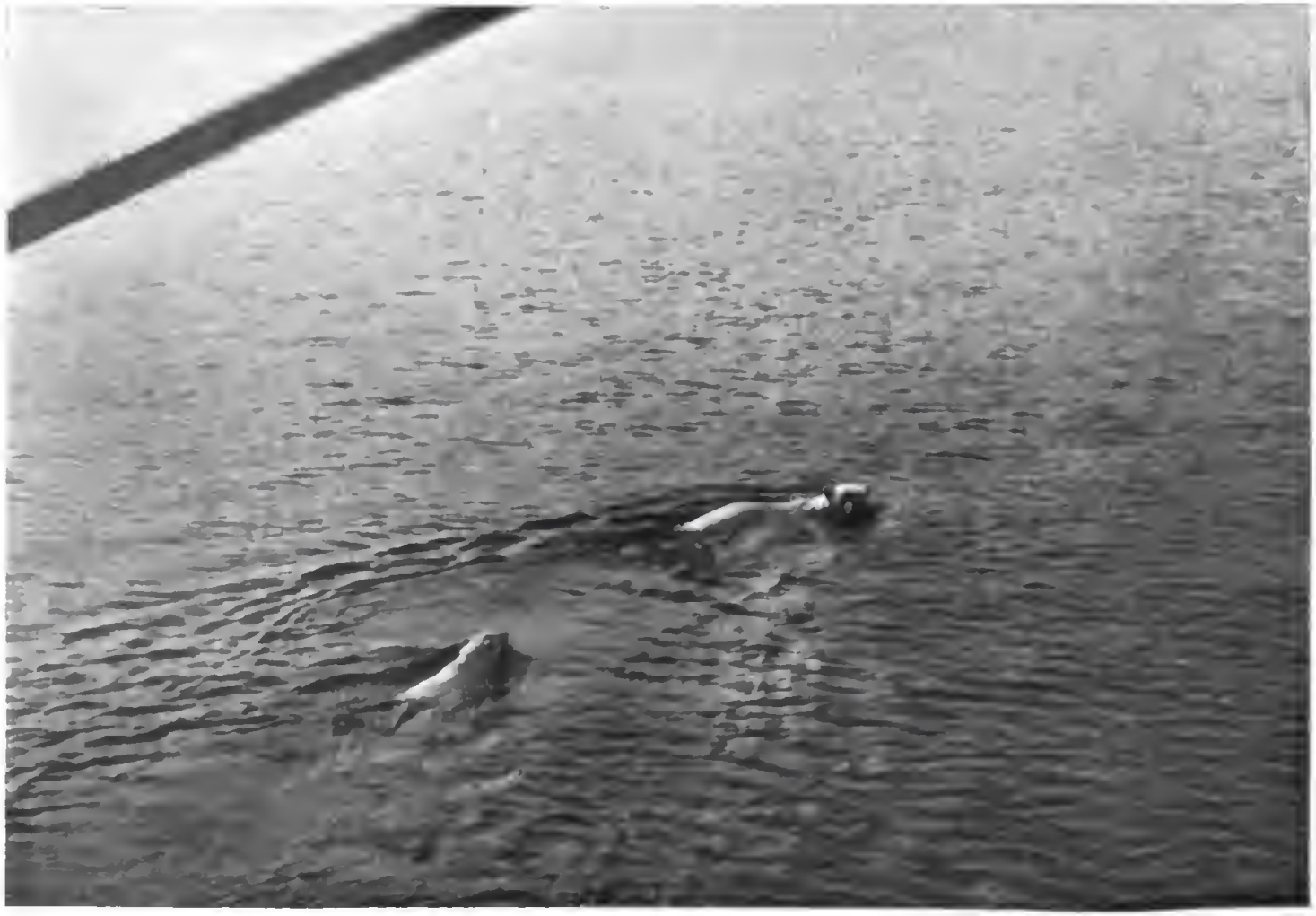
Auch dieser vierte Bär wurde bald darauf noch erlegt.

Man sieht daraus, daß eher ein feiger Charakter in dem Bären steckt. Ein schneidiger, forscher Draufgänger ist er nicht.

Verfasser dieses hat im Jahre 1907 nur einmal erlebt, daß ein Bär, der bereits vierzehn Kugeln hatte, glatt annahm und zehn bis zwölf Personen einfach vor sich hertrieb, bis er nach weiteren vier Kugeln gefällt wurde. Solche Aggressivität gehört aber zu den Seltenheiten.

Anders liegt die Sache bei den Jagden der Eskimos, welche dem Bären, nachdem die Hunde ihn gestellt haben, mit primitiven Vorderladern oder Seehundspießen zu Leibe gehen und gehört namentlich zu letzterem Vorgehen mehr Schneid, als bei der Verwendung der modernen Hinterlader mit ihren alles zerreißenden Mantelgeschossen. — Roald Ammundsen, einer der wenigen

Digitized by Google



A. Leverkus, Leverkusen.

Bärin mit Jungem im Waſſer.

Nord-Ost-Grönland-Expedition 1907.

A. Leverkus, Leverkusen.

Eisbären im Waſſer.

Nord-Ost-Grönland-Expedition 1907.

Digitized by Google

Forscher, welche uns vom Leben und Treiben der Eskimos etwas berichten, sagt denn auch in seinem Buch: „Die Nordwest-Passage", daß viele der Kerle dabei vom Bären verwundet werden und Narben und Schrammen davontragen, die sie für das ganze Leben zeichnen. —

Um die Decke des Bären für den Präparator bzw. den Gerber vorzubereiten, ist einige Arbeit vonnöten. — An Ort und Stelle, wo der Bär gestreckt ist, — mit Ausnahme des Falles, daß er im Wasser verendete, so daß er leicht an Bord gehißt oder aufs Eis gezogen werden kann, — wird er gestreift. — Dies geschieht, nachdem das Tier auf den Rücken gelegt und zunächst ein Schnitt vom Unterkiefer an bis nahe vor das Weidloch — den After — geführt worden ist. Alsdann wird die Haut an der Innenseite der Vorder- und Hinterläufe mit dem daranhaftenden Speck abgeschärft und die Brantensohlen vorsichtig von den Fingergliedern gelöst. Nach der vollendeten Abhäutung schärft man den Hals dicht beim Hinterhauptloch durch, so daß der Schädel in der Haut bleibt.

Zum Schiff transportiert, was bei dem großen Gewicht der Haut und dem bis 200 Kilo wiegenden Speck keine Kleinigkeit über das unebene Eis ist, wird dieselbe dort auf einen ca. 2 Quadratmeter messenden Bretterplan gespannt und nun mittels haarscharfer Messer vom Speck befreit. — Es erfordert diese Arbeit eine gewisse Geschicklichkeit, da durch die halb schneidende halb schabende Bewegung der Messer leicht ein Schnitt in die Decke kommt oder der Haarboden abgeschnitten wird, wodurch natürlich das Fell bedeutend an Wert verliert.

Die abgespeckte und von dem Schädel gestreifte Haut wird nun, falls es das Eis gestattet, ins Schlepptau genommen, so von den letzten Schweiß- und Speckteilchen befreit, alsdann eingesalzen, zusammengerollt und in Salzwasserlösung gelegt. Diese muß so konzentriert sein, daß rohe Kartoffeln an ihrer Oberfläche schwimmen und nicht sinken. — Auf diese Weise kann man die Häute monatelang vor Fäulnis schützen. —

Bei der Jagd auf Eisbären bedient man sich am besten eines modernen Gewehres von 8 oder 9 bis 11 mm Kaliber mit Teilmantelgeschossen. — Besonders hart, wie z. B. afrikanische Antilopen, ist er nicht und wird, leidlich getroffen, fast immer zur Strecke kommen, da namentlich auch die Fährte auf den mit Schnee bedeckten Eisfeldern leicht zu halten ist.

Es ist bekannt, daß der Eisbär die Gefangenschaft gut verträgt und hier über 25 Jahre alt wird, er erreicht in derselben aber nie die Größe seiner freilebenden Artgenossen.

Bisher ist es nur einige wenige Male gelungen, von einem Paar Junge zu ziehen, die aber entweder bald nach der Geburt eingingen oder von dem Elternpaare gefressen wurden. —

Der Nachwuchs für die zoologischen Gärten besteht daher immer wieder aus den in der Wildnis gefangenen jungen Exemplaren.

Digitized by Google

A. Leverkus, Leverkusen. *Nord-Ost-Grönland-Expedition.*

Kapitalbär an Bord. Eissturmvögel umschwimmen das Schiff.

Wenn auch nicht bestritten werden kann, daß der Eisbär in den von Menschen, besonders den von norwegischen Fangschiffen im Sommer aufgesuchten Gebieten, gegen früher nicht mehr so zahlreich auftritt, muß es andererseits beruhigen, daß seine Zähigkeit und Ausdauer ihn befähigen, sich in den unwirtlichsten Gegenden zu halten und auch dort noch sein Dasein zu fristen, wo Menschen nur durch wohlausgerüstete Expeditionen hingelangen können.

A. Leverkus, Leverkusen. *Nord-Ost-Grönland-Expedition 1907.*

Frischgefangene Jungbären an Bord.

Er wird sich aus diesen Gebieten immer wieder rekrutieren und vorläufig ist daher sein Aussterben nicht zu befürchten.

Je weiter die Kultur vordringt, je mehr wird die Urwüchsigkeit der Natur, und dazu gehören vor allem auch die Tiere, welche sie beleben, zurückgedrängt, und trotzdem es nicht im Interesse der Wissenschaft liegt, dieses zu wünschen, muß man die Hoffnung aussprechen, daß es vorläufig nicht gelingen möge, jene Gegend völlig gefahrlos zu erreichen und darin zu jagen bzw. der Fauna der Polargebiete nachzustellen. —

Digitized by Google

A. Leverkus, Leverkusen. *Nord-Ost-Grönland-Exped. 1907.*

Junger, eben gefangener Eisbär an Bord.

University Google

Die Brandmaus.

Von Else Soffel.

Hinter dem Herrenhaus zieht sich der Garten voll blühender Obstbäume.

Menschenstill und traurig ist er selbst in der Blüte, als ginge der Frühling leiser hier als anderswo.

Wenn man näher zusieht, ist es kein Frühling, es ist blühender Verfall.

An der Hauswand, bei der Lindenlaube, rieselt es leise, feuchte Mauerstücke lösen sich und prasseln zur Erde in ungepflegte Gartenwege. Dort zupft Trebbe, das überjährige Roß, mit gelben Zähnen die Grasbüschel am Rande. Die Obstbäume blühen wohl, aber in der Blüte sitzt der Wurm, grauweiße, lockige Flechten ersticken den Baum, der, unbeschnitten, dürre Reiser in die Luft streckt neben frisch blühenden Zweigen. In die ausgehöhlten, abgeschnittenen Strunke sind die Topfgewächse nicht eingesetzt, Lauben und Bänke hängen zerbrochen. Dort wippt der türkische Rotschwanz, am hohlen Birnbaum macht sich der Wendehals zu schaffen. Als der Mensch die Hand von dem Garten ließ, ist er zum Tierparadies geworden.

Überall pfeift und zirpt, schlüpft und hüpft es und raschelt im Grünen.

Was treibt sein Wesen im Haus in hellen Nächten? Vom Speicher oben kommt es, wo vorjähriger Weizen fault, daß der Kutscher auf seinem Strohsack den Kopf herumwirft und die Mädchen in ihrer Kammer ängstlich flüstern, so wild geht die Jagd. Über Treppen und Gänge, in der Dachrinne spukt es und bis in die Träume der alten Gnädigen, — stöhnend fährt sie empor.

Was arbeitet heimlich am Hause?

In der Ahnenstube wirkt und werkt es heimlich bei Nacht. Trennt tückisch die Stickereien, nagt die Bezüge, die kostbaren Möbel. Es bleibt kein Stück — Verfall ist im Hause.

Ratten und Mäuse sind es, murrt der Verwalter. Fallen stellt er, große und kleine, und streut Gift. Aber es fraßen's die Unschuldigen, Mohr der Affe, der zwei Tage verschwunden gewesen und Grisette die Katze — wie kam sie dazu? Ratten und Mäuse sind es, murrt der Alte — Ach die Gnädige weiß es besser. —

* * *

Digitized by Google

K. Soffel. *Schloß Bischofstein, Frühling 1910.*

Brandmaus im Fallaub.

Als an einem ſchönen Sommerabend Knopf, der Verwalter, mit der Gutsherrin die Felder abgeht, um die Frucht zu beſehen, raſchelt's in den Halmen, huſcht es der Gnädigen braunrot über den Stiefel. Sie ſieht es und erſchrickt, ſagt aber kein Wort. Rote Mäuſe bedeuten Unheil, man ſpricht nicht von ihnen. Ach — das Unheil iſt ohnehin nahe genug —

Als die beiden ein Stück weit weg waren, iſt die Maus wieder da.

Rot, mit dunklem Band den Rücken hinunter, als hab' der Schwarze ſie gezeichnet. Sitzt in den Halmen und nährt ſich. Als die Sonne untergeht, hat ſie viel Arbeit geleiſtet. Die mehligen Hülſen regnen leiſe auf die riſſige Erde, drunter die Gänge ſind vollgeſtopft für den Winter.

Knopf, der Verwalter, ſieht es mit Sorgen. Er mag es der Gnädigen nicht ſagen.

Hat ſich denn alles verſchworen zum Ende des Hauſes?

Er beſieht ſich den Schaden genauer. Ach, die rote Maus iſt's nicht allein! Rings um die Garben laufen die Gänge der Feldmaus, überall hin,

Digitized by Google

K. Soffel. *Schloß Bischofstein, Frühling 1910.*

Brandmaus, aus dem Fallaub sichernd.

gedeckt unter der Erde und oben offene Laufröhren. In den Spitzen der Halme hat die Ackermaus gesessen, in der Pflanzung drüben wütet die Wühlmaus. Der lange Sommer hat sie alle reichlich genährt.

Von der roten Maus mag er nicht reden, an sie nicht denken —

Nachdem die Frucht eingebracht ist und mit ihr die Feldmaus in Scheunen und Ställe, sieht er sie in Scharen laufen über die Stoppelfelder — die rote Maus!

Nichts hat geholfen, den Schaden zu hemmen, was er auch anstellte.

Gegen die Schonung zu, am Rand der Felder hat er Gräben gezogen, mit Wasser gefüllte Töpfe eingesetzt und Fallöcher geschaffen. Gift hat er ihnen in die Gänge gelegt, vor den Eingang ihrer Wohnung — es war unsägliche Arbeit, zahllose Löcher zu beschicken.

Er ward ihrer nicht Herr.

Nur die Seuche kann die Plage beenden.

Herr, schick' ihnen die Seuche. Deine Hand liegt ohnehin schwer auf uns!

Digitized by Google

K. Soffel. *Schloß Bischofstein, Frühling 1910.*

Brandmaus, aus ihrem Loche kommend.

Als aber die Seuche kam, durch die allzugroße Vermehrung, war schon viel Schaden getan am Getreide und in der Saat, in der Pflanzung und in den Keimen.

Sie kam zu spät.

* * *

Der Garten hat heimliche Winkel und dunkle Plätze, von denen keiner weiß außer Knut dem Hunde, der dorthin seine Knochen verträgt und Friede, dem kindischen Sohn des Verwalters.

Feuchte Ecken und Verstecke, von der Gnädigen niemals betreten, wo die Kinder der Leute im Grün ihre Spiele treiben und verbotenes Glück selig genießen. Der Garten hat Täler und Gräben, in denen er kleine Bäche führt, ein elendes Brett liegt drüber oder auch keines, am Rande sitzt die grüne Kröte im Erdloch, in sonnigen, kleinen Tümpeln läuten die Unken.

Ganz am Ende führt ein Türchen ins Freie, den lehmigen Feldweg hinunter, die Mauer läuft weit außen herum.

Digitized by Google

K. Soffel. *Schloß Bischofstein, Mai 1910.*

Brandmaus, sich putzend. Dicht vor ihrem Loch.

K. Soffel. *Schloß Bischofstein, Frühling 1910.*

Brandmaus, in der Nähe ihres Loches Nahrung suchend.

Es ist heimlich hier sein. Ein alter Wacholder hält die Wacht, grünschwarz und schweigsam und dichtes Gestrüpp von allerlei.

Der Nußberg ist hier, wo Hühnchen am Nußkern zu Tode ging und andere Märchenorte, ein Brennesselwald hoch und dicht und die Lichter der Taub- und Goldnessel. Gewirr von Efeu um schlanke Pappeln und Weiden mit Silberblättchen, wilde Kirsche und Holunder.

Und hier wohnt die rote Maus, unter den Nesseln, wo die Wolfsmilch hoch steht und die weiße Regenblume blüht, unter riesigen Lattichblättern, dicht am Fuß des Wacholderbaumes, bei den jungen Ahornen, die noch nicht höher stehen, als die jungen Nesseln.

Der Abend ist golden und still, die Sonne will bald zur Ruhe, aber noch hält sie ein wenig auf ihrem Heimweg, sie zaudert zu gehen.

Friede, der arme Schwachsinnige, hat sich die schöne Stunde zunutze gemacht; er sitzt in dem heimlichen Winkel, bei der großen Pappel, unter Efeugewirr, und schnitzt Weidenpfeifchen, die Zweige dazu hängen ihm dicht vor die Nase.

Digitized by Google

K. Soffel. *Schloß Bischofstein, Frühling 1910.*

Brandmaus unter überhängenden Wurzeln, nagend.

Vor ihm fürchtet sich die Brandmaus nicht — er rührt sich kaum, höchstens daß er einmal ein Liedchen lallt oder auch eines pfeift. Sonst träumt er stundenlang vor sich hin. Dumpf freut es ihn auch, ihr zuzuschauen, er kann lange Zeit damit zubringen, nachher aber hat er's vergessen.

Eben war's noch ganz still unter den Nesseln, die Blätter standen alle und rührten sich nicht, ganz in den Abend und die letzte Sonne eingesponnen. Aber jetzt bekommen sie den ersten Stoß und schwanken und das pflanzt sich fort durch den ganzen Brennesselwald bis hinunter zu den Lattichblättern, die rauschen — man sieht aber nichts. Nun fängt's auch von der anderen Seite an, das Rascheln, das Schwanken und Zittern der Blätter, auf eins erscheint ein Rotröckchen im Freien vor den Nesselstämmen, Schnäuzchen dicht am Boden, auf zwei ist's wieder weg.

Friede hat aufgehört an seinem Keil Brot zu kauen, mit offenem Munde, die Hand mit dem Brot dicht davor, stiert er aus lichtblauem Aug' hinüber. So geht das Versteckenspielen eine ganze Weile: husch durch die Brennesseln hinunter zu bis den Lattichstauden, auf der anderen Seite wieder herauf, immer

Digitized by Google

K. Soffel. *Schloß Bischofstein, Frühling 1910.*

Brandmaus, ſich putzend, dicht bei ihrem Loch.

Digitized by Google

den Schwanz nachgezogen, hurtig, bald sichtbar, bald unsichtbar, doch nicht überschnell wie Base Hausmaus, zick-zack und kreuz und quer in Absätzen, doch nicht sprunghaft, das läßt man der Waldmaus. Die kann, wenn es not tut, über Knut wegspringen, der oft zur unrechten Zeit daherkommt. Hat eines die Spur verloren, so sitzt das andere und putzt sich, nimmt rasch den weißen Bauch vor oder ein Erdkrümchen vom Boden, läßt's wieder fallen, eilt weiter, sitzt dann und sinnt, die Perlaugen geradaus gerichtet, Kopf auf den Vorderpfoten, mit rundem Rücken und rasch gehendem Atem.

So geht's manchen Abend. Man spielt und nährt sich, zupft lind-grüne Blättchen, was der Frühling bietet, Knospen, und Samen, der ausfällt, streift auf den Käfer und nimmt auch den Wurm, kostet eine unreife Beere dazwischen.

Benagt Wurzeln und Knollen, alles nur halb — man bleibt nicht lang bei einer Beschäftigung. — Läßt den Käfer, dem eben die Flügeldecken gerupft, wieder laufen, den angespeisten Wurm sich krümmen, putzt, dehnt und streckt sich, läuft dann gleich weiter, untersucht dort eine Staude, hier eine Blüte, kostet ein Blättchen vom Flieder und mustert's mit spitzem Zahn, nimmt Friedes Brotkrümchen auf und läßt sie gleich fallen, heftig erschreckt durch eine Biene, die vorübergesummt, eine Hummel, die vorbeigebrummt. Bleibt, die vorderen Pfötchen erhoben, auf den Hinterbeinen stehen, lauscht und prüft, nimmt plötzlich heftig den Schwanz vor, fährt über die Ohren. Leckt die Pfötchen, wäscht und glättet, beißt sich mit dem Männchen, das plötzlich von hinten gekommen, quietscht und schreit und ist dann auf einmal mausstill.

Weggefegt von der Erde.

Als am nächsten Tage des Abends Knut mit einem Knochen nach seiner Ecke hastet — es war unrecht Gut und begehrte versteckt zu werden —, setzte er damit sich und noch jemanden in große Verlegenheit. Denn als er eben dort einbrach, wo der große Holunder steht, ein wenig links von den Nesseln und den jungen Ahornen, sitzt da so ein Rotröckchen dicht dabei, direkt vor ihm, halb auf den Hintersocken, sitzt und schaut ihn aus schwarzen Augen an, wie Stecknadelköpfe so starr und unbeweglich. Und bleibt sitzen, wie gebannt. Die Sonnenstrahlen gehn ihm über das rötliche Pelzchen und über die rauhen Nesselblätter, unter denen es sitzt, beinah als lächelten sie. Sonst ist es still, todstill hinten im Winkel, man kann die Stille hören. So sind sich die beiden gegenüber. Knut überlegt: den Knochen fallen lassen? Auf die Maus stürzen? — er ist Rattenfänger — er zittert am ganzen Leibe. Das Mäuschen bangt: sind die Kleinen geborgen? alle im Loch? — sie vergnügten sich unter den Nesseln — und rührt sich nicht. Bis sich Knuts Seelenkampf in einem tief von innen kommenden, dumpfen Knurren Luft macht, das in einen kurzen, drohenden Laut endigt. Da ermannt sich das Rotröckchen und stürzt sich ins Grüne.

K. Soffel. *Schloß Bischofstein, Frühling 1910.*

Brandmaus beim Köder.

Quietſchend vor Angſt das letzte der fahlen Kinder ihm nach, es war das ſechſte von ſieben. Aus dem zweiten Geheck dieſes Jahres.

* * *

Hochſommer iſt es und die Brandmaus iſt gern unterwegs. Wenn der Mittag herum iſt, — den bringt ſie gern im kühlen Erdloch zu. Kommt aber der luftige Abend und lockt ins Freie, ſo gilt es zu ſchaffen. Durch das Loch in der Gartenmauer ſieht gelb das Getreide, leuchten die Halme. Die Brandmaus ſitzt und ſichert, Pfötchen an der Schnauze, mit unruhiger Naſe. Dann läuft ſie hinaus durch die Grasnarbe hinter der Mauer, über das Holzbrett am Waſſer, noch ein Stückchen aufwärts, dort iſt der Weizen.

Aber Vorſicht! der Igel geht auch gern des Abends und Wieſel und Marder. Auf dem Pfahl dort — es iſt ein Wegweiſer — ſitzt der Vogel, der auch gern Mäuſe ſpießt, nicht nur Vögel —

Hüt' dich, kleine Brandmaus, hüt' dich!

K. Soffel. *Schloß Bischofstein, Frühling 1910.*

Brandmaus, vom Köder fressend.

Noch ein Stückchen vorwärts, die Nase am trockenen, steinharten Boden —

Wer ist dort? Jetzt sind sie zu dritt! Die Gelbgraue, Rotrock und Zweifarb. Die Feldmaus, Brandmaus und Erdmaus — wie voriges Jahr. Doch die Feldmaus verschwindet.

Still ist's im Feld, die Halme stehen. Nur die Sonne lebt. Und die Zähne, die langen, bösen Zähne arbeiten. Still ist's im Feld —

Erdmaus sitzt in den Spitzen — sie klettert geschickt. Die Hülsen fallen, so ruhig ist es, daß man den Ton vernimmt.

Brandmaus steigt an schweren, halbliegenden Ähren empor, läuft auf schmalem Seil über dem Boden bis zur Frucht. Die neigt sich. Erst sich gesättigt, dann eingeheimst. Der Speicher ist hübsch im Dunkeln, unter den Garben, wo er voriges Jahr schon gewesen, vollgestopft sind die Gänge.

Als es kühler wird und anfängt zu dunkeln, läuft eine Maus über das morsche Brett am kleinen Wassergraben. Rot, mit dunklem Band den Rücken hinunter, als hab' der Schwarze sie gezeichnet.

Auch Erdmaus hat sich nach Hause gemacht.

Digitized by Google

K. Soffel. *Schloß Bischofstein, Frühling 1910.*

Knapp halbtägige Brandmäuſe im geöffneten Neſt.

Nicht in den Garten, nicht ins Haus.

Sie wohnt jenſeits der Felder, im lichten Holz. Wo zwiſchen den Föhrenkronen die Sonne noch durch kann, ſchöne Lichtungen ſind und üppig hohes Gras ſteht. Dort hat ſie im Neſtchen die Jungen aufgebracht.

Man kann die zweifarbigen Kleinen ſpielen ſehen vor der Behauſung, weniger ſcheu als die Kinder der Brandmaus. Und die Spur ihrer Zähnchen an Birke, Jung-Kiefer und Fichte.

* * *

Der Herbſt iſt gekommen und über die Felder, die öden, läuft die Brandmaus in Scharen.

Wie der Wind über die leeren Flächen ſtreicht, wie er's im Walde und Garten treibt und ſucht! Jetzt iſt die Zeit im Loche zu ſitzen, warm und behaglich, und vom Wintergut zu ſpeiſen. Eng aneinander zu hocken, übereinander zu liegen, ſich dem anderen über Hals und Kopf zu hängen, einander warm zu halten.

Doch der Winter ist lang! Endlos zieht er sich.

Und das Eingebrachte ist verzehrt.

Die Brandmaus kommt vor das Loch am sonnigen Tag und sucht. Aber nichts ist zu finden. Rings leuchtet und glitzert der Schnee, den sie mit zierlichen Pfötchen mustert, mit dem Schwanz die Furche ziehend.

Waldmaus hat schon den Weg gefunden ins Haus, Brandmaus findet ihn in die Scheune. Dort haust man wieder zusammen mit Feldmaus, die schon mit den Garben hereinkam — im Winter hält man zusammen.

Schlau und gerieben nach bösen Zeiten geht die Brandmaus ins Frühjahr. Hinaus ins Freie.

Zum Winkel am Pförtchen, wo der lehmige Feldweg hinabführt. Diesmal aber war es das Letzte. Denn wieder einmal reizt es Knut, der ohne Knochen gekommen, dort nachzugraben, wo vorhin die Alte verschwunden. Mit sieben Jungen am Leibe, die alle sich festgesogen, nicht loslassen, kommt sie nicht weiter, sie sind schon ziemlich groß. Sie kann nicht fort durch die engen Gänge und Röhren, Knut treibt sie heraus. Sie kommt noch bis zu den Lattichblättern, nein bis zum Loch in der Mauer. Jetzt nur hinaus, dort folgt er ihr nicht! Kaum trägt sie die Jungen — nur noch eine Spanne, Daumenlänge noch!

Zu spät. Knut naht sich, er hat sie!

Hat sie ihn doch oft weidlich geärgert!

K. Soffel. *Schloß Bischofstein, Frühling 1910.*

Brandmaus, sich heftig putzend.

Walroß und Moſchusochſe.

Von Dr. Ernſt Schäff.

Todesſchweigen — eiſige, alles Leben ertötende Kälte — Eis und Schnee ringsum, ſoweit das Auge eines Menſchen reichen würde, bis an den fernen Horizont; und wenn er viele Meilen weit wanderte, wiederum nichts als Eis, in ſchier endloſen, unbegrenzten Flächen, aufgetürmt zu grotesken, felsartigen Gebilden, zuſammengeworfen zu wirren Maſſen geborſtener, ineinander geſchobener Schollen und Blöcke. Dazwiſchen hier und da von dem weißen Eis und Schnee ſchwarz ſich abhebendes Waſſer, Rinnen zwiſchen geborſtenen Eisflächen, Buchten und offene Stellen, wo das gemeinſame Wirken von Sturm und Wellen das Eis beiſeite drängte. Bald überſtrahlt heller Sonnenſchein, der aber nur leuchtet, nicht wärmt, die weite, ſtille, in vollſter Ruhe liegende Eislandſchaft, bald brauſen heftige Schneeſtürme darüber hin und hüllen alles in Nacht und Grauen; bald wölbt ſich der Himmel hoch und blau, ſo ſchön wie im milden Süden, bald verdüſtern ihn ſchwere, graue, tief dahinziehende Wolkenmaſſen. Der Kreislauf der Jahreszeiten bringt wenig Unterſchied in die Eintönigkeit der Polarlandſchaft, nur der Wechſel von Licht und Finſternis macht ſich geltend. Die Wiederkehr der ſchon am Ende des kurzen, eigentlich ſeinen Namen überhaupt nicht verdienenden Sommers unter den Horizont verſinkenden Sonne mildert etwas die grauſige Winterkälte. Sie ſchafft zum Teil offenes Waſſer, läßt die Eisflächen berſten, daß Rinnen ſich bilden, die ſich erweitern oder auch wieder ſchließen können; ſie läßt die Eisſchollen im Verein mit Wind und Wellen in Bewegung geraten, daß ſie wie eine Herde in gleicher Richtung dahin treiben, ſich drängen und ſchieben, übereinander packen, oftmals ſteil aufrichten zu den wunderbarſten Geſtaltungen. Aber kein Pflanzenleben, kein das Auge erfreuendes Grün, geſchweige denn Blumen und Blüten bringt die Sommerſonne in den fernen Breiten um den Pol hervor und damit fehlt gerade das, was ſonſt für den Sommer charakteriſtiſch iſt. Es bleibt Froſt, Eis und Schnee. Dichte Nebelmaſſen verkünden das Nahen des Herbſtes und damit den Anfang der Polarnacht in ihrer Großartigkeit und Erhabenheit, aber auch mit ihren Schrecken. Die Forſcher, die todesmutig jene eiſigen Gefilde aufſuchten und dort die lange Winternacht durchlebten, ſchildern ſie als etwas wunderbar Schönes und Erhabenes, Ergreifendes. Der Himmel bildet eine großartige Farbenſymphonie. Hoch oben tiefblau, mit goldenen Sternen durchwirkt, dann durch märchenhafte, grüne Töne ganz allmählich in unmerklichen Übergängen nach dem Horizont zu

in Violett übergehend, ein Bild, wie es keines Künstlers Pinsel wiederzugeben imstande wäre. Die Eisfelder und Eishügel, von den letzten, verlorenen Strahlen der Sonne getroffen, sind mit zarten, rosafarbenen Tönen überhaucht, gegen welche die Schatten violettblau erscheinen. Unvergleichlich aber und die kühnsten Phantasiebilder übertreffend wird die Pracht des Himmels, wenn das schönste Phänomen der hochnordischen Winternacht, das Nordlicht, aufflammt und in stetem Wechsel seine farbigen, bald goldigen, bald grünen, roten und violetten, hell leuchtenden und strahlenden Lichtgarben über die Himmelskuppel breitet, jetzt als glitzernde Strahlen, jetzt als Flammenzungen, dann wieder als Wellen oder breite Bänder — bald erlöschend, dann wieder plötzlich aufleuchtend, in unaufhörlichem Wechsel — alles in tiefstem Schweigen, dem Schweigen des Todes, der Unendlichkeit. Aber nicht immer herrscht in jenen Regionen Ruhe und Stille. Wenn das Eis zu treiben und zu bersten beginnt, dann hebt ein Getöse an, das bald wie das Toben hoch herabstürzender Wassermassen klingt, bald ein Krachen und Poltern ist, zu donnerartigem Dröhnen sich steigernd oder wie heftiges Geschützfeuer anzuhören. Kommt hierzu das Brausen und Sausen des Sturmes, der das Meer aufwühlt, wo es vom Eise frei, so gibt es ein Konzert, das in vollendeter Weise zu der Wildheit und Erhabenheit der landschaftlichen Szenerie paßt.

Eine eigenartige Tierwelt bewohnt jene Regionen des ewigen Eises, arm an Formen, aber um so merkwürdiger und sonderbarer in Bau und Lebensweise. Robben und Wale, denen das Meer mit seinem auch in den entlegensten und unwirtlichsten Gegenden schier unerschöpflichen Reichtum an Organismen Nahrung in Hülle und Fülle spendet; Eisbären und Polarfüchse, Möwen und Alken, das sind die Vertreter der höheren Tierwelt, die in den zirkumpolaren Teilen des Erdballes ihr Dasein fristen und allen Schrecknissen jener rauhen Natur standhalten. Teils schützt sie vor der grimmigen Kälte ein dichtes Haar- oder Federkleid, teils ist ihr Körper in eine die selbsterzeugte Körperwärme festhaltende Speckschicht eingehüllt. Wo noch wenigstens zeitweise im Jahre der Erdboden frei wird von Eis und Schnee, wo eine noch so dürftige, aus Moosen, Flechten und spärlichen, verkümmerten höheren Pflanzen bestehende Vegetation auftritt, da wird sofort das Tierleben reicher. Da siedelt sich eine mannigfaltigere Vogelwelt an, da zeigt sich Insektenleben, da wandert das Ren und der Moschusochse.

Besonders das letztere Tier ist eine höchst eigentümliche Erscheinung, halb an ein Rind, halb an ein Schaf erinnernd, im Gehörn am meisten dem Weißschwanzgnu gleichend. Man darf wohl mit Fug und Recht den Moschus- oder, wie er treffend auch wohl genannt wird, Schafochsen als einen der sonderbarsten Typen aus der so formenreichen Gruppe der Wiederkäuer bezeichnen, in der er einen Übergang zwischen den Rindern und Schafen bildet. Sein überaus dicker, zottiger Pelz, der eigentlich nur

den unteren Teil der Füße freiläßt, ganz ähnlich wie bei dem im rauhen Klima des Hochlandes von Tibet lebenden Yak, schützt gegen die schärfste Kälte, die Muffel ist ebenfalls dicht, wenn auch kurz, behaart. Die stämmigen, verhältnismäßig kurzen Beine ermöglichen sicheren Gang auf schlüpfrigem und glattem Boden bzw. auf Schnee und Eis, sehr breite, flache Hufe verhindern das Einsinken des Körpers auf sumpfigem Grunde, kurz das ganze Tier zeigt sich in seinem Körperbau aufs beste dem Aufenthalt in den hochnordischen Regionen angepaßt. Wie alle Tiere, die wenig oder gar nicht mit dem Menschen zusammentreffen und seine nähere Bekanntschaft noch nicht gemacht haben, zeigt auch der Moschusochse ein nach unseren Begriffen wenig intelligentes, vielmehr stumpfsinniges Wesen. Ohne Besinnen und ohne Überlegung folgt das Rudel blindlings seinem Führer, meist einem alten Bullen, der sich die Herrschaft über die übrigen Mitglieder der Herde im Kampfe mit anderen Mitbewerbern errungen. Fast beständig auf der Wanderung begriffen, durchstreifen die Moschusochsen das ganze Jahr hindurch weite Gebiete, im Sommer verhältnismäßig gute Zeiten mit ausreichender Äsung genießend, im Winter um so schwerer um ihre Existenz kämpfend. Neugierig und ohne Arg nähern sie sich bis auf kurze Entfernung dem ihr Gebiet betretenden Menschen, nehmen auch wohl eine drohende Haltung an, bis sie den Knall und die verderbliche Wirkung des Feuergewehres kennen gelernt haben. Dann ist es aus mit der Vertrauensseligkeit, Mißtrauen und Vorsicht gewinnen die Oberhand und der Moschusochse wird ein ebenso scheues Wild wie die anderen frei lebenden Wiederkäuer.

So eigentümlich in seiner äußeren Erscheinung der Moschusochse unter dem zirkumpolaren Landsäugetieren sich ausnimmt, ebenso sonderbar ist nach Gestalt und Aussehen unter den Wasserbewohnern das Walroß. In aller und jeder Beziehung bildet es den vollkommensten Gegensatz zu jenem. Der Moschusochse ein Landbewohner, das Walroß ein Schwimmer und Taucher ersten Ranges, jener mit dem denkbar dichtesten Pelz versehen, dieses fast unbehaart; jener ausgesprochener Vegetarier, dieses Carnivore bzw. Fischfresser. Übereinstimmend bei den beiden sonst so verschiedenartigen Tieren ist einerseits die vollkommene Anpassung an den Aufenthalt in hohen Breiten mit andauernder starker Kälte und sonstiger Witterungsunbill, anderseits eine durch die Beschaffenheit der sie umgebenden Natur bedingte eigenartige Ausbildung der geistigen Eigenschaften. –

Schweigend liegt im fahlen Schein der nur mattes Licht, aber keine Wärme spendenden Sonne das weite Eisfeld da. Bis an die den fernen Horizont begrenzenden Höhen dehnt es sich in schneeiger Weiße aus, hier und da unterbrochen von aufgetürmten Schollen von Treibeis und durchsetzt von einzelnen Wasserrinnen, die schwarz von der weißen Eisfläche sich abheben. Kein Ton unterbricht die Einsamkeit und das Schweigen, kein Vogel

R. E. Peary. *Nordpol-Expedition 1905/06.*

Moſchusochſe. Alter Bulle, von Hunden geſtellt.

R. E. Peary. *Nordpol-Expedition 1905/06, Nares-Land.*

Die Moschusochsenherde auf Nares-Land von Hunden gestellt.

läßt seinen Ruf hören, wie ausgestorben scheint die Welt. Da erheben sich in einer breiten Rinne eigentümliche Wellen, die sich nach dem Rande des Eises hin bewegen. Ein unförmliches, dunkles Etwas erhebt sich aus dem Wasser, ein lautes Blasen und Schnauben ertönt, dann verschwindet die rundliche, schwarze Masse, um nach einiger Zeit wieder zu erscheinen. Noch ein solches Ding taucht auf, noch einige mehr. Das Blasen und Schnauben nimmt zu. Jetzt nähern sich die dunklen Klumpen dem Eise, erheben sich an einem Rande, haken sich mit zwei langen, weißlichen Auswüchsen an die feste Unterlage und rutschen schwerfällig heraus aus dem Wasser. Walrosse sind es, die unbehilflich ihre unförmlichen, plumpen Körper von gewaltigen Dimensionen auf dem Eise fortschieben, bis sie einen ihnen zusagenden Platz gefunden haben, auf dem sie der Ruhe pflegen wollen. Wahre Fleischklumpen, die aussehen, als wären sie mit ihrer Entwicklung nicht fertig geworden, so ohne fest umschriebene Form und Gestalt, alles in weichen, verschwommenen Linien, eine fast formlose Masse mit allerhand Vorsprüngen und Vertiefungen, aus denen sich mit Mühe tierische Formen und Gliedmaßen erkennen lassen. Der ganze Körper gleicht ungefähr einem Sack, keine Spur von Muskulatur markiert sich äußerlich, obwohl der Haut die bei vielen Tieren die Muskulatur verbergende Behaarung fast ganz fehlt. Dieser Mangel an ausgesprochener Modellierung des Körpers hängt zum Teil mit der mächtigen Speckschicht zusammen, die sich unter der Haut des Walrosses ausbreitet und die einen ganz vorzüglichen Kälteschutz bildet. Diesen braucht das Tier um so notwendiger, als es einerseits, wie erwähnt, fast unbehaart ist, anderseits aber außerordentlich hohen Kältegraden von mehr als fünfzig Graden Celsius wenigstens zeitweise ausgesetzt ist und bei seinem andauernden Aufenthalt in eisigem Wasser als warmblütiges Säugetier ohne eine ganz besonders gut funktionierende, wärmehaltende Hülle nicht existieren könnte. Das ganze Haarkleid beschränkt sich zur Hauptsache auf einen Wust von reihenweise die Lippen besetzenden, dicken, herabhängenden Borsten, die wie ein struppiger, ungepflegter Schnurrbart aussehen. Sonst zeigt die bräunliche, zum Teil, wenigstens bei jungen Exemplaren, schmutzig rötlich erscheinende, grobe und von Falten und Furchen durchzogene Haut keine Behaarung — aus guten Gründen, denn ein stark behaartes, bei heftiger Kälte das Wasser bewohnendes, gelegentlich aber auf das Trockene sich begebendes Tier würde sofort von einer dicken Eiskruste bedeckt sein, die sich immer mehr vergrößern und dem Tier schließlich seine Beweglichkeit rauben würde. Wir sehen die gleiche Erscheinung bei den ebenfalls unbehaarten Walen, die auch weit in die Polarregionen vordringen.

Einmal auf dem Eise lagernd, bleiben die Walrosse stundenlang in derselben Stellung und tagelang auf demselben Platze, falls sie nicht gestört werden. Aber wer sollte sie denn an ihrem unwirtlichen Aufenthaltsorte

Digitized by Google

ſtören? Der einzige Feind, der möglicherweiſe in Betracht kommen könnte, wäre allenfalls der Eisbär. Aber den fürchtet das alte, ausgewachſene Walroß nicht, da es in ſeinen gewaltigen, ſechzig bis achtzig Zentimeter langen, weit aus dem Maule herausragenden oberen Eckzähnen eine Waffe beſitzt, vor der ſelbſt der mächtigſte und ſtärkſte Polarbär Reſpekt hat. Höchſtens jungen Tieren kann der Bär gefährlich werden. Säbelförmig gebogen, nach unten gerichtet, werden die Eckzähne, die bei beiden Geſchlechtern gefunden werden, ſowohl als Waffe als auch als Haken zum Feſthalten am glatten Eiſe benutzt. Das Walroß haut ſie feſt in das Eis ein und arbeitet dann ſeinen ungefügen Körper heraus aus dem Waſſer auf die glattrandige Eisfläche. Auch bei den Kämpfen der Männchen untereinander um die Weibchen bedienen ſie ſich ihrer Hauer als Waffe und bringen ſich oft tiefe Wunden und lange Riſſe damit bei, ſo daß die Haut derartiger alter Kämpen bedeckt iſt mit Narben und Schmiſſen. Da die Walroſſe faſt ſtets in Geſellſchaften auftreten, ſo würde es dem Eisbären, der es wagte, ein Mitglied ſolcher Geſellſchaft anzugreifen, ſehr ſchlecht ergehen, denn ſo ſtumpfſinnig und wenig geiſtig regſam die koloſſalen Tiere ſind, ſo halten ſie doch zuſammen und kennen auch keine Furcht. So liegen denn die ſchweren Körper, deren Gewicht ſich bei alten Exemplaren wohl auf zwanzig bis dreißig Zentner belaufen kann, unbehelligt auf ihrem kalten Ruheplatz, genießen die ſpärlichen Strahlen der Sonne und geben ſich dem dolce far niente mit demſelben Behagen und derſelben Ausdauer hin, wie waſchechte Lazzaroni. Geſellt ſich ein neuer Ankömmling zu einer Gruppe ruhender Walroſſe, ſo wird er nicht eben freundlich bewillkommnet. Beſonders die alten Männchen laſſen ſich nicht gern in ihrer Ruhe ſtören, ſondern werden ſehr verdrießlich und ärgerlich, wenn ihnen einer zu nahe kommt. Sie grunzen laut, wälzen ſich hin und her, rücken dem neu Ankommenden bellend entgegen und ſuchen ihm die langen Hauer in den Rücken zu ſtoßen. Der Angegriffene weicht aus oder nimmt eine demütige Stellung ein, indem er den Kopf niederbeugt und auf das Eis legt. Das ſcheint den alten Herrn zu beruhigen, denn er läßt von weiteren Angriffen ab und wälzt ſich wieder in ſeine Sieſtalage, nicht ohne gelegentlich noch ein paarmal drohend aufzufahren, wenn der Fremdling ſich rührt. Aber ſchließlich gewinnen Stumpfſinn und Phlegma die Oberhand und alles liegt ruhig. Trotz der wenig freundlichen Behandlung, der jeder neue Ankömmling ausgeſetzt iſt, ſind doch die Walroſſe von ſo großem Geſelligkeitstrieb beherrſcht, daß ſie ſtets die Geſellſchaft von Artgenoſſen ſuchen. Man ſieht daher auch ſelten einzelne Exemplare, faſt immer kleinere oder größere Geſellſchaften, die an günſtig gelegenen Örtlichkeiten zu ſtarken Herden von Hunderten von Tieren anwachſen. In früheren Zeiten, als den Tran liefernden Robben wegen der Häufigkeit der mehr Gewinn bringenden Wale noch weniger nachgeſtellt

Aus: Nansen, In Nacht und Eis.

Walroſſe im Waſſer.

wurde, ſollen ſogar Herden von mehreren tauſend Exemplaren von Walroſſen beobachtet worden ſein. Aber die Zeiten ſind dahin und werden nie wiederkehren. Es iſt das alte Lied von der Habgier und Gewinnſucht des Menſchen, von dem ſinnloſen Wüten gegen die Natur, das zur Vernichtung ſo vieler Tierarten geführt hat! Noch jetzt findet man an manchen Küſtenſtrecken des Nördlichen Eismeeres zahlreiche Schädel und Skeletteile von Walroſſen, die in der Sonne bleichen und ein trauriges Zeichen bilden, daß dort ehemals ganze Herden der großen Tiere vernichtet wurden. Da die Walroſſe wegen der Art ihrer Ernährung durchaus an die Küſten gebunden ſind, ſo entfernen ſie ſich nie weit von ihnen und deshalb iſt es ſo gut wie ausgeſchloſſen, daß ſie Gegenden, in denen ſie ausgerottet wurden, ſpäter wieder beſiedeln.

Der Hunger treibt ſchließlich auch das faulſte und bequemſte Walroß von ſeinem Ruheplatz, denn der Magen fordert auch bei ihm gebieteriſch ſein Recht. Schwerfällig ſchiebt ſich einer der Koloſſe nach dem anderen auf den untergeſchlagenen Hinterfüßen ins Waſſer, ſchnaubend und pruſtend, tauchend und ſchwimmend geht es geſchickt und behende in dem den Tieren mehr zuſagenden Element auf die Nahrungsſuche. Bis zum muſchelbedeckten Grunde des Meeres taucht das Walroß hinab, reißt mit ſeinen Hauern den Boden auf und ſucht ſich die dort ſteckenden Muſcheln verſchiedener Art.

Digitized by Google

Auch frißt es wohl die im Schlamm lebenden Würmer und vielleicht allerlei sonstiges Getier. Besonders werden Miesmuscheln, Bohrmuscheln, Sandklaffmuscheln und allerlei andere Zweischaler aufgelesen, wobei natürlich Algen, Tang, Sand, Steine und derartige Stoffe mit in den Magen des Walrosses wandern, so daß man früher annahm, es ernähre sich wenigstens zum Teil auch von Meerespflanzen. Das hat sich aber als Irrtum herausgestellt, vielmehr geraten die pflanzlichen Stoffe nur zufällig in den Magen des Walrosses. Dagegen frißt es Fische, wenn es sie erlangen kann, und selbst das Fleisch eingegangener Seesäuger, deren Kadaver irgendwo an den Küsten antreiben und von denen das Walroß mit seinen Hauern große Fetzen losreißt.

Das Gebiß reduziert sich im Laufe der Zeit durch Ausfallen der Schneide- und eines Teiles der Backenzähne, so daß schließlich nur etwa drei Backenzähne in jeder Hälfte des Ober- und Unterkiefers bleiben, deren Kronen sich flach abkauen. Die langen Hauer wachsen zeitlebens weiter, da sie wurzellos sind, nutzen sich aber durch den Gebrauch an der Spitze fortgesetzt ab, so daß sie wohl nie mehr als höchstens achtzig Zentimeter Länge erreichen. Mehr und mehr verkleinert sich ihr Hohlraum, der größte Teil des Zahnes bildet eine solide Elfenbeinmasse, und obwohl der Umfang des Zahnes nicht bedeutend ist, genügt der Umstand, daß er aus Elfenbein besteht, um seinetwillen einen intensiven Jagdbetrieb auf die kolossalen Meersäuger zu eröffnen, um so mehr als ja auch der Tran ein Wertobjekt darstellt.

Die Jagd auf Walrosse ist nicht ungefährlich, da die großen Tiere im Wasser äußerst behende sind, sich auch als kühn und mutig erweisen, den Menschen keineswegs fürchten, sondern nicht selten ihm gegenüber zum Angriff schreiten. Ein ganz hervorragender Charakterzug des Walrosses ist dabei seine unbezwingliche Neugier, die es veranlaßt, sich jedem ihm fremdartig erscheinenden Gegenstand zu nähern, um ihn zu besichtigen und zu prüfen. So kommt es, daß sich ein Boot meistens ohne besondere Schwierigkeit einer Gruppe von Walrossen nähern kann. Da die Tiere bekanntlich auf dem Lande, bezw. auf dem Eise sehr schwerfällig sind, so sucht der Walroßjäger gern seine Beute auf dem Festen zu überraschen und muß sich daher dem Platze, wo Walrosse ruhen, möglichst leise und vorsichtig nähern. In hochnordischen Gegenden, wo die Tiere noch wenig von Menschen gestört worden sind, ist dies nicht so schwierig, da die phlegmatischen Fleischkolosse viel zu faul und bequem sind, um sich über irgend etwas aufzuregen. Sie zeigen nicht selten eine derartige Gleichgültigkeit, daß sie in aller Ruhe ganz aus der Nähe zu photographieren, ja zu berühren sind, ohne daß sie anders auf die Störung reagieren als durch ärgerliches Grunzen und Bellen. Der erste Schuß aber, der auf ein Stück abgegeben wird, ändert mit einem Schlage das Bild. Alles springt auf und stürzt, so schnell es die Unbehilflich-

Aus: Nansen, In Nacht und Eis.

Auftauchendes Walroß.

keit der Tiere geſtattet, nach dem Rande des Eiſes hin, um ſofort im Waſſer zu verſchwinden. Hier erhebt ſich ein ungeheurer Aufruhr. Laut brüllend vor Wut, peitſchen die erregten Tiere das Waſſer, daß der weiße Giſcht umherfliegt; ſie zertrümmern das Eis, kommen drohend auf die Jäger zugeſchwommen, als zeigten ſie nicht übel Luſt ſie anzugreifen. Wehe dem Boot, das ſich nicht rechtzeitig aus dem Bereich einer Herde derartig wütender Tiere, beſonders der ſtarken alten Bullen retten kann! Entweder verſuchen die aufs höchſte gereizten Walroſſe, ihre Hauer in den Rand des Bootes zu ſtoßen und es zum Kentern zu bringen, oder ſie heben es von unten her empor und kippen es um. Bewundernswert iſt es, wie geſchickt es die Grönländer verſtehen, in ihren leichten, fellüberzogenen Kajaks und mit ihren mehr oder minder primitiven Waffen die gefährliche Jagd auf Walroſſe auszuführen. Es gehört eine ganz beſonders hervorragende Geſchicklichkeit und Gewandtheit, dabei ein hoher Grad von Mut und Selbſtvertrauen dazu, ein ſolch gefährliches Unternehmen zu wagen. Das einmal in Wut verſetzte Walroß geht blindlings auf ſeinen Feind los und dabei iſt es im Waſſer von einer geradezu unheimlichen Schnelligkeit und Beweglichkeit.

Digitized by Google

Es kommt noch hinzu, daß es der Jäger nicht mit einem Tier zu tun hat, sondern mit einem Rudel, mit einer Gesellschaft, deren Mitglieder solidarisch füreinander eintreten. Bald hier, bald dort taucht ein großer, dunkler Kopf unheilverkündend auf, laut bellend und brüllend, das Meer in Aufruhr versetzend und nicht selten ist es um Boot und Mannschaft geschehen, wenn es nicht gelingt, aus dem Bereich der wütenden Bestien zu kommen. Ähnlich wie beim Elefanten ist der Schädel des Walrosses nur an bestimmten und nur wenigen Stellen für eine Büchsenkugel durchdringbar. Man muß suchen, seitlich den Kopf des Tieres in der Ohrgegend zu treffen. Schüsse von vorn pflegen ziemlich wirkungslos zu sein, außer wenn sie in den offenen Rachen des Tieres abgegeben werden. Tödlich getroffen, sinkt das Walroß im Meere zu Boden, ist also verloren, wenn es nicht gelingt, eine am hinteren Ende mit einer langen Leine verbundene Harpune in den Körper des Tieres zu stoßen, was bei der Dicke und Schlüpfrigkeit der Haut des Walrosses große Kraft und Geschicklichkeit erfordert.

Ein erlegtes Walroß bedeutet einen guten Fang für Grönländer, Eskimos und Polarfahrer, denen der Proviant knapp geworden oder ausgegangen ist. Bei dem bedeutenden Gewicht der Tiere liefern sie ein erhebliches Quantum Speck bzw. Tran und eine Menge Fleisch, das jedoch für einen europäischen Gaumen nur in der Not als schmackhaft gelten kann. Aber in der Not frißt bekanntlich der Teufel Fliegen und so hat sich auch, getrieben von Hunger, der ja der beste Koch ist, die Mannschaft so manches Grönlandfahrers glücklich geschätzt, wenn es Walroßfleisch gab. Das Abziehen der dicken Haut, die gegerbt ein ziemlich weiches Leder gibt und von den nordischen Völkerschaften zu allerlei Zwecken verwendet wird, ist ein schweres Stück Arbeit, das lange Zeit erfordert und viele Mühe verursacht. Außer ihr, sowie dem Speck und Fleisch werden von den Eingeborenen, ebenso wie beim Ren von den Lappen, fast alle Teile des Körpers irgendwie benutzt, so daß das Walroß für die Bewohner des hohen Nordens von höchster Bedeutung, ja vielfach unersetzlich ist. Die europäischen Waljäger erbeuten, seit der Walfang immer weniger ergiebig wird, die Walrosse um des Tranes und der Zähne wegen, wogegen die abgespeckten Kadaver eine willkommene Beute der Elfenbein-, Stummel-, Polar- und Raubmöwen werden, die sich alsbald, nachdem die Kadaver von den Mannschaften verlassen, in hellen Haufen dabei einfinden und unter lautem Geschrei und Gekeif ihr leckeres Mahl halten. Auch Eisfüchse und Eisbären stellen sich ein, worauf sich natürlich die ganze beschwingte Schar der Gäste ärgerlich zankend in die Lüfte erhebt.

Der Lebenslauf der Walrosse verläuft, solange der Mensch nicht in ihn eingreift, recht einförmig und abwechslungsarm. Gesellschaftsweise auf Eisschollen lagernd, verdämmern die Tiere einen großen Teil ihres Daseins in apathischer Ruhe, die durch die Nahrungssuche zuweilen erst nach tagelangen Pausen

Digitized by Google

Aus: Nansen, In Nacht und Eis.

Walroſſe, ruhend.

unterbrochen wird. Auf dem festen Lande oder dem Eise bewegen sich die schwerfälligen Tiere möglichst wenig, obwohl ihnen, im Gegensatz z. B. zu den Seehunden, die unter den Körper einschlagbaren Hinterfüße eine Art von Gehen ermöglichen. Trotz der großen Unbehilflichkeit und trotz der Schwere des Körpers vermögen die Walrosse doch, Eisfelsen von einiger Höhe und nicht unbedeutender Steilheit zu erklettern, wobei wie beim Landen auf glatter Eisfläche die Hauer als Stützen und Halt verwendet werden. Wenn die alten Tiere ruhen, müssen sie wegen der Länge der weit aus dem Maul herausragenden Stoßzähne entweder den Kopf auf die Seite oder auf irgendeine Hervorragung legen, wozu sie, wenn sie gesellig beieinander liegen, oft den Körper ihres Nachbarn benutzen. Meistens geben sich übrigens nicht alle Exemplare einer solchen Gesellschaft gleichzeitig dem Schlafe hin, sondern eins oder das andere hält erhobenen Hauptes Wache, wobei es dahingestellt sein mag, ob dies mit dem Bewußtsein geschieht, für das Gemeinwohl zu sorgen und bei etwa nahender Gefahr warnen zu können, oder ob es der Zufall mit sich bringt, daß dies oder jenes Individuum nicht schlafbedürftig ist.

Bei der Kleinheit der Augen ist anzunehmen, daß die Sehfähigkeit des Walrosses nicht gerade bedeutend ist. Es ist jedoch kaum etwas Genaues über die Sinne des Tieres anzugeben. Jedenfalls wäre es übereilt, aus dem Fehlen der äußeren Ohrmuschel und der Kleinheit der Ohröffnung auf geringe Hörfähigkeit zu schließen. Daß die Walrosse sich nähernde Menschen oft dicht herankommen lassen, ehe sie darauf reagieren, rührt weniger davon her, daß die Tiere die Annäherung ihrer Feinde nicht merken als daß sie, wie oben gezeigt, ungemein phlegmatisch und sich ihrer Stärke bewußt sind. Wenn hier und da beobachtet worden ist, daß Walrosse sich aus Gewehrschüssen nichts machten, so läßt sich dies wohl daraus erklären, daß sie an das Krachen und Knallen des berstenden Eises gewöhnt sind, das oft weit lauter und mehr donnerartig erfolgt als ein Büchsenschuß. Nicht selten bahnen sich die gewaltigen Meeresbewohner von unten her Zugänge durch zusammenhängende starke Eismassen, indem sie sie nach oben durchstoßen, um Atemlöcher oder Ausstiege zu gewinnen, wenn keine Risse oder Rinnen vorhanden sind. Ob die Tiere bei diesen Durchbrucharbeiten sich auch der Stoßzähne bedienen, wobei sie sich dann auf den Rücken legen müßten oder ob sie mit dem harten Schädel durch die Eiswand brechen, das ist nicht festzustellen.

Gegen Ende des Frühjahres macht sich eine gewisse Unruhe unter den Walrossen bemerkbar. Die Paarungszeit tritt ein und die alten Bullen machen ihren Gefühlen durch häufigeres lautes Brüllen, das sowohl an das Brüllen eines Rindes als auch an das Bellen eines großen Hundes erinnert, Luft, werden auch zanksüchtig und kampflustig, binden mit ihresgleichen an und geraten in heftige Kämpfe miteinander, in denen mit den Hauern schwere Wunden geschlagen werden, so daß mancher der Fechter schwer

Digitized by Google

bleſſiert von dannen zieht. Angeblich ſoll die Trächtigkeitsdauer ſich auf etwa neun Monate belaufen, worauf die Weibchen je ein Junges auf einer Eisſcholle zur Welt bringen — eine kalte Wochenſtube, in der ſich aber Mutter und Kind ſehr behaglich fühlen. Es kommt nur darauf an, wie man es gewohnt iſt. Die Mutterliebe iſt bei dem ſonſt ſo apathiſchen Walroß ſo hoch entwickelt, wie nur ſonſt bei irgendeinem Tier. Mit größter Zärtlichkeit bemüht ſich die dicke Walroßmama um ihren ebenſo dicken Sprößling, erzieht und lernt ihn an, verteidigt ihn gegen den Eisbären, den es wohl gelegentlich einmal nach einem zarten, jungen Walroß gelüſtet, nimmt im Waſſer das Kleine auf den Rücken, wenn es ermüdet — kurz ſie ſorgt in jeder Weiſe für ihr Kind. Mit Berſerkerwut verteidigt ſie es, wenn es angegriffen, mit höchſtem Grimm ſucht ſie es zu rächen, wenn es getötet wurde, und wehe dem Fangboot, das von ſolcher raſenden Walroßmutter erreicht wird! Nicht ſelten verſucht es letztere, den Körper des toten Jungen mittelſt der Vorderfloſſe davon zu ſchleppen. Anderſeits hält das Junge getreulich bei dem Leichnam der Mutter aus, wenn dieſe getötet wurde, ja, es folgt auf weite Strecken, wenn der Körper des alten Tieres mit dem Fangboot im Waſſer fortgeſchleppt wird. So ſehen wir bei dieſen körperlich ſo ſchwerfälligen und geiſtig ſcheinbar ſo niedrig ſtehenden Tieren die zarteſten Seelen- und Gemütsregungen, die uns ſo manche geiſtig hoch ſtehenden Tiere ſo ſympathiſch machen, ebenfalls in ſchönſter Entfaltung. Keinenfalls darf man ſich verleiten laſſen, aus der plumpen Geſtalt und den ungeſchlachten Bewegungen auf ein niedriges geiſtiges Niveau des Walroſſes zu ſchließen. Iſt doch auch der unbeſtritten kluge und gelehrige Elefant keineswegs durch elegante, beſtrickende Formen ausgezeichnet.

Wie aus dem früher Geſagten hervorgeht, iſt das Walroß ein Bewohner der Küſten und Inſeln ſowie der Eisfelder des hohen Nordens, und zwar findet es ſich zirkumpolar auf beiden Hemiſphären. Gleich vielen anderen nutzbaren Tieren iſt ſein Beſtand in den letzten Jahrzehnten ganz außerordentlich zurückgegangen. Nicht nur, daß ſo große Herden wie in früherer Zeit nicht mehr beobachtet werden, iſt es auch durch die intenſive Verfolgung der es ausgeſetzt iſt, aus manchen Gegenden, die es früher bewohnte, ganz verſchwunden. Es iſt nicht ſehr unwahrſcheinlich, daß es im Mittelalter bis nach den Küſten von Nordſchottland und Skandinavien kam; von den Orkney-Inſeln iſt es ſogar feſtgeſtellt, das dort zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts verirrte Exemplare wirklich erbeutet worden ſind. Jetzt iſt es anzutreffen an den Küſten von Grönland, in der Baffinsbai und zwiſchen allen Inſeln bis nach der Behringsſtraße; von dort geht ſein Gebiet an den Küſten des nördlichen Sibirien weiter, ebenſo um Nowaja Semlja und Spitzbergen, ſowie nach den Küſten von Alaska und nach den Aleuten. Es wird aber in dieſem weiten Gebiet nicht gleichmäßig verteilt angetroffen,

Auf dem Eise ruhende Walroßherde.

Aus: Nansen, In Nacht und Eis.

Aus: Nansen, In Nacht und Eis.

Walroßjagd.

ſondern tritt mehr ſporadiſch auf, fehlt dagegen auf weite Strecken. Bei der geringen Vermehrung des Walroſſes und der fortgeſetzten Jagd auf das ſchwerfällige Tier iſt eine rapide numeriſche Abnahme bei ihm nicht verwunderlich und es iſt abzuſehen, daß es, wenn die Dinge ſo weiter ihren Lauf nehmen, in nicht allzulanger Zeit das Schickſal der Stellerſchen Seekuh teilen wird und in die lange Liſte der Tiere eingereiht werden muß, die es nicht mehr gibt.

Fledermäuse.

Von Else Soffel.

1. Erwacht.

März ist da, Frühlingsluft streicht in helle, hohe Schloßzimmer und in kleine, niedrige Arbeiterstuben, in die offene Dorfkirche und über die mürben Grabsteine, die welken Blumen davor.

Sie streicht über braunes Feld, treibt wie eine geschwellte Fahne sanft über Äcker. In alte Gewölbe und dumpfe Keller stiehlt sie sich und weckt dort ein Erinnern, in Schächte und Stollen dringt sie und schwellt die Brust des Bergarbeiters mit heimlich-tiefer Sehnsucht nach Licht und Leben.

Von der feuchtblinkenden, körnigen Wand drunten löst sich ein Schatten, durchflattert den halbhellen Raum, taucht dann wieder in die dunkle Ecke, erscheint und verschwindet in phantastischem Spiel. Niemand beobachtet es im verlassenen Schacht.

Nur dumpf aus unterirdischen Fernen dröhnt hin und wieder der Schlag der Äxte, das Rollen der Wagen und Maschinen, dumpf wie das Leben dem entrinnenden Bewußtsein des Schläfers. Regelmäßig und unermüdlich kommt das klingende Spiel der Tropfen von der kalten Decke herab, in das trübbraune Wasser, was den Vorraum füllt.

Dahinter liegt das Quartier der Fledermäuse.

Sie waren nacheinander gekommen, wie sie Wind und Wetter hereingetrieben. Das Mäuseohr als erstes, es floh den naßkalten Oktober draußen. Die Männchen kamen vor den Weibchen, empfindlicher gegen Wind und Wetter, und hingen sich frei an Seitenwänden auf, die Weibchen taten sich nachher auch zusammen in besondere Kammern — Geschlecht hing bei Geschlecht — einzelne zwängten sich in Spalten und Risse. Mochte nun droben der Wind in den schlecht verwahrten Dachböden hausen, in die alte Waldkapelle fahren und klirrend die zerbrochenen Fensterscheiben durcheinander werfen, durch die an Sommerabenden der Flug gegangen war!

Das Mäuseohr, geschützt und schlaftrunken im Schoß der Erde hängend, hat den Sommer vergessen.

Noch zuckt hin und wieder leise eines der kopfunter hängenden rauchbraunen Klümpchen, dreht sich, wie ein haftendes Blatt im Winde, eine Spinne an ihrem Faden, an einem Hinterfuß. Eine Daumenkralle greift suchend vor, der Körper schwingt sich für einen Augenblick in wagerechte

Douglas English. *Vivarium.*

Große Hufeisennase, sichernd.

Lage, ein schwarzes Etwas — der letzte Herbstunrat — fällt zur Erde, der Körper schwingt sich zurück. Ein paarmal wiederholt sich noch das gleiche Schauspiel — ein schaukelnder Körper, ein rinnendes Geräusch, ein Hinterfüßchen, was neuen Halt sucht, — das letzte Zittern und Zucken eines Lebendig-Toten, dann unbeweglich tiefe Stille.

Nur das Erscheinen der Hufeisennasen, die allein es wagen, neben dem bissigen Mäuseohr winterlang zu nächtigen, bringt noch ein Störung.

Sie kommen, rötlichgrau und grau — die letzteren zuerst, die empfindlichen Männchen — danach auch die bräunlichgraue kleinere Verwandte. Suchen die Plätze des so sorgfältig ausgewählten Winterquartiers ab, entleeren sich, machen noch einem eklen Schmarotzer im Pelz den Garaus. Die emsig-nervöse Zwergin, die kleine Hufeisennase, braucht länger um zur Ruhe zu kommen, als die anderen.

Doch endlich ist auch ihr alles genehm. Sie hängt sich an einen Steinzapfen der Wand, die Flughäute als Mantel um sich geschlagen, und schläft.

K. Soffel *Schloß Bischofstein, August 1910.*

Pärchen der Großen Hufeisennaſe in einer Bodenkammer.

Nichts mehr ſtört die Stille. Die Tropfen, die ſonſt in ſtetem Gleichklang von der Decke herunter in das ſtille Waſſer kamen, erſtarren droben allmählich zu ſchmutzigem Eis. Draußen, droben iſt es Winter geworden.

* * *

Aber heute ſind ſie erwacht. Erwacht an der eigenen Schwäche und an der Luft, die wie laues Waſſer in den dunklen Schacht hinabgeſpült kommt und dumpf die Erinnerung an droben weckt. Und von nebenan tönen auch die fallenden Tropfen, daß Schnee und Eis vorbei —

Die kleine Hufeiſennaſe ſchlägt zuerſt den Mantel auseinander. Noch an ihrem Schlafplatz hängend, hebt ſie den kleinen Kopf mit großer Kraft in die Höhe, ſchnuppernd — mit Naſe und Ohren zugleich wittert ſie ſich zum Leben zurück. Denn die ſchwarzen winzigen Augen, die in dem grauen Geſichtspelz glitzern wie zwei Stecknadelköpfe, können in der Sache nicht viel tun, das koſtbare Werkzeug der Naſe mit ihrem Aufſatz, der großen Schallfänger, müſſen die Hauptarbeit leiſten.

Digitized by Google

Douglas English. *Vivarium.*

Kleine Hufeisennase, ſchlafend und die Flughäute um ſich geſchlagen.
Seitenanſicht.

Wie ſie ſo dahängt, den pelzigen Kopf mit den durchſcheinenden Ohren nach oben erhoben, in beſtändiger, kleinlich-haſtiger Bewegung, erinnern die runden Augen, die vorgeſchobenen breiten Kiefern, die zurückgeſchobene Stirn, der ganze pelzgehüllte Körper an einen boshaften kleinen Affen. Doch ſobald ſie fliegt, wird dieſe Ähnlichkeit verſchlungen, das Bewußtſein taucht in längſt geweſene Erdepochen, die Geſtalten lange zu Phantaſiegebilden gewordener Flugechſen miſchen ſich mit den Schreckbildern von Geiſtern der Nacht, von dumpfem, unerlöſtem Menſchenhirn erſonnen.

Seitdem es nicht mehr ſchläft, iſt das kleine Äffchen beſtändig munter und beſchäftigt. Erſt hat es ſich mit allen Sinnen von den umgebenden Verhältniſſen unterrichtet, dann geht es an das Inſtandſetzen der Toilette. Die Flughäute ſind trocken und ſpröde, der Pelz wird geglättet, ein am Leben gebliebener Schmarotzer wird aus dem Felle gekratzt. Die rote Zunge fährt mehrmals ſchnell über die Haare, die Flügel — ein Hinterfuß langt in die Schnauzengegend, dann zurück zu der geſpreiteten Flughaut, um den

Douglas English. *Vivarium.*

Kleine Hufeisennaſe, ſchlafend und die Flughäute um ſich geſchlagen.
Von vorne geſehen.

Tropfen gelben Öls, den Drüſen zwiſchen Auge und Naſe entnommen, zu verreiben.

Das iſt das Zeichen zum Aufbruch! Die Flughäute breitend, während ſie ſich fallen läßt, flattert die kleine Hufeiſennaſe einige Male im Raum hin und her, dann zieht ſie der Luftzug, der von droben in den Schacht ſtrömt, hinauf.

* * *

2. Mondnacht.

Die Sonne iſt untergegangen, eine fahle Bank ſteht noch im Weſt, die Gegend liegt zwiſchen hell und dunkel. Groß und ſchattenhaft wachſen Bäume, Häuſer und Kirchtürme in den lichten Abendhimmel hinein. Das iſt Fledermauszeit, die Zeit der Weſen zwiſchen Tag und Nacht, der Dämmerungs-

Douglas English. *Vivarium.*

Große Hufeisennase, kriechend.

gedanken der Natur. Um dieſe Zeit regt ſich's im Halbdunkel der Kirchen, um verſtaubte Grüfte. Das Mäuſeohr fliegt aus, trägen, geraden Flugs, langſam wie eine Krähe die ſchwarzen Flügel ſchlagend. Aus zerbrochenem Spitzbogenfenſter, wo die kleinen Vögel im Schlaf eine trunkene Strophe zwitſchern, zwiſchen Efeuranken kommt ſie an die helle Nacht, auf weite Plätze. Sie kommt aus hohen Kirchen, weiten Schlöſſern, Enge iſt ihr verhaßt. Nicht mit plötzlichen Wendungen, in knitterigem Flug um Winkel und Büſche, auf freiem Platz aus weiter Entfernung erlauſcht ſie den Raub, den ſurrenden Maikäfer, das Goldafter, die weiße Geſpinſtmotte.

Ihr nach hat aus blühenden Efeuranken die Zwergfledermaus ſich losgehäkelt, kleinlich behende. Die mondbleichen Kreuze im alten blumenüberwucherten Gottesgarten ſtreift ſie in niedrigem Flug, ſchwirrt dann hoch zwiſchen blühenden Linden hin, fliegt den Gebäuden lang, den zuckenden Schatten an blaſſer Wand zum Begleiter. Nach dem Gut geht ihr Weg. Dort iſt der Ökonomiehof ſtill geworden. Hinter großen Holztoren klirren die Ketten, dumpfes Tiergeſtöhn, Puſten und Scharren dringt heraus. Die Fledermaus

K. Soffel. *Schloß Bischofstein, Mai 1910.*

Große Hufeisennase.

Blitzlichtaufnahme in einem Zimmer in dem Moment, als das Tier einen Vorhang anfliegt.

Digitized by Google

K. Paul. *Glogau, Juni 1908.*

Speckmaus. 4 Tiere an einer Mauer.

K. Soffel. *Salona (Dalmatien), Mai 1909.*

Waſſerfledermaus auf einem Schutthaufen (Blitzlichtaufnahme) kriechend.

K. Soffel. Schloß Bischofstein, Juni 1910.

Große Hufeisennase, sich putzend.

taumelt über den lichtbeschienenen Hof, taucht in die dunklen Ecken. Wo Vieh ist, gibt es Fliegen. Auf und ab geht ihr Flug, an der weißen, beworfenen Wand; sie hört drin das Schnaufen der Pferde. Auf und ab. Dann ist sie plötzlich wie ausgelöscht. Hier — jetzt wieder — in lautloser Unstetheit. Ein einzelner Mensch schlürft über den Hof, der Mond schaut herunter. Und rastlos geht das zuckende Spiel des Fliegers, ruhlos und unwirklich zugleich, wie ein friedloser Gedanke. Auf und ab —

Über dem großen Holztor ist eine kleine Lücke in der Mauer, das Holz schließt dort nicht dicht an.

Von dort kann man in den Stall gelangen. Und drin ist Nahrung in Fülle.

Aber solange der Mond im Steigen war, ging es draußen an der weißen Wand. Auf ab, auf ab. Der Hof wurde nicht leer von den Ruhlosen, bis der Mond ging.

Er ging und als er tief im Westen erblaßte, fand er die Zwergfledermaus hängend im Efeugeranke — über ihr dachten die Rotschwänzchen schon

Digitized by Google

K. Soffel. *Salona (Dalmatien), Mai 1907.*

Wasserfledermaus.

Blitzlichtaufnahme in unbewohntem, zerfallenem Gebäude.

K. Soffel. *Salona (Dalmatien), Mai 1909.*

Wasserfledermaus, ruhend.

Blitzlichtaufnahme in einem verfallenen Raume.

K. Soffel. *Salona (Dalmatien), Mai 1909.*

Wasserfledermaus, unruhig vor dem Abfliegen.
Blitzlichtaufnahme in unbewohntem, zerfallenem Gebäude.

Douglas English. *Vivarium.*

Große Hufeisennase.

ans Erwachen —, das Mäuseohr in der weiten Pfeilerhalle der halbverfallenen Schloßkapelle.

Die große Speckmaus, die „Nächtliche", die mit reißendem Flug heimkehrte, sah er von der Schleiereule empfangen, im Winkel des Dachbodens. Sie, die noch eben dem Falken getrotzt. Der Mond glitt hinunter — durch eine Ritze hat er's noch eben gesehn — und glitt über den Wasserspiegel des großen Schloßteichs. Dort waren die Wasserfledermäuse heute den Abend lang unter der Brücke durchgeflogen, hatten — lichtgraue, flüchtige Gestalten vor dem Dunkel der Bäume — über dem stillen Spiegel gejagt, sich in dem Weidengeäst darüber zur Ruhe gehängt. Oder in Reihen dort gesessen, wo das Mauerwerk des verschnörkelten Lusthauses im Wasser stand. Dort erstarrten auf hohen Pflanzenstengeln die Libellen zur Nachtruhe. Allerhand Schlamm war in der Ecke angeschwemmt, über dem die Wärme brütete, der moosig grüne Stein stand mit seinem Fuß im Wasser. Mücken tanzen hier des Abends. Das war heute gewesen, jetzt ist es ganz still.

Wie rasch so ein Tag vergeht, dachte der Mond und ein Jahr, Jahr-

Douglas English. *Vivarium.*

Kleine Hufeisennase, kriechend.

hunderte! — Er wollte noch ins Schloß sehen. Leise glitt er über das Wasser hin, er sah, wie er schon langsam erblaßte. Im Schloß war noch Licht. Im hohen Zimmer mit dunkel-schwerem Möbel saß die Mutter des Schloßherrn — der Mond sah sie sitzen, im Niedergehn sah er herein, es war wie ein Schattenspiel. Im alten hochlehnigen Stuhl saß sie schlafend, das Buch auf den Knien, auf dem Schemel die Magd.

Nun zuckte die Hand der Alten, vom Mondstrahl berührt — das Buch fiel. Trüb brannte die Lampe.

Die Fledermaus wurde wach an getäfelter Wand, lautlos umschwirrt sie das Licht, das Haupt der schlafenden Alten berührt sie mit schwarzen Flügeln.

Der Mond zog vorüber. Im Osten wird es schon grau. — Wie doch ein Tag vergeht, ein Jahr, Jahrhunderte —

Die Fledermaus fand den Weg hinaus.

* * *

Digitized by Google

3. Zwergfledermaus.

Nicht weit vom Schloß ist ein kleiner Anger, ein Stück knapprasige Heide. Es steht dort der Rest eines Eichenhains, dicke, uralte Bäume. Der Sturm hat sie zerfetzt, mancher ist hohl wie ein alter Zahn, andere stecken Stummeln abgebrochener Äste in die Luft. Im November raschelt der Herbstwind in den braunen Blättern, und die Nebelfetzen hängen ihnen naß ums Haupt, aber im Frühling werden sie nochmal grün und im Sommer mästen sich die Schweine grunzend an den Eicheln satt, die massenhaft den Boden bedecken. Oft weht im Sommerwind ein altes Ritterlied über die Heide, wenn Sommerschwermut die Vergangenheit weckt und das Schloß im Traumglanz alter Tage liegt. Hirschkäfer schwärmen an lauen Abenden über dem grünen Laubdach, sitzen an den rissigen Borken, dunkel surrt das dicke Nashorn vorüber, ein einzelner Heldbock fliegt. An den Wänden hohler Bäume hat die Zwergfledermaus ihr Quartier. Dort verschläft sie den Tag.

Oder sie zwängt sich in das Loch, das zuvor die Hirschkäferlarve ausgefeilt. Klein genug ist sie ja dazu, kaum 7 Zentimeter mißt sie und davon kommen noch drei auf den Schwanz. Der alte Eichenveteran, der, den anderen ein wenig voran, die Waldwacht hält gegen das freie Land, beherbergt viele von ihnen in seinem Leib. Zu dreißig und fünfzig hängen sie in Klumpen aufeinander und lassen sich durch den Wind nicht stören, der dort hineinbläst, wie überall. Sie sind nicht zimperlich und nicht wählerisch, kaum des Winters. Von der alten Trutzeiche haben sie nicht weit nach Gehöften und Ställen. Spinner und Spanner gibt es am Waldrand, Mücken und Stechfliegen in der Nähe von Mensch und Tier. Jetzt im Juli, wo die Sonne noch lang am Himmel steht, hat die Zwergin nicht Eile mit dem Ausfliegen des Abends. Sie kommt immer zu dem, was sie braucht, trotzdem sie nicht allein fliegt. Ihr nach schnurren geradlinig und unbeholfen zwei Junge, die, im Mai geboren, jetzt angelernt werden sollen.

Vor kurzer Zeit hätt' es kein Mensch gesehn, daß sie mit der Alten ausflogen. Denn festgesogen an ihren Brustseiten trug sie sie mit sich herum, so machten sie ihren ersten Ritt in die Welt.

Die Kleinen sind hochgeborene Kinder, in den Dachsparren des Schloßturms zur Welt gekommen. Die alte Schloßuhr schlug bei ihrem Eintritt ins Leben. Dicht darüber, wo die Sparren zur Turmspitze zusammenlaufen, hing die Mutter. Die Sonne brütet auf den Dachziegeln, röstet das braune Holz. Im Sonnengeflimmer, was durch die Dachluken herein kann, tanzt jahrhundertealter Staub. Die Uhr dröhnt und atmet schwer, als hätten sich ihr Fledermäuse ins Werk gesetzt, die Ratten und Mäuse pfeifen.

Hier ist's gut sein und ungestört.

O. Grabham. *Yorkshire (England), Mai 1904.*

Zwergfledermaus an einer Mauer.

Dicht neben dem Ausflug — durch eine Luke über das Ziegelfeld in den Abend hinaus — hat sich die Zwergin aufgehängt. Dort wartet sie ihrer Stunde. Mit beiden Daumenkrallen hängt sie oben am Balken, den Körper einwärts zur Mulde gebogen. Die Turmuhr holt eben schnarchend zum Schlag aus, als ihr das Junge in die Tasche fiel. Die Alte tut, was ihr zukommt, befreit es, leckt es ab und wartet auf das zweite. Des Abends fliegt sie mit beiden.

Später lehrt sie sie die Flughäute brauchen und dem Turmfalken entgehn, sie zeigt ihnen den Weg zu Höfen und Stallungen, zum Wasser, und wo die rechten Schlupfwinkel sind für den Sommer, wo für den Winter, denn da gibt es Unterschiede. Ist auch die Zwergfledermaus nicht launisch wie die Verwandten, im Winter will sie doch gedeckt sein. Und feucht muß der Platz für den Winterschlaf sein — sonst fällt man vertrocknet zur Erde, ohne Erwachen.

Die Kleinen lernen schnell. Sie schnurren bald nicht mehr ängstlich hinter der Mutter her, ohne sich rechts und links zu wenden, sie fliegen in

behendem Zickzack hoch wo die fetten Mücken ſchwärmen und niedrig über dem Boden, dem müden Kerf nach.

Unterdeſſen iſt der Herbſt gekommen. Noch nicht der Spätherbſt, der ſie alle ins Quartier treibt, aber der Spätſommer, der den Männchen die Liebe ins Blut gießt.

Von den geſchnittenen Feldern ſteigt abends und morgens hin und wieder ein rauher Geruch auf und die Waldohreule iſt eifriger auf der Mäuſejagd als vorher.

Douglas English *Vivarium.*

Zwergfledermaus auf einem Aſt kletternd.

Aber noch iſt's nicht zu kühl des Abends — der Abendſegler ſchießt in reißendem Flug an ſtillen Waldrändern hin, und die Zwergfledermäuſe locken einander mit dünnen Stimmchen.

Wenige Tage darauf hat der Winkel oben im Dachfirſt des Schloßturmes auch die Begattung geſehn, die alte Uhr hat dareingeächzt wie bei der Geburt.

Und weil eben nicht genug Weibchen zur Stelle waren für alle, ſo ſahen die ledigen Männchen dem Geſchäft der anderen friedlich zu, bis auch ſie an die Reihe kämen.

Und ſie kamen alle zu ihrem Recht. Immer wieder hing ein Pärchen, halb in die Flughaut gehüllt, das Weibchen vom Männchen zäh umklammert, an den ſchwarzbraunen Balken im Turm.

Darnach kannten ſie ſich nicht mehr. Die trächtigen Weibchen hingen zuſammen und zogen der Eiche zu, in deren Innern ſie Schutz genug für den Winter fanden. Die Männchen zogen weiter und fanden im alten dumpfig-feuchten Keller jenſeit der Heide ein Unterkommen.

Es war ſchon ſpät im Jahr, denn die Zwergfledermäuſe fliegen bis tief

Douglas English. *Vivarium.*

Zwergfledermaus auf einem Aſt kletternd.

in den Herbſt. Durch den Eichwald ſchleppten die Nebelfrauen ihre naſſen Gewänder, als die letzten kamen. Und ſie ließen ſich auch winters nicht ganz einſperren. An hellen Tagen kamen ſie heraus und flogen ein Stück der Sonne nach, die blutrot hinter dem Eichwald ſtand. Wie Gedanken, die aufflattern und zurückſinken in Schlaf.

Aber mit der erſten Frühlingswärme kamen ſie wieder, lebendig, nicht anzuzweifeln. Und die plumpen, kurzen Jungen vom vorigen Herbſt erwachſen und unkenntlich mit ihnen.

Wieder beginnt ein Jahreslauf.

Wieder löſt ſich ein kleines Ei im Mutterkörper und tritt in den Samenſtock. Wieder gibt es im Mai kleine Junge, die ſich gierig an der Mutterbruſt feſtſaugen, von Mutterflügeln getragen in den Abend hinausſegeln und im Juli wie ſchwarze Schmetterlinge hinter ihr herflattern.

Graf zu Münster. *Linz, Mai 1910.*

Zwergfledermaus.

Wieder greifen im Eichwald die Zweige mit grünen Blättern verlangend in den Himmel und die Schweine mäſten ſich unten am Boden. „Solange die Erde ſteht, ſoll nicht aufhören Samen und Ernte, Froſt und Hitze, Sommer und Winter, Tag und Nacht!“

* * *

4. Die Ohrfledermaus.

Wenn der Abend zur Stadt kommt.

Wenn der Abend zur Stadt kommt, kommt er mit Wundern. Er bringt getroſtes Wandeln im Märchen, befreites Heimwärtsdrängen, beruhigtes Ausatmen.

In der Vorſtadt draußen iſt er am ſchönſten, zwiſchen Welt und Einſamkeit. An breiten, weich in die Dunkelheit ſich verlierenden Parkwegen ſind wie Blumen die weißen Lampen aufgeblüht, Blätter und Zweige, die über den Weg hängen, ſchimmern fremd in ihrem Glanze mit neuer Seele. In den Gärten hängen Fliederdolden ſchwer und lautlos von ſchwarzen Zweigen, wie duftende Früchte, nur zu brechen. Und dahinter ſteht ein Himmel, ſilber und blau, zart und milchig, nah und ſo weit. — Wie Geſang von ferne verebbt der letzte Lärm, Menſchenſchatten tauchen in Parkſchatten, weiche Laute wogen, als ſchwämmen ſie einen ruhigen Strom hinab. Und der kommende Mond vollendet nur, was die Lampen begonnen.

An der Straße ſteht ein weißes Haus. Es ſieht in den Garten hinein und mit ſeinem oberen Stockwerk drüber hinaus, ins ſchimmernde Feld. Seine Augen gehn bis dorthin, wo die Helle des Himmels ſich mit dem Dunkel der Erde berührt. Der Garten liegt im Schlummerduft ſeiner Blumen, ein Amſellaut quillt aus blühendem Buſch, ein Falter taumelt mit weichen Flügeln —

Vor dem Weiß der Mauer ſchwirrt ein Schatten, der hinter grünen Fenſterläden hervorgewachſen. Die Nacht ſelbſt fliegt mit ausgeſpannten dunklen Flügeln, rieſigen Lauſchern.

Fliegt in den Garten hinein — jeden Abend.

So träumt es der junge Mann, der im Fenſter ſteht. So erlebt er ſie, immer neu. Er ſieht ſie auftauchen, an der weißen Wand zittern, die Flügel breiten dem Garten zu, ein ſchwarzes Ungeheuer vor der Bläſſe des Himmels, ganz Ohr und Lauſchen —

Sie deckt die Rododendronblüte mit dunklen Schwingen, ſteht zitternd vor der Syringe, in der die Amſel ſitzt. Sie ſchlägt die kleinen Rotröschen und ſtreift den kranken Jasmin.

Dann fliegt ſie zu ihm herein. Nun ſchon den dritten Abend.

Der junge Mann iſt lange wach. Das Leben iſt kurz — genießen, ach genießen!

Und er genießt den Tag und genießt die Nacht, genießt die Nacht und den Tag.

Die Nacht lernt er kennen, als ſie hinter grünen Fenſterläden hervor zu ihm hereinflog.

Digitized by Google

Douglas English. *Vivarium.*

Langohrige Fledermaus.

Die Nacht hat viel Namen und Geſtalten. Diesmal hieß ſie: Ohrfledermaus.

Sie kam, weil von draußen herein die Motten wie weicher Schnee in das Zimmer ſtoben und das Licht ſie anzog. Sie kam flatternd und ſchwebte mit ſtillen Flügeln durchs Zimmer, der Menſch ſtörte ſie nicht. Die weißen Motten flogen um die Lampe, tanzten über den offenen Blättern des Buches auf dem Tiſch. Es war totenſtill, nur wenn ſie mit ihren Flügeln leicht die weißen Seiten ſchlug, wenn die Fledermaus im Flug

Douglas English. *Vivarium.*

Langohrige Fledermaus.

einmal die Wand ſtreifte, fiel ein Laut in dieſe Stille. Der junge Mann am Fenſter rührte ſich nicht.

Er ſah die Fledermaus zitternd vor der Lampe ſtehen, wie vorhin draußen vor den Obſtbäumen. Er begriff, wie ſie die Tiere geſchickt unter ihre Flügel brachte und darnach haſchte, ſah Beine, Flügel und andere Reſte ihrer Mahlzeit auf die weiße Decke fallen und ließ ſie gewähren. Das Leben, die Nacht kam zu ihm in neuer, fremder Form, und er nahm ſie auf.

Wie das ganz nur ein Sinn, nur Ohr zu ſein ſchien!

O. Grabham. *Yorkshire (England), Mai 1906.*

Langohrige Fledermaus.

Wie es den Apparat der zarten lichtgraubraunen Schallfänger zu gebrauchen verſtand! Sie nach vorn ſtellte wie ein lauſchendes Pferd beim geringſten Laut, beim dünnen Singen einer Gelſe, dem Stoß eines Mückenflügels gegen das Glas der Lampe, — allmählich nach außen krümmte, wie Hörner, beim Surren eines dicken Brummers. Wie es witterte, die Nahrung mit der Zunge hineinleckte, zwiſchen weißlichen langen Barthaaren, mit den Hinterfüßen in den langen graubraunen Pelz fuhr! Gefaltet die Flügel zum Gehen benützte durch Stützen auf die Daumenkralle, den Teufelsfinger. Wie es ſich mit kleinem Sprung vom Boden warf um aufzufliegen, taſtend kletterte, mit dem Hinterfuß nach Halt in dunkler Ecke ſuchte, und jetzt, die Ohren unter die Arme geſchlagen dahing, an einem Fuß ſchaukelnd wie vom Wind bewegt. —

Digitized by Google

E. W. Taylor. *York 1909.*

Langohrige Fledermaus.

Sie hat die großen Ohren unter die Flügel geschlagen, so daß nur die Ohrdeckel hervorschauen.

Man glaubt das Leben zu kennen! Man kennt es nicht, wenn man nicht seine Geschöpfe kennt. Hier sah man in die Werkstatt der Natur! Das war ein Blick zurück in Schöpfungstage, ins Ungeformte. —

Dem Großstadtmenschen weitete sich die Welt.

Die Fledermaus gewöhnte sich unterdessen an den Raum, den sie als einen Teil ihres Jagdgebietes betrachtete, das sie täglich absuchte.

Kaum war die blaue Abendstunde da, so kam auch sie. Leise häkelte sich's los von der weißen Mauer hinter dem grünen Fensterladen, die Nacht flog in den Garten mit weit gespannten Flügeln. Kam sie dann ins Zimmer, so störte sie der Mensch nicht, der still über ein Buch gebeugt saß und sie sein ließ. Sie jagte, machte vor ihm auf dem Tisch ihre sonderbaren Spaziergänge, kletterte an der Wand in die Höhe und hing sich zu vorübergehender Ruhe in das feine Gewebe der Vorhänge. Man kann sich an solchen Kameraden gewöhnen in der Einsamkeit langer Nächte. Und es hätte dem jungen Mann etwas gefehlt von den Wundern der blauen Juninacht, wäre nicht jeden Abend der Nachtvogel mit leisen Lauschern durch die silberne Dämmerung zu ihm hereingeflogen. Etwas mußte dem in dem stillen Gartenzimmer besonders behagen, denn er blieb und hängte sich zur Tagesruhe zu oberst an die Seite des Büchergestells in eine dunkle Ecke. Und

Douglas English. *Vivarium*

Langohrige Fledermaus.

nicht lange, so gewöhnte er sich daran, abends um bestimmte Zeit sein Futter an bestimmter Stelle zu finden.

Die Fledermaus saß da vor dem Menschen, auf dem ungeheuer verlängerten Unterarm, die umkleideten Finger gestützt, die zarten Fühler der Langohren mit den daraus hervorsehenden Ohrdeckeln tastend vorwärts gerichtet, in ihrer ganzen abenteuerlichen Zweckmäßigkeit. So lauschten sie einander an.

Er kannte sie jetzt genau. Die kleinen schwarzen Augen über dem Schweinesschnäuzchen, die nicht viel mehr zu bedeuten schienen als zum Zierat aufgenähte Knöpfe und trotzdem den Eindruck von boshafter Klugheit machten, das Gebiß der kleinen weißen vielspitzigen Zähne, den zweifarbigen Pelz. Er kannte sie ganz von dem menschenähnlichen Skelett bis zu ihren höchst persönlichen Eigenheiten und Gewohnheiten!

Da wurde sie ihm eines Abends vor den Augen von einem Größeren weggeschnappt. Das Käuzchen bellte ums Haus, der Mond schien hell, es rief den Mond an. Die Fledermaus wollte sich eben zu ihrer Abendmahlzeit an der linken Tischseite begeben.

Sie flattert am offenen Fenster vorbei — da füllt plötzlich ein Schatten die Öffnung. Das Langohr kreischt auf mit dünnzittrigem Klang — der

Digitized by Google

Dickkopf hat sie im Schnabel. Nichts half es mehr, daß er sie am Fensterbrett ließ, weil er selbst erschrak — sie war tot.

Aber ihr kleiner Schatten schwebte noch oft über Büschen, wenn die Nacht kam. Der junge Mann glaubte sie segeln zu sehen, oder in das lichte Transparent der Lauscher, das häßlich zutrauliche Gesicht zu schauen, wenn er des Abends bei der Lampe nach der Tischecke sah, wo sie Milch oder den Mehlwurm von ihm genommen.

Sie hatte zu den blauen Sommernächten gehört, es war die Nacht selbst, die zu ihm gekommen war.

Die Nacht hat viel Namen und Gestalten. Aber diesmal hieß sie: Ohrfledermaus.

* * *

5. In den Alpen.

Wenn man vom letzten Weinbauernhäusl im Tal links den Weg weiter verfolgt, so kommt man in einen kleinen Wald von Akazien-, Jungeichen- und anderem Holz. Zwischen alten Resten von Umfassungsmauern irgend einer Burg kommt ein Waldbach herunter, der droben in einer Klamm entspringt. An seinen Ufern zwischen Stein und Geröll blüht, sobald er ins Freie tritt, ein bunter Blumenflor. Schwalbenschwanz und Segelfalter tummeln sich drüber und der schwarze Bär tanzt in Schwärmen, von den steinigen Halden herab verirrt sich ein einsamer Apoll herunter.

Hält man sich dann noch immer links, so windet sich der Weg an Edelkastanien vorbei den Berg hinauf, zur Linken immer offen nach dem Tal, den Höhen drüben, dem Gantkofel, der alten Burg Hocheppan, die den grauen Einzelturm wie einen Finger aus dem Bergwald hebt.

Dahinter liegt dann der Penegal und die Mendel, und tief drunten blaut der Kalterersee. —

Noch höher kommt ein kleines Weingütl: das Haus mit dem großen Stadel lehnt sich an den Wald. Davor, in Terrassen abwärts steigend, schmoren die „Berglen". Es wächst ein feiner da herob'n, so gut wie der Terlaner drunten und der Kalterersseewein, die kaiserliche Hofhaltung in Wien weiß auch davon.

In dem Häus'l haust im Sommer tagweis allein ein einsam's Büb'l, mit dem kannst dich anfreunden, wenn dich der Weg einmal raufführt und dir nach der Steigerei ein Trunk Wasser oder eine Schüssel Milch so schmeckt, wie nicht leicht was im Leben. Das Büb'l versteht freilich net gleich, und du mußt erst eine Weil' freundlich mit ihm red'n, weil's halt gar ein arm's Büb'l ist, um das kein's viel umtut.

Douglas English. *Vivarium.*

Gefranſte Fledermaus.

Digitized by Google

Aber dann wird er lieb und verziehts Goscherl, daß es nit kennst — is zum Lachen oder zum Weinen und „schleunt" si und bringt Milch und hartes Bergbrot und setzt's auf die Bank raus, den Löffel daneb'n.

Dann red't ihr beide miteinander, aber setzen tut sich's Büb'l net, dazu is' viel zu fürchtig — und bald hast ihm die ganze G'schicht abg'fragt — vom Vater, der all'weil fort ist und von den Brüdern, die in der Lehr' sind und der Mutter, die auf Innsbruck ist, weil sie's im Kopf hat. Die Sonne scheint dabei in die Berglen und der Gantkofel blendet, man kennt's in der Luft, daß die „Erdbeerer" reifen. Und das Büb'l läuft hin und holt dir eine, er ist bereits munter und umgänglich, und weil du so viel mit ihm g'redt hast, möcht' er dir gern eine Lieb erzeig'n.

Kommt er aber eine Woche drauf runter ins Tal mit einer Gatz'n voll reifer Marillen, und du red'st ihm auf die Bekanntschaft von neulich an, dann tut er schon wieder fremd'ln und is fürchtig und sagt nix.

Und die Leut, die dich mit dem Buben sehn, lachen und sagen, das hat's von der Mutter, die is auf Innsbruck —

Das Krischpele!

's kommt vor, daß einer, der spät vom Berg herunterkommt, in dem Haus nächtigen will. Den führt dann der Bub, wenn sie sich verständigt haben, in den hölzernen Heustadel, und gibt ihm auf sein dankbares Gut Nacht von fern ängstlich ein' Antwort oder schiebt auch stumm ab.

Es sind Sommerfrischler, die sich verirrt haben, den Weg ins Tal bei der Dunkelheit sich nicht mehr zu machen getrauen, und froh sind um einen Unterschlupf.

Schlafen tut so ein Professor oder Student oder was es sonst für ein Wanderer sein mag, bei solcher Gelegenheit trotzdem oft nicht viel.

Nicht als ob dem Büb'l sein Heu schlecht wäre — o nein! Tief und weich ist's und eine Schüssel voll Milch für den Durst hat der Bub auch noch hingestellt. Schön bis aufs Kopfweh, das man davon kriegt.

Aber die Nerven sind erregt von der Übermüdung, von der starken Bergluft, dem ungewohnten Liegen.

Und dann ist da auch keine rechte Ruh hier oben. Nebenan ist das Vieh und schnauft und die Hühner rücken und drücken einander, so legt sich das wenigstens der alte Herr aus, der heut den Abstieg versäumt hat und jetzt auf dem Heu liegt.

Rotschwänze und Schwalben sind auch da. —

Über dem Holztor, was gesunken und geschrumpft, ist eine Lücke, groß genug für ein Stückchen Himmel und einen Stern — ein Huhn, wenn es geduckt sitzt, hat dort Platz.

Durch die Lücke fliegt es aus und ein: Fledermäuse.

Der Herr, der Professor ist und Naturfreund, fängt an sich zu interessieren. Mit dem Gedanken die Nacht nicht zu schlafen hat er sich schon

Douglas English.

Vivarium.

Gefranſte Fledermaus.

Digitized by Google

vertraut gemacht, ist auch gar nicht bös darüber. Das Stückchen Himmel, was hereinsieht, freut ihn und die wundervolle Luft, es freu'n ihn die Schwalben, die im Traum 'zwitschern und die heimlichen Laute aus dem Stall herüber. — Was es für Fledermäuse sein mögen? 2000 Meter Höhe, also ungefähr die Waldgrenze — so hoch gehen verschiedene — die Zwergfledermaus z. B., die kleine Hufeisennase und andere mehr.

Aber die sind's nicht. Wohl die Alpenfledermaus (Vesperugo maurus)? Das Holzgebäude als Schlupfwinkel stimmt auch dazu. Nach dem kurzen Flug durch die Lücke am Tor läßt sich's jedoch nicht bestimmen, der Herr Professor muß bis morgen warten. Unterdessen sieht er den Nachtvogel regelmäßig vor seinem Einflug oben erscheinen, mit dunkeln Fledermausflügeln den Himmel samt dem fernen Stern bedecken, dann in das Dunkel über seinem Haupt tauchen.

Spannweite vielleicht 25 Zentimeter. Dann die sehr dunkeln Flügel — aber bei Nacht sind alle Katzen grau. Der auffallend kleine Rumpf allerdings — Hier schläft der alte Herr nun doch ein', unter den Augen einer Waldohreule, die den Stadel nach Mäusen und Fledermäusen abzusuchen kommt, und nun in dem Loch über dem Tor mit ihren Ohren in den Mond langt.

Als er am Morgen erwacht, fallen ihm die Fledermäuse wieder ein und er beginnt den Stadel abzusuchen.

Da oben am braunen Gebälk zwischen Spinngeweben in der Ecke — der Herr Professor ergreift eine Leiter, die er stehen sieht und steigt hinauf. Ein richtiger Zoologe riskiert sein Leben um Bestimmung einer Spezies.

Als er aber glücklich droben ist, ist die Fledermaus erwacht, und flattert rasch und leicht durch den Raum.

Man muß also behutsam herabsteigen und an anderer Stelle die Leiter anlegen. Die Fledermaus hat sich unterdessen in der dunkelsten Ecke wieder aufgehängt.

Diesmal gelingt's dem Herrn Professor besser.

Was er da von der Holzecke löst ist ein kleines Tierchen mit dickhäutigen Ohren und Flughäuten, dem die lichten Haarspitzen wie Goldreif auf dem dunklen Pelzchen liegen.

Der Herr Professor hält seinen zappelnden Fund mit ausgespannten Flügeln zwischen zwei Zeigefingern, untersucht Ohren und Gebiß, Ohrdeckel und Pelz und findet: unten sechs geschlossene Schneidezähne, teils ein-, teils vielspitzige Backenzähne, Ohrdeckel mit der Spitze nach vorn, oben etwas breiter, Länge des Rumpfes etwa 5 Zentimeter, Pelz oben goldgepudert — das kann nur Vesperugo Nilssoni, (Vespertilio borealis), die Umber- oder Wanderfledermaus sein! Eine Fledermausart, deren südlichsten Verbreitungspunkt man lange im Harz gesucht, deren Vorkommen weiter südlich in

Digitized by Google

Douglas English. *Vivarium.*

Frühfliegende Fledermaus, kletternd.

Douglas English. *Vivarium.*

Zwei Abendſegler, ſich zankend.

Bayern, ſogar in den Alpen ſchon von Blaſius, neuerdings aber mehrfach, heute auch noch durch ihn konſtatiert worden.

Und er begibt ſich gerührt in Entdeckerfreude von ſeiner Leiter herab.

* * *

Hätte der Herr Profeſſor nicht zum nächſten Zug nach der Stadt hinunter gemußt, er würde noch mehr geſehen haben.

Denn es hauſt nicht nur der Bergflatterer da herob'n in dem Holzſtadel. Die Alpenfledermaus, an die er am Abend zuerſt gedacht, deren ebenfalls bereiftes Pelzchen an die vorige erinnert, hätt' er auch noch gefunden.

Auch das Breitohr war ihm entgangen, das an der Hinterſeite des Hauſes in eine Mauerritze zwiſchen dem rauhen Geſtein eingezwängt den Abend erwartete, einſam wie es ſeine Art war. Dieſe alle hauſten hier und führten ihr Leben.

Jede ſchlief und flog auf ihre Art und zu ihrer Zeit und wenn das Büb'l da oben für ſo etwas ein Aug gehabt hätte, hätt' es dem Herrn Profeſſor manches ſagen können.

So hängten ſich z. B. der Bergflatterer und die Alpenfledermaus gern am Holz auf und blieben deshalb im Stadel. Einzwängen in Mauerritzen taten ſie ſich nicht, das kam der Mopsfledermaus zu. Das heißt was den Sommer und den Tag betrifft. Im Winter ſuchte ſich auch der Bergflatterer eine Ritze zum Verbergen, immer im warmen Holzhaus. Sie

K. Soffel. *Schloß Bischofstein, Sommer 1910.*

Kleine Hufeisennase,
in der Nähe eines Bodenfensters an einem Balken hängend.

Douglas English. *Vivarium.*

Zwei ruhende Abendſegler.

kommen dann beide herunter ins Tal, auch das Breitohr. Das ſucht ſich den dunklen Steinvorplatz, den gewölbten Portikus oder Keller eines alten Hauſes. Dort hängt es einſam, von Froſt und Eis eingeſchloſſen, nahe dem Licht und erwacht ſobald ein linder Tag mit weicher Luft um ſein Verſteck ſtreicht. Dann wird der überwinternde Schmetterling gehaſcht und die wachgewordene Fliege verſpeiſt, erſt rauheres Wetter läßt es wieder in Schlaf zurückſinken. Der Bergflatterer im warmen Holzhaus läßt unterdeſſen in tiefer Lethargie rauhe und helle Tage vorüberziehn, eingezwängt, daß nur die Spitze des Schnäuzchens hervorſieht und Monate vergehen, der Februar iſt ſchon im Lande, ehe mehr von ihm zum Vorſchein kommt.

Iſt er aber erwacht, ſo ſcheut er wie das Breitohr nicht Wind und Wetter. Dann geht er wieder den Berg in die Höhe zum einzeln gelegenen Holzſtadel, zur Sennhütte hinauf. Zeigt ſich dort des Abends, wo der Wald an das Haus ſtößt, über der Alpwieſe im Mai oder Juni mit ſeinen Jungen. Später zieht er vielleicht noch weiter, über die Alpen hinüber, denn er ſtammt aus dem Norden, Wandern liegt ihm im Blut. Iſt in Dänemark und Finnland zu Hauſe, fliegt im ebenen Lande Rußlands und Oſtpreußens die hellen Nächte durch bis zur Morgendämmerung und holt dort ſeine Nahrung in Geſtalt von Fliegen, die über hellen umbuſchten Flüſſen und Seen ſchwärmen, während der daino über die weite Ebene klagt.

Die Mopsfledermaus iſt nicht ſo weit gegangen. Die treibt, wie einen anderen Gebirgsbewohner, die Zweifarbige Fledermaus, nur der Winter in

O. Grabham. Isles of Wight, August 1909.

Spätfliegende Fledermaus.

die Täler, aus denen sie im Sommer wieder hinaufsteigt in Wald und Berge, um dort ihre zwei Jungen großzuziehen.

Einen Wandergefährten hat der Bergflatterer jedoch, freilich nicht der Richtung, nur dem Triebe nach. Das ist der Abendsegler, der gewandte Flieger und Raubvogelverächter, der gesellig zu Hunderten in alten Schlössern haust und mit seinem Taumelflug des Abends die Waldränder belebt. Der zieht gleich der Wanderfledermaus weite Strecken in volkreichen Zügen, wie die Flughunde der Tropen den wandernden Herden folgen.

* * *

6. Im Museum.

Im Schlosse zu X. befindet sich ein kleines zoologisches Museum. X. ist „Residenz" und es ist dort alles noch so wie in der guten alten Zeit. Gott sei Dank! Alte Trachten, alte Sitten, alte Häuser, alte Menschen. Sie kommen einem wenigstens alle alt vor.

Sie sind wie die Figuren aus einem Schattentheater, wie die Marionetten eines Puppenspiels. Man könnte sie auftreten lassen, auf ihrer eigenen Bühne. Nur Kinder, Blumen und Vögel sind dort so lebendig wie anderswo.

Douglas English *Vivarium.*

Spätfliegende Fledermaus.

Im Schloſſe ſelbſt, das grau und vornehm auf dem Hauptplatze der Stadt hinter ein paar brennenden Blumenbeeten liegt, herrſcht meiſtens eine ehrfurchtsvolle Stille. Wie auch in dem dunklen Park dahinter, in dem es ein wenig muffig riecht.

Der Schloßherr iſt immer verreiſt, oder es macht wenigſtens den Eindruck ſo. Auf dem Schloßplatz ſelbſt nicken die wenigen Paſſanten einander ſtumm zu, als ſchonten ſie einen hohen Schlafenden und wenn der alte Schließer, der im weißgeſtrichenen gewölbten Gemach hinter dem Eingang ſitzt, einmal Beſuchern die Tür öffnet, ſo geſchieht es mit demſelben ſchweigenden Einverſtändnis und heiligen Ernſt.

Dornröschen ſchläft!

Ja, Dornröschen ſchläft. Lange Vorhänge verkleiden im hohen Saale des Muſeums die Rieſenfenſter, durch welche die ſonſt abgeſperrte Nachmittagsſonne ausnahmsweiſe in voller Flut ſtrömt und die zahlloſen Stäubchen führen verbotenen luſtigen Tanz.

In ſolchem Tagesglanz nehmen ſich die ausgeſtopften Vögel und aufgeſpannten Schmetterlinge, alles, was einmal Leben hatte, ſonderbar genug aus: Lange Tiſche mit liegenden Glaskäſten, in denen die Schmetterlinge und Käfer fremder Zonen ihre tote Farbenpracht ausſtellen wie Schneewittchen im Glasſarg, unwahrſcheinlich ſchön. Kleinere Tiſche mit hohen Käſten, wo

35*

K. Seffel. *Schloß Hirschfstein, Oktober 1909.*

Kleine Hufeisennase, zwischen Bodengerümpel bei kaltem Wetter.

metallschimmernde Schmuckelfen und Goldkolibris seit Jahren die glänzenden Flügelchen zum Fluge spreizen, und unter den Tischen auf Ständern glotzäugige unförmliche Eulen, die dem Besucher auf die Füße starren, an den Seitenwänden Hirsche, die mit gesenktem Geweih das Glas ihres Behälters berennen. Bären und ein Löwe, wie aus dem Bilderbuch. Ach ja, der Hirsch rennt vergebens gegen seine Gefängniswände, dem Löwen hilft nicht die grimmige Königswürde, die er zur Schau trägt, dem Bären nicht seine festen Tatzen, die Kolibris breiten umsonst die Flügelchen zum Sonnenflug! Schneewittchen im Glassarg erwacht nicht.

Die Schmetterlingsflügel sind Moderpracht — toter Staub im Bild alten Glanzes erhalten! Berührt sie und der Staub zerfällt. Den Märchenvögeln schauen fremde Augen verzerrt und entsetzt aus den Federn, — es ist Gespensterdasein.

O. Grabham. *Yorkshire (England), August 1909.*

Rauhaarige Fledermaus.

Digitized by Google

E. W. Taylor. *York, Juni 1909.*

Bartfledermaus.

Auf einem besonderen Tisch steht ein Kasten mit Fledermäusen, eine verstaubte Gesellschaft, auf schwarzpolierten Brettchen, weiße Zettel daran, auf denen — wie ein Symbol, daß die also Benamsten der Wissenschaft und nicht dem Leben gehören, — die lateinischen Gattungs- und Artnamen prangen. Was draußen gelebt und gestrebt — hier ist's zur Nummer geworden. Der Museumsdiener schlurft in weichen Schuhen über den spiegelnden Boden, lautlos, als sei hier ein Toter aufgebahrt.

Übrigens schien — ein sonderbarer Klang in dem toten Schloß — eine eigentümliche Vorliebe des Besitzers bei Zusammenstellung dieses Teils der Sammlung gewaltet zu haben.

Da fehlte nichts von den Hufeisennasen, den Rhinolophiden an, bis zu den Fruchtfressenden.

Der Besucher, der sich in stillen Nachmittagsstunden in diesen Teil der Sammlung vertiefte, konnte die Erde von den Moossteppen Nordrußlands bis zu den Südseeinseln durchwandern, wo die Flughunde scharenweise in der schwarzen Dämmerung phantastischer Palmen und Sykomoren hängen und die Tropennacht mit ihrem Lärm füllen. Er sah sie vom harmlosen Früchtefresser und der geselligen Fledermaus an bis zum Blutsauger und Mörder nebeneinander. Freund und Feind, Sonderling und Gesellschaftstier — keine fehlte.

Sie waren alle da, aus dem Gebirge und den Tälern, aus weiten Ebenen und vom Gestade des Adriatischen Meeres, wo sie in ausgewaschenen

Digitized by Google

Felſen hauſen oder in alten Römerbauten aus- und einfliegen, über dem zweigeſichtigen Januskopf, der in den Stein mit eingebacken.

Sie kamen hierher vom Nord und Süd, die unter grauem und blauem Himmel geflogen und fanden alle ihren Platz im Syſtem. Nach den Hufeiſennaſen die Vespertilionidae, danach die Familie der Emballonuridae — denn in drei Klaſſen teilt ſich die europäiſche Flatterwelt —, die ſchlechten Flieger mit dem feinen Hautſyſtem und die guten mit kurzen Ohren und dem weniger ausgebildeten Werkzeug der Naſe.

Sie waren alle da, die zweifarbigen und einfarbigen, kurz- und langhaarigen, hell und dunkel, groß und klein.

Die Früh- und Spätflieger, die Lang- und Kurzflügler.

Douglas English. *Vivarium.*

Zwergfledermaus.

Die ſchwalbenfluganmutige „Langflügelige" und der jähe Abendſegler, die liebenswürdige „Pipiſtrella", die einſt mit knittriger Behendigkeit ſtille Mondhöfe unſicher gemacht und das Thüringer Großohr, das leiſe Langohr, die abenteuerliche Hufeiſennaſe.

Die ſeltene Bartfledermaus und das einſame Breitohr, die Rauharmige, die Rauhaarige und Gefranſte. Der vielumſtrittene Bergflatterer und die wenig gekannte maurus, die Alpenfledermaus. Und die Südeuropäer neben dem langſamen Mäuſeohr, dem Kirchen- und Schloßgeſpenſt.

Sie ſtanden auf ihren Brettchen und breiteten die drahtgehaltenen Flughäute dem Abend zu, der ihnen nie mehr kam.

Durch die Rieſenfenſter fiel Dämmerung herein wie Todesſchatten. Der eisgraue Muſeumsdiener ſchlurfte herein, ſchob ſich aus dem Dunkel an die

Digitized by Google

Türe vor ans Licht, machte ſich an den Fenſtern zu ſchaffen. Aus dem angrenzenden Bibliothekzimmer drang Licht und das zittrige Kreiſchen einer dünnen Stimme: „Lawender, Lawender!“ Der Diener ſchlürfte eilig dorthin, wo der Lichtſchein herkam.

„Lawender,“ ſprach die Stimme knitterig und klagend: „Wie können Sie ſo etwas dulden! Das Geſindel niſtet ſich ja bei mir ein! Sehn Sie doch nur, das da oben, das iſt ja eine Fledermaus!“

K. Soffel. *Schloß Bischofstein, Juni 1910.*

Große Hufeiſennaſe.

Verzeichnis und Erläuterung der Bilder.

Gemse
(Rupicapra rupicapra L.).

Aufnahmen von M. Steckel, Geratsdorfer.

Seite

Sichernder Gemsbock. Hohe Tatra, Dezember 1904 . . . . . vor 1
Gemse. Zwei geringe Brunftböcke als neidiſche Zuſchauer am Brunftplatz Hohe Tatra, Dezember 1904 . . . 2
Gemse. Sichernder Bock, charakteriſtiſche, ſchiefe Kopfhaltung. Hohe Tatra, Dezember 1904 3
Sichernde Gemse. Hohe Tatra . . . 7
Gemsbock. Ein ebenbürtiger Gegner nähert ſich dem Rudel (Winterkleid). Hahe Tatra, Dezember 1904 . . . 11
Gemse, Kitzgeiß mit Kitz, ſichernd. Hohe Tatra, Juli 1904 15
Gemse, Kitzgeiß und Kitz halten Umſchau. Hohe Tatra, Juli 1904 . . 19
Gemse. Kitzgeiß mit Kitz auf dem Wechſel auf ſchmalem Felsband. Hahe Tatra, Juli 1904 23
Gemse. Geiß, im Gewänd abſteigend. Hahe Tatra, Juli 1904 26
Gemsrudel auf dem Wechſel ſichernd. Hohe Tatra, Juli 1904 27
Gemsrudel im Gewänd abſteigend. Hohe Tatra, Juli 1904 31
Gemsrudel im Gewänd abſteigend. Hohe Tatra, Juli 1904 35
Abſteigendes Gemsrudel (Sammerkleid) beunruhigt. Hohe Tatra, Juli 1904 37
Gamsbock im Lager an ſteiler Trümmerhalde (im Sammerkleid) ſchwer ſichtbar. Hohe Tatra, Juli 1904 . . . 43
Kapitaler Gamsbock, ſichernd. Hohe Tatra, Juli 1904 49
Gamsbock. Hohe Tatra, Juli 1904 . 53
Gamsbock, beim Äſen verhoffend. Hohe Tatra, Juli 1904 57
Gamsbock. Hohe Tatra, Juli 1904 . 63
Gemskitz, vom Rudel verſprengt. Am hinteren Sannwendjoch, November 1905 68

Siebenſchläfer
(Myoxus glis L.).

Aufnahmen von K. Saffel, R. Zimmermann.

Siebenſchläfer, im Neſt ſchlafend. Mittags. Siebeneich-Südtirol, Auguſt 1908 71
Siebenſchläfer, aus dem Schlaf geſchreckt, ſchlaftrunken am Stamm hängend. Mittags. Siebeneich-Südtirol, Auguſt 1908 73
Siebenſchläfer, am Eingang zu ſeiner Schlafhöhle Abends. Siebeneich-Südtiral, Auguſt 1908 77
Siebenſchläfer, ſich putzend. 6 Uhr abends. Siebeneich-Südtirol, Auguſt 1908 79
Siebenſchläfer, ſichernd, abends. Siebeneich-Südtirol, Auguſt 1908 81
Siebenſchläfer, ſichernd (2 Bilder). Rochlitz, Auguſt 1908 . . . . . 84 u. 85
Siebenſchläfer, ſich auf einen Aſt drükkend. Rochlitz, Auguſt 1908 . . . 86
Junger Siebenſchläfer an einem Starkaſten abwärts kletternd. Rochlitz, Auguſt 1908 87

Damwild
(Dama dama L.).

Aufnahmen von O. Pfaff, M. Steckel, Herrmann, Stephainsky.

Damwild Weißer Kalbenſpießer im Haarwechſel. Cannewitz, Wildgatter, Mai 1905 92

Digitized by Google

Seite

Damwild. Äsender Kolbenhirsch. Leipzig, Gatter, 15. Juni 1908 . . . 93
Damwild. Schlafender Kolbenhirsch. Leisenau bei Caldiz, Wildgehege, Juni 1906 94
Ruhendes Damwildrudel. Cannewitz, Wildgatter, Juli 1906 95
Ruhendes Damwildrudel. Cannewitz, Wildgatter, Juli 1906 96
Damwildkalb, sichernd. Leipzig, August 1906 . . . . . nach 96
Ruhendes Damwild läßt sich von Staren das Ungeziefer absuchen. Cannewitz, Wildgatter, Juli 1906 97
Schlafendes Damwild (oben). Cannewitz, Wildgatter, April 1907 . . . 99
Damwild, Kalbenhirsche (unten). Tillowitz (Ober-Schl.), Juli 1907 . . . 99
Damwild. Äsende Tiere. Tillowitz (Ober-Schl.), Juli 1907 101
Damwild. Beendigte Mittagsruhe. Spießer sich reckend. Connewitz, Wildgatter, Juli 1906 103
Damwild. Schwarzes Alttier und zwei Kälber. Tillawitz (Ober-Schl.), Juli 1907 104
Damwild auf einem Kahlhieb. Normale Sommerfärbung: rot mit weißer Fleckenzeichnung (oben). Tillowitz (Ober-Schl.), Juli 1907 105
Damwild. Alttier und Schmaltier im Sammerkleid (unten). Leisenau bei Coldiz, Wildgehege, Juli 1906 . . 105
Färbungsvariation beim Damwild: starker Schaufler im Fleckenkleid, geringerer schwarz. Connewitz, Wildgatter, September 1906 107
Geringe Damschaufler. Slawentzitz (Schlesien), Oktober 1903 109
Damschaufler an der Tränke. Tillawitz (Ober-Schl.), Oktober 1906 . . . 111
Damschaufler an der Tränke. Tillawitz (Ober-Schl.), Oktober 1906 . . . 115
Damschaufler mit abnormem Geweih. Connewitz, Wildgatter, März 1907 117
Damschaufler, die Dickung verlassend. Connewitz, April 1907 119
Damschaufler im Bett. Connewitz, Juli 1906 121
Damwildrudel, sichernd. Connewitz, März 1907 123
Zärtliche Brüder: Dunkler Schaufler und weißer Spießer. Cannewitz, Wildgatter, 1907 125

Seite

Damwild. Mutterwild mit säugendem Kalbe. Connewitz, Oktober 1903 . 127
Damwild in der Brunftzeit: vor dem Beschlag. Cannewitz, November 1908 128
Scherzende Damschaufler. Leipzig, April 1907 . . . . . nach 128
Kämpfende Damhirsche (weißer und geringer schwarzer Schaufler) (oben). Connewitz, Oktober 1906 129
Kämpfende Schaufler (unten). Richmond Park, London, Oktober 1906 129
Kämpfende Schaufler, im Hintergrund ein schlagender „Schneider". Connewitz, November 1906 131
Damschaufler nach dem Abwerfen der Schaufeln geforkelt. Connewitz . . 135
Kämpfende Schaufler von einem „Schneider" angefallen. Connewitz, November 1908 135
Die beiden Gegner nach dem Kampf (2 Bilder). Connewitz, November 1908 137
Damwild. Weißer Brunftthirsch auf der Wildfährte (oben). Connewitz, Oktober 1908 139
Damschaufler mit dem Rucksack des geflüchteten Photographen (unten). Connewitz, Oktober 1908 139
Weißer Damschaufler in der Brunft, schlagend. Connewitz, Oktober 1908 141
Weißer Damschaufler in der Brunft, schlagend. Connewitz, Oktober 1908 143
Weißer Damschaufler, sich niedertuend. Cannewitz, November 1908 . . . 145
Weißer Damspießer in eigenartiger Ruhestellung (Vorderläufe gekreuzt). Connewitz, November 1908 . . . 147
Damschaufler, sich reckend. Connewitz, November 1908 148
Damschaufler im Winterkleid. Connewitz, Februar 1909 149
Weißer Damschaufler in der Tränke. Connewitz, Februar 1909 151
Damschaufler, schöpfend. Connewitz, Februar 1909 153
Streitende Alttiere. Connewitz, Wildgatter, Juli 1909 154
Weißer Damschaufler in der Tränke. Cannewitz, Februar 1909 155
Damwild. Schmaltier, einen Graben überfallend. Connewitz, Februar 1909 157
Damwild. Schmaltier, einen Graben überfallend. Connewitz, Februar 1908 159
Weißer Damschaufler, einen Graben überfallend. Cannewitz, Februar 1909 161

Seite

Damwildkalb, 14 Tage alt (2 Bilder). Tillowitz (Ober-Schl.), Juni 1909 . 163

Hamster

(Cricetus cricetus L.).

Aufnahmen von E. W. Rhode, Graf Münster, M. Behr.

Hamster auf Stoppelfeld, Fruchtkörner sammelnd. Gotha, September 1908 168
Hamster auf Stoppelfeld, Fruchtkörner sammelnd. Gotha, September 1908 169
Hamster. Gotha, September 1908 . . 170
Hamster, vor dem Bau sitzend. Linz, September 1909 171
Hamster, vor dem Bau sitzend. Linz, September 1909 174
Hamster, im Bau auftauchend. Linz, September 1909 175
Hamster, den Bau verlassend. Linz, September 1909 176
Hamster, den Bau verlassend. Linz, September 1909 177
Hamster, sich putzend. Linz, September 1909 178
Hamster, den Eingang zum Bau durch Abreißen von Wurzeln erweiternd. Linz, September 1909 179
Hamster, zu Bau fahrend (2 Momente). Linz, September 1909 180
Hamster, Futter suchend. Cöthen, Juni 1909 181
Hamster am Bau. Cöthen, Juni 1909 182
Hamster, Futter suchend. Cöthen, Mai 1909 183
Hamster, in der Vorratskammer des geöffneten Baues sich drückend. Gotha, September 1908 184
Hamster, in der Vorratskammer des geöffneten Baues in Verteidigungsstellung. Gotha, September 1908 . 185

Elch

(Alces alces L.).

Aufnahmen von M. Steckel, J. Petersen, Gottheil, Möschler, H. Kallmeyer.

Starker Elchhirsch. Ibenhorst, November 1908 188
Zwei starke Elchschaufler (Zwölfer), einer kurz nach dem Abwurf der Schaufeln. Ibenhorst, November 1908 . . . . . nach 192
Verkämpfte Elche. Brassowo, Forstei Prolyssowo (Rußland), 1904 . . . 205
Schaufeln der beiden verkämpften Elche. Brassowo, Forstei Prolyssowo (Rußland), 1904 207
Geforkelter Elch (ungerader Zehner), auf der Kurischen Nehrung. Rossitten, September 1893 210
Elche hinter der Vordüne auf der Kurischen Nehrung. Rossitten, Januar 1900 211
Geringer Elchhirsch auf der Kurischen Nehrung. Rossitten, Januar 1900 . 213
Elch im Weidicht auf der Kurischen Nehrung. Perwelk, September 1909 . 215
Elch im Weidicht auf der Kurischen Nehrung. Preil, August 1909 216
Palwa auf der Kurischen Nehrung: Im Hintergrunde vor dem Wald zwei Elche. Preil, September 1909 . . 217
Elche im Revier Ibenhorst. Ackmenischken, November 1908 219
Elchspießer und Schmaltier am Moorrande. Ackmenischken, November 1908 221
Zum Hochwald ziehender Elchspießer auf dem Moore. Ackmenischken, November 1908 223
Schwache Elchhirsche. Ackmenischken, Oktober 1908 . . . . . nach 224
Elchtier am Moorrand äsend. Ackmenischken, November 1908 225
Geringer Elchschaufler, windend. Ibenhorst, November 1908 226
Bett mit Losung eines starken Elchschauflers. Ackmenischken, November 1908 227
Elchhirsch. Schaufeln vor kurzem abgeworfen. Ackmenischken, November 1908 229
Ziehendes Elchtier. Skirwith, November 1908 231
Starker Elchhirsch (Schaufeln eben abgeworfen) in Fichtenunterwuchs inmitten des Hochwaldes, bei der Äsung gestört. Ackmenischken, November 1908 235
Elchtier und Kalb bei der Weidenäsung. Skirwith, November 1908 237
Elchtier und Kalb im Birkendickicht; rechts abgebrochene Birke, beim Äsen abgeknickt. Skirwith, November 1908 239
Elchtier und Kalb, äsend. Skirwith, November 1908 241
Im Elchrevier: Pirsch im Niederwaldröhricht. Ibenhorst, Oktober 1908 . 243

Digitized by Google

Seite

Elchwechsel im Röhricht des Niederwaldes. Idenhorst, Oktober 1908 . 245
Fegestelle eines Elchhirsches. Ackmenischken, Nooember 1908 247
Elchgadler und nässendes Tier. Ackmenischken, Oktober 1908 249
Mit dem Geäse umgeknickte Fichte. Ackmenischken, Nooember 1908 . . . 251
Elch: Tierlosung Ackmenischken, Nooember 1908 253
Von Elchen unten abgeäste Fichten. Skirwith, Oktober 1908 255
Die drei besten 1908 gemeldeten Hirsche in der Oberförsterei Idenhorst (zwei Zwölfer und ein Achter). Idenhorst, November 1908 257
Zwölfer und ungerader Zwölfer nach Abwurf. Stärkste 1908 gemeldete Elche. Idenhorst, Nooember 1908 . 259
Zwei Elchschaufler (links ungerader Zwölfer, rechts ungerader Achter), im Bett am Hochwaldrande. Ackmenischken, November 1908 261
Elchschaufler (Zwölfer) im Bett. Idenhorst, November 1908 263
Zwei starke Elchschaufler (Zwölfer), der sitzende kurz nach Abwerfen der Schaufeln. Ackmenischken, November 1908 265
Zwei starke Elchschaufler (Zwölfer), der sitzende kurz nach Abwerfen der Schaufeln. Ackmenischken, Nooember 1908 267
Starker Elchschaufler, äsend. Ackmenischken, Nooember 1908 270
Starker Elchschaufler, äsend. Ackmenischken, Nooember 1908 271
Im Elchrevier: Einsprung von unten. Ackmenischken, Nooember 1908 . . 274
Im Elchrevier: Einsprung von oben. Ackmenischken, November 1908 . . 275
Im Elchrevier: Unterholz und Schonung. Skirwith, Oktober 1908 . . 277
Elche (Gadler rechts und zwei Tiere) in Idenhorst 279
Im Elchrevier: Birkenhain am Hochmoor. Ackmenischken, Oktober 1908 281
Elch (Gadler) am Waldrand, sichernd. Ackmenischken, Oktober 1908. . . 283
Elch (Sechser mit Schaufelansatz), am Boden äsend. Ackmenischken, Oktober 1908 286
Elch: Sechser mit Schaufelansatz. Ackmenischken, Oktober 1908. 287
Elchbett im hohen Rohr. Idenhorst, Oktober 1908 290

Seite

Vom Äsungsplatze zum Hochwald ziehende Elche. Ackmenischken, Oktober 1908 291
Verhoffende Elche (Gadler und Spießer). Ackmenischken, Oktober 1908 . . 292
Dschurke im Röhricht des Skirwith, von einer Kanzel aus gesehen. Helena Werders, Oktober 1908 293
Elchtier, trollend Idenhorst, Oktober 1908 298
Elche auf dem Moor (rechts zwei Tiere mit ihren Kälbern, links Hirsch im Geweihwechsel). Ackmenischken, November 1908 299
Elche, auf dem Moor trollend. Vorn Spießer, hinten Tier. Ackmenischken, Nooember 1908 301
Frischgesetztes Elchkalb. Lappland, Juni 1909 303
Junges Elchkalb. Lappland, Juni 1909 304
Junges Elchkalb. Lappland, Juni 1909 305
Elchspießer und Tier, zu Holz ziehend. Ackmenischken, Oktober 1908 . . 307
Zahmer Elchhirsch im Parkwald von Wohlfahrtslinde. Das Bild beweist die Hinfälligkeit der vielfach verbreiteten Ansicht, als ob der Elch nicht suhle 313
Zahmer Elch im Parkwald von Wohlfahrtslinde. Aus der Teichsuhle aufgestanden 313

Preußische Elche einst und jetzt.

Gadelgeweih eines alten Idenhorster Krüppelelches (oben). Geschossen 1905, im Beginn der Abschußreform 320
Letztjähriger Schaufelabwurf eines starken noch lebenden Elches im Idenhorster Revier (unten) 320

Amerikanischer Elch (Moostier)

(Alces americanus Jardine).

Aufnahmen von Radclyffe Dugmore.

Moostiere am Wasser 192
Amerikanischer Elchhirsch, unter Wasser äsend 193
Amerikanischer Elch, schöpfend . . . 195
Amerikanischer Schaufler zur Kolbenzeit 197
Amerikanischer Elch, einen See durchrinnend 198
Amerikanischer Koldenhirsch, rinnend . 199
Amerikanischer Koldenhirsch, rinnend . 200

Digitized by Google

Seite

Amerikaniſcher Kolbenſchaufler, ans Ufer ſteigend 201
Amerikaniſcher Kolbenſchaufler, verhoffend 203

Feldhaſe

(Lepus timidus L.).

Aufnahmen von K. Soffel, Douglas Engliſh, M. Behr, W. Farren, Bartels, M. Stechel, K. Spengler.

Junghaſe, in einem Weinberg. Caſtell Abadeſſa, Mai 1908 . . . . . vor 321
Feldhaſe (2 Bilder). Vivarium . . 322
Haſe im Lager. Vivarium 323
Haſe (2 Bilder), rechts: im Lager. Vivarium 324
Feldhaſe (2 Bilder), rechts: Verteidigungsſtellung. Vivarium . . . 325
Lampe flüchtig (4 Bilder), in verſchiedenen Momenten. Cöthen, Frühling 1908 und 1909 326
Junghaſen im Neſt. Mildenhall, Suffolk, Mai 1904 328
Lampe, während der Elbüberſchwemmung (2 Bilder) Cöthen, März 1909 329
Lampe, während der Elbüberſchwemmung, friſch aus dem Waſſer, naß und frierend. Cöthen, März 1909 . 331
Lager der Häſin mit vorliegendem Lager des Rammlers (Mitte), links und rechts: Spur im Schnee. Cöthen, Februar 1909 332
Lager, welches der Haſe ungeſtört verlaſſen (oben). Klokow, März 1908 . 335
Lager, welches der aufgeſcheuchte Haſe verlaſſen (unten). Klokow, März 1908 335
Junghaſe, ſich drückend. Riviera bei Caſtelli, Mai 1909 337
Junghaſe in einem Weinberg. Caſtell Abadeſſa, Mai 1909 340
Haſen zur Winterszeit (4 Bilder). Slawentzitz, Februar 1909 342
Feldhaſe, ſichert beim Ausrücken zur Äſung (oben). Königshütte, Juli 1907 343
Haſentoilette (unten). Königshütte, Juli 1907 343
Feldhaſe im Lager mit den Löffeln ſpielend (oben links). Königshütte, Juli 1907 344
Feldhaſe im Lager, drückt ſich (oben rechts). Königshütte, Juli 1907 . . 344
Feldhaſe im Lager, wird aufmerkſam (unten links). Königshütte, Juli 1907 344
Feldhaſe, verhoffend (unten rechts). Cöthen, Mai 1908 344
Junghäschen im Lager, am Rand einer Dickung. Rothehütte, Juni 1908 . 345

Maulwurf

(Talpa europaea L.).

Aufnahmen von O. Pfaff, O. Grabham, Douglas Engliſh, R. Kearton.

Maulwurfshaufen auf einer Wieſe. Connewitz, März 1910 349
Maulwurfsfänger an einer geſtellten Falle. Yorkſhire, April 1900 . . 351
Falle mit gefangenem und aus der Erde herausgeriſſenem Maulwurf. Yorkſhire (England), Juli 1905 . . . 353
Junge Maulwürfe im Neſt, drei Tage alt. Yorkſhire (England), Juli 1905 354
Junge Maulwürfe im Neſt, 14 Tage alt. Yorkſhire (England), Juli 1905 . . 355
Alter Maulwurf. Vivarium 357
Maulwurf, einen Regenwurm freſſend. Vivarium 358
Maulwurf. Vivarium 359
Maulwurf im Haarwechſel. Juni 1909 362
Maulwurf, ſich einwühlend. Breitingen, Mai 1910 363
Maulwurf, an die Oberfläche kommend. Vivarium 364
Maulwurf. Vivarium 365

Murmeltier

(Arctomys marmota L.).

Aufnahmen von M. Behr im Allgäu, Kemptener Hütte, Juli 1909.

Spielende junge Murmel . . . . vor 369
Murment'lbau in ſeiner charakteriſtiſchen Landſchaft 369
Murment'l-Äſungsplatz 371
Murment'l-Äſungsplatz 373
Murment'lbau 372
Loſungsplatz des Wachtmurment'ls . 375
Murment'lſpuren im Schnee 376
Murment'lſpuren im Schnee 377
Murment'l am Bau 379
Murment'l am Bau. Im Hintergrund Schnee 380
Murment'l, ſichernd 381
Murment'l am Bau. Schnee im Hintergrund 383

Digitized by Google

Seite

Altes und junges Murment'l . . . 384
Murment'l am Bau 385
Murment'l, sich kratzend 388
Murment'ln 389
Murment'l, äsend 391
Murment'l vor dem Bau 393

Steinmarder

(Martes fagorum L.).

Aufnahmen von Douglas Englisch. Vivarium.

Steinmarder, auf einem Stamm ruhend 397
Steinmarder, aufmerksam werdend . 399
Steinmarder, spielend . . . . nach 400
Steinmarder, angespannt lauernd . . 401
Steinmarder 403
Steinmarder 405
Steinmarder, interessiert 407
Steinmarder, interessiert 408

Dachs

(Meles meles L.).

Aufnahmen von M. Behr, O. Pfaff, Douglas Englisch.

Dachsbau mit Wechseln. Thieleberg bei Aken, Oktober 1909 411
Dachsfährte, links davon Iltisfährte — links davon Fasanfährte. Connewitz, Februar 1909 412
Dachslosungsgrube. Thieleberg bei Aken, Oktober 1909 413
Dachs, morgens um 8 Uhr nach seinem Bau wechselnd. Connewitz, Januar 1909 415
Dachs, morgens gegen 8 Uhr nach seinem Bau wechselnd. Connewitz, Januar 1909 . . . . . nach 416
Dachs am Eingang zum Bau. Vivarium 418
Dachs vor seinem Bau. Vivarium . . 419
Dachs im Eingang zum Bau. Vivarium 420
Dachs im Eingang zum Bau. Vivarium 421
Zwei Dachse, in den Bau zurückschleichend. Vivarium 423
Zwei Teckel mit eben gegrabenem Dachs. Nauort (Westerwald) 1909 . . . 423

Ziesel

(Spermophilus citillus L.).

Aufnahmen von K. Soffel, Stephainsky, M. Steckel.

Ziesel, zwei Tiere im Schlafkasten. Vivarium . . . . . gegenüber 432
Ziesel im Schlafkasten, erschreckt. Vivarium 429
Zieselbau. Lamsdorf, August 1909 . 430
Zieselmännchen, ein Weibchen treibend. Lamsdorf, April 1910 431
Ziesel in kauernder Stellung, sich sicher fühlend. Lamsdorf, April 1910 . . 432
Ziesel vor dem Bau, ängstlich sichernd. Lamsdorf, April 1910 (nicht 1909) . 433
Ziesel, in den Bau fliehend. Lamsdorf, April 1910 434
Drei Jungziesel, in der Nähe des Baues sich sonnend. Klein-Strehlitz, April 1910 435
Ziesel, aus dem Steilbau sichernd. Lamsdorf, April 1909 436
Zieselpärchen vor dem Bau (rechts Männchen). Lamsdorf, April 1910 . 437
Ziesel, im Flachbau verschwindend. Lamsdorf, April 1910 438
Ziesel, längs eines Schützengrabenauswurfs flüchtend. Lamsdorf, April 1910 439
Ziesel, Männchen machend und die Umgebung musternd. Lamsdorf, April 1910 440
Ziesel. Lamsdorf, April 1910 . . . 441
Ziesel, nach starkem Gewitter den Bau, der unter Wasser steht, verlassend. Feldmark Klauschnitz, April 1910 . 442
Ziesel, nach starkem Regen, der alle Röhren gefüllt, vergebens Unterschlupf suchend. Feldmark Klauschnitz, April 1910 443
Ziesel, nachdem es lange Männchen gemacht, in sich zusammengesunken. Feldmark Klauschnitz, April 1910 . 444
Ziesel auf blühender Wiese. Lamsdorf, August 1909 445

Eisbär

(Ursus marinus Pall.).

Aufnahmen von A. Leverkus-Leverkusen. Nordost-Grönland-Expedition 1907.

Mitternachtssonne im ewigen Eis . . 447
Packeis, das Revier der Eisbären . . 448
Schwimmender Eisbär . . gegenüber 448
Wo die Bären leben 449
Bärin mit zwei Jungen, ca. 30 Meilen von der Küste im typischen Packeis . 450
Eisbärenfamilie auf dem Eis . . . 451
Bärin mit Jungen 454
Eisbärenfamilie, ins Wasser gehend . 455

Digitized by Google

Seite

Bärin ihre Jungen führend 457
Rinnender Eisbär 459
Im Wasser Mutter und zwei Junge . 461
Rinnende Bärenfamilie. Bärin mit zwei halbjährigen Jungen . . . 463
Depot auf Shannon-Insel. Die Kohlensäcke sind von Eisbären unter den Booten hervorgezerrt und verstreut worden 467
Rinnende Bärenfamilie. Bärin mit ihren beiden Jungen im zweiten Jahre . 469
Eisbärin mit ihren Jungen. Im Moment, wo ein Nackenschuß sie auf der Stelle tötet 473
Einem gestreckten Kapitalbären wird vom Boot aus ein Tau hinter die Vorderbranten gelegt, um ihn an Bord zu hissen 475
Bärin mit Jungem im Wasser . . . 477
Eisbären im Wasser 479
Kapitalbär an Bord. Eissturmvögel umschwimmen das Schiff 482
Frischgefangene Jungbären an Bord . 483
Junger, eben gefangener Eisbär an Bord 484

Brandmaus

(Mus agrarius Pall.).

Aufnahmen von K. Soffel, aufgenommen bei Schloß Bischofstein im Eichsfeld.

Brandmaus im Fallaub 486
Brandmaus, aus dem Fallaub sichernd 487
Brandmaus, vor ihrem Loche sich putzend. Kurz vor Sonnenuntergang gegenüber 488
Brandmaus, aus ihrem Loche kommend 488
Brandmaus, in der Nähe ihres Loches Nahrung suchend 489
Brandmaus unter überhängenden Wurzeln nagend 490
Brandmaus, sich putzend, dicht bei ihrem Loch 491
Brandmaus beim Köder 494
Brandmaus, vom Köder fressend . . 495
Knapp halbtägige Brandmäuse im geöffneten Nest 496
Brandmaus, sich heftig putzend . . . 497

Walroß

(Trichechus rosmarus L.).

Aufnahmen aus Nansen. In Nacht und Eis.

Walrosse im Wasser 505
Auftauchendes Walroß 507

Seite

Ruhende Walrosse 509
Auf dem Eise ruhende Walroßherde . 513
Walroßjagd 514

Moschusochse

(Ovibos moschatus).

Aufnahmen von R. E. Peary. Nordpolexpedition 1905/06.

Die Moschusochsenherde auf Nares-Land von Hunden gestellt . . nach 498
Alter Moschusochsenbulle von Hunden gestellt. Bei Kap Columbia . . . 501

Große Hufeisennase

(Rhinolophus ferrum equinum Schreb.).

Aufnahmen von Douglas English, K. Soffel.

Kleine Hufeisennase, in der Nähe eines Bodenfensters an einem Balken hängend. Schloß Bischofstein, Sommer 1910 . . . . . gegenüber 515
Große Hufeisennase, sichernd. Vivarium 516
Pärchen der Großen Hufeisennase in einer Bodenkammer. Schloß Bischofstein, August 1910 517
Große Hufeisennase, kriechend. Vivarium 520
Große Hufeisennase. Blitzlichtaufnahme in einem Zimmer, in dem Moment, als sie einen Vorhang anfliegt. Schloß Bischofstein, Juni 1912 521
Große Hufeisennase, sich putzend. Schloß Bischofstein, Juni 1910 523
Große Hufeisennase, ruhend. Vivarium 526
Große Hufeisennase. Schloß Bischofstein, Juni 1910 532

Kleine Hufeisennase

(Rhinolophus hipposideros Bchst.).

Aufnahmen von Douglas English, K. Soffel.

Kleine Hufeisennase, schlafend und die Flughäute um sich geschlagen. Seitenansicht. Vivarium 518
Kleine Hufeisennase, schlafend und die Flughäute um sich geschlagen. Von vorne gesehen. Vivarium . . . 519
Kleine Hufeisennase, kriechend. Vivarium 527

Digitized by Google

Seite

Kleine Hufeisennase, zwischen Bodengerümpel bei kaltem Wetter. Schloß Bischofstein, Oktober 1909 . . . 548

Langohrige Fledermaus
(Plecotus auritus L.).

Aufnahmen von Douglas English, O. Grabham, F. W. Taylor.

Langohrige Fledermaus (2 Bilder). Vivarium 534
Langohrige Fledermaus, an einer Mauer aufgehängt. Yorkshire (England), Mai 1906 535
Langohrige Fledermaus. Sie hat die großen Ohren unter die Flügel geschlagen, so daß nur die Ohrdeckel hervorschauen 536
Langohrige Fledermaus, lauschend. Vivarium 537

Frühfliegende Fledermaus
Abendsegler oder Speckmaus
(Vesperugo noctula Schreb.).

Aufnahmen von R. Paul, Douglas English.

Speckmaus. 4 Tiere an einer Mauer. Glogau, Juni 1908 . . . . oben 522
Frühfliegende Fledermaus, kletternd (4 Bilder). Vivarium 543
Zwei Abendsegler, sich zankend. Vivarium 544
Zwei ruhende Abendsegler. Vivarium 545

Rauhaarige Fledermaus
(Vesperugo Leisleri Kuhl.).

Aufnahme von O. Grabham.

Rauhaarige Fledermaus an einer Mauer (2 Bilder). Yorkshire (England), August 1909 549

Zwergfledermaus
(Vesperugo pipistrellus Schreb.).

Aufnahmen von O. Grabham, Graf Münster, Douglas English.

Zwergfledermaus an einer Mauer. Yorkshire England), Mai 1904 . . 529

Seite

Zwergfledermaus auf einem Ast kletternd. Vivarium 530
Zwergfledermaus auf einem Ast kletternd. Vivarium 531
Zwergfledermaus. Linz, Mai 1910 . 532
Zwergfledermaus (2 Bilder). Vivarium 551

Spätfliegende Fledermaus
(Vesperugo serotinus Schreb.).

Aufnahmen von O. Grabham, Douglas English.

Spätfliegende Fledermaus an einer Mauer. Isles of Wight. August 1909 546
Spätfliegende Fledermaus, kriechend. Vivarium 547

Gefranste Fledermaus
(Vespertilio Nattereri Kuhl.).

Aufnahmen von Douglas English.

Gefranste Fledermaus, kriechend (2 Bilder). Vivarium 539
Gefranste Fledermaus, aufgehängt und sitzend (2 Bilder). Vivarium . . . 341

Bartfledermaus
(Vespertilio mystacinus Leisl.).

Aufnahme von F. W. Taylor.

Bartfledermaus, ruhend. York, Juni 1909 550

Wasserfledermaus
(Vespertilio Daubentoni Leisl.).

Aufnahmen von K. Soffel.

Wasserfledermaus auf einem Schutthaufen kriechend (Blitzlicht). Salona (Dalmatien), Mai 1909 522
Wasserfledermaus. Blitzlichtaufnahme in unbewohntem, zerfallenem Gebäude. Salona (Dalmatien), Mai 1909 524
Wasserfledermaus, unruhig vor dem Abfliegen. Blitzlichtaufnahme in unbewohntem, zerfallenem Gebäude. Salona (Dalmatien), Mai 1909 . . 525
Wasserfledermaus. Salona (Dalmatien), Mai 1909 . . . . . gegenüber 545

Digitized by Google

Regiſter.

Seite

A.

Abendſegler . . 522. 526. 543—546. 551
abramus (Veſperugo) 551
agrarius (Mus) 485
Alces alces (L.) 189
alces (Alces) 189
Alpenfledermaus 542. 544. 551
americanus (Alces) 190
Arctomys marmota (L.) 367
auritus (Plecotus) . . . . . 533—537

B.

barbaſtellus (Synotus) . . . 544. 545
Bartfledermaus 550. 551
Bechſteini (Veſpertilio) 551
Blinder Maulwurf 357
Brandmaus 485
Breitohr 544. 545

C.

citillus (Spermophilus) 427
coeca (Talpa) 357
Cricetus cricetus (L.) 166
cricetus (Cricetus) 166

D.

Dachs 410
Dama dama (L.) 91
dama (Dama) 91
Damhirſch 91
Daubentoni (Veſpertilio) . 522. 524—526
discolor (Veſperugo) 545

E.

Eisbär 446
Elch 189
europaea (Talpa) 347

F.

fagorum (Martes) 396
Feldhaſe 321
ferrum equinum (Rhinolophus) 516. 517. 520. 521. 523. 526. 552
Fledermäuſe 515
Frühfliegende Fledermaus 522. 526. 543 bis 546. 551

G.

Gefranſte Fledermaus . . . 539. 541. 551
Gemeine Fledermaus . 515. 516. 520. 551
Gemſe 1
gigas (Alces) 190
glis (Myoxus) 70
Große Hufeiſennaſe 516. 517. 520. 521. 523. 526. 552
Großohrige Fledermaus 551

H.

Hamſter 166
hipposideros (Rhinolophus) 517—519. 522. 548

K.

Kleine Hufeiſennaſe . . 517—519. 522. 548

L.

Langflüglige Fledermaus 551
Langohrige Fledermaus . . . 533—537
Leiſleri (Veſperugo) 549. 551
Lepus timidus (L.) 321

M.

machlis (Alces) 190
marinus (Ursus) 446
marmota (Arctomys) 367
Martes fagorum (L.) 396
Maulwurf 347
maurus (Veſperugo) . . . 542. 544. 551
Mäuſeohr 515. 516. 520. 551
Meles meles (L.) 410
meles (Meles) 410
Miniopterus Schreiberſi (Natt.) . . . 551
moſchatus (Ovibos) . . . 498. 499. 501
Mopsfledermaus 544. 545
Moſchusochſe 498. 501
murinus (Veſpertilio) . 515. 516. 520. 551
Murmeltier 367

Seite

Mus agrarius (Pall.) 485
Myoxus glis (L.) 70
mystacinus (Vespertilio) . . . 550. 551

N.

Nattereri (Vespertilio) . . . 539. 541. 551
Nilssoni (Vesperugo) 542
noctula (Vesperugo) 522. 526. 543—546. 551
Nordische Fledermaus 542

O.

Ovibos (moschatus) . . nach 498. 499. 501

P.

palmatus (Alces) 190
pipistrellus (Vesperugo) 520. 523. 528—532. 542. 551
Plecotus auritus (L.) . . . . 533—537

R.

Rauhaarige Fledermaus . . . 549. 551
Rauharmige Fledermaus 551
Rhinolophus ferrum equinum (Schreb.) 516. 517. 520. 521. 523. 526. 552
Rhinolophus hipposideros (Bchst.) 517—519. 527. 548
rosmarus (Trichechus) 498. 505. 507. 509. 513. 514
Rupicapra rupicapra 1
rupicapra (Rupicapra) 1

S.

Schreibersi (Miniopterus) 551
serotinus (Vesperugo) . . . 546. 547. 551
Siebenschläfer 70
Spätfliegende Fledermaus . 546. 547. 551
Speckmaus . . . 522. 526. 543—546. 551
Spermophilus citillus (L.) 427
Steinmarder 396
Synotus barbastellus (Schreb.) . 544. 545

T.

Talpa coeca 357
Talpa europaea (L.) 347
timidus (Lepus) 321
Trichechus rosmarus (L.) 498. 505. 507. 509. 513. 514

U.

Umberfledermaus 542
Ursus marinus (Pall.) 416

V.

Vespertilio Bechsteini (Leisl.) 551
Vespertilio Daubentoni (Leisl.) 522. 524—526
Vespertilio murinus (Schreb.) 515. 516. 520. 551
Vespertilio mystacinus (Leisl.) . . 550. 551
Vespertilio Nattereri (Kuhl.) 539. 541. 551
Vesperugo abramus (Temm.) . . . 551
Vesperugo discolor (Natt.) 545
Vesperugo Leisleri (Kuhl.) . . 549. 551
Vesperugo maurus (Blas.) . 542. 544. 551
Vesperugo Nilssoni (Keys.-Bl.) . . . 542
Vesperugo noctula (Schreb.) . 522. 526. 543—546. 551
Vesperugo pipistrellus (Schreb.) 520. 523. 528—532. 542. 551
Vesperugo serotinus (Schreb.) 546. 547. 551

W.

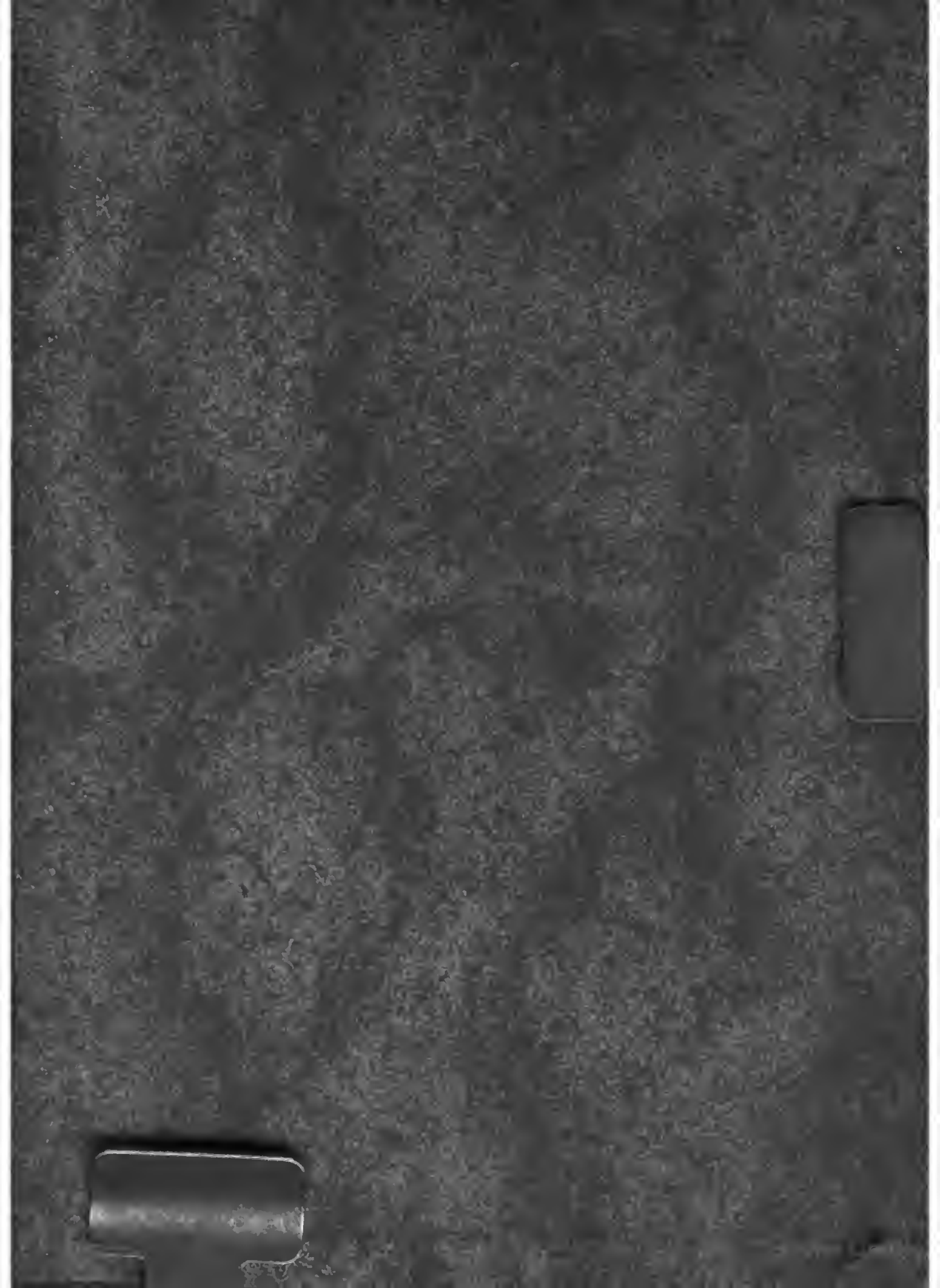
Walroß . . 498. 505. 507. 509. 513. 514
Wanderfledermaus 542
Waſſerfledermaus . . . . 522. 524—526

Z.

Ziesel 427
Zweifarbige Fledermaus 545
Zwergfledermaus 520. 523. 528—532. 542. 551

Digitized by Google

Digitized by Google



UNIVERSITY OF CHICAGO
101 927 400
by Google

UNIVERSITY OF CHICAGO
101 927 400

UNIVERSITY OF CHICAGO
101 927 400
by Google

UNIVERSITY OF CHICAGO
101 927 400

UNIVERSITY OF CHICAGO
101 927 400